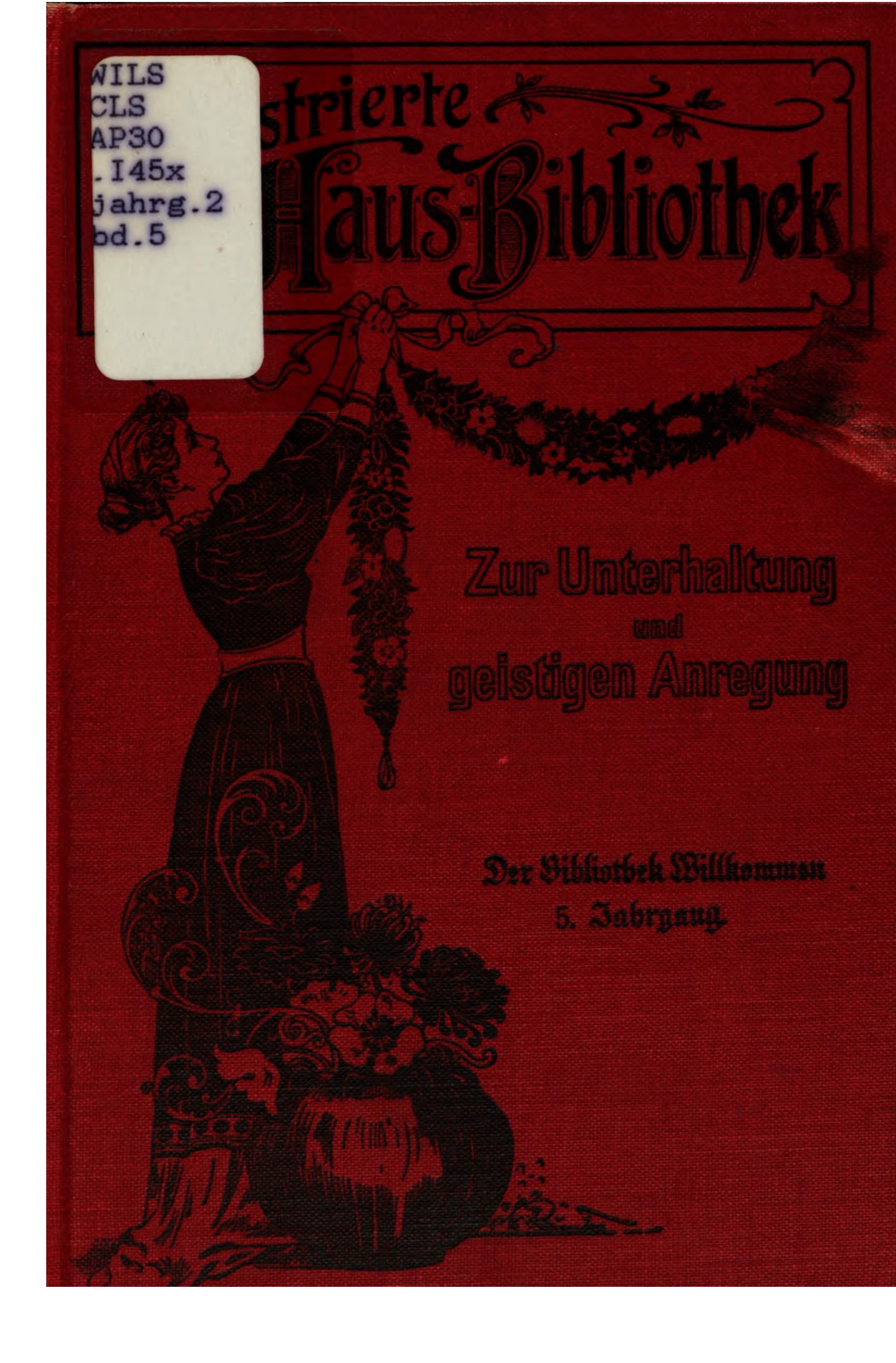


...strierte
...Haus-Bibliothek
Zur Unterhaltung
und
geistigen Anregung
Der Bibliothek Willkommen
5. Jahrgang.

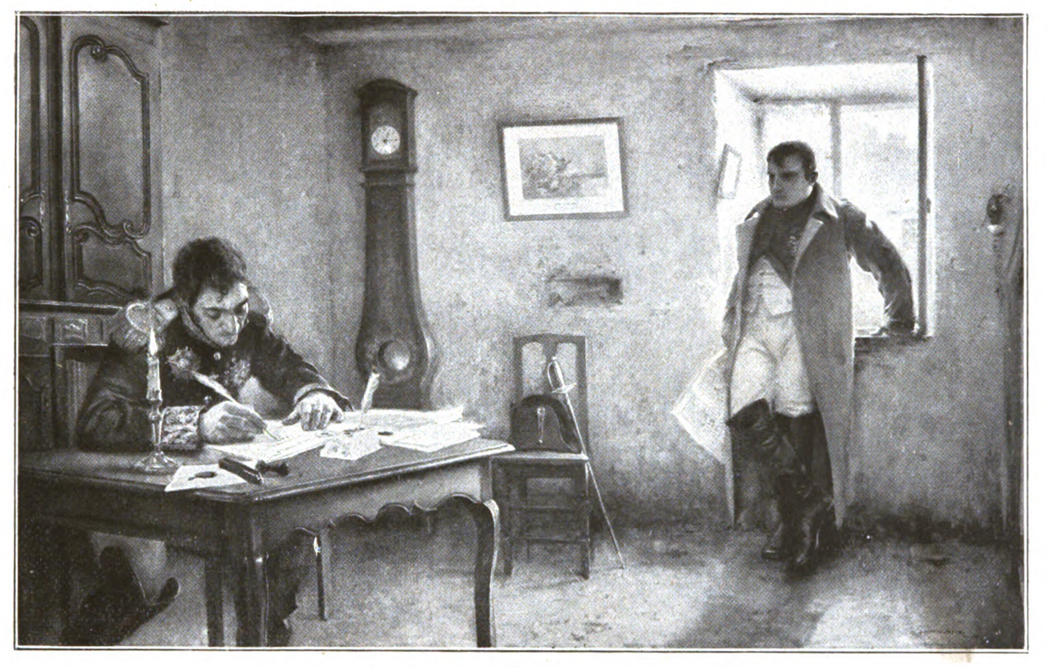


Aus der Bibliothek von:



Illustrierte Haus-Bibliothek

Jahrgang II



Napoléon diktiert Marschall Berthier seine Befehle.
(Nach dem Gemälde von J. A. Muenier.)

Illustrierte
Haus-Bibliothek

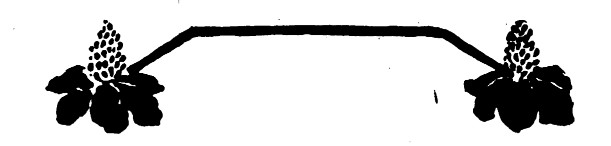
Zur Unterhaltung . . .
und geistigen Anregung

Band V

Berlin-Leipzig
W. Vobach & Co.
Verlagsbuchhandlung

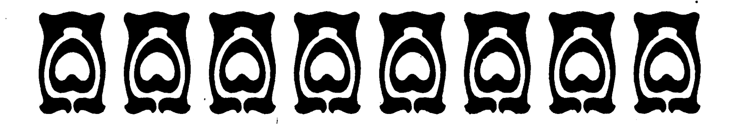


Druck von
W. Vobach & Co.
in Leipzig-R.



Inhalts-Verzeichnis.





Pflug und Schwert.

Original-Roman von Heinrich Vollrat Schumacher.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)



Hilde vermochte nicht weiter zu denken. Ihre müden, gequälten Sinne verwirrten sich. Alles um sie her drehte sich in wirren, wirbelnden Kreisen. Mit beiden Händen fuhr sie sich an die brennende Stirn und preßte sie zwischen die zuckenden Finger. Aus großen, furchtsamen Augen starrte sie ins Leere. Immer nur auf einen Punkt, auf das eine Bild, das vor ihr aus dem Schatten jenes Winkels heraufstieg.

Ein Bild voll Grauen — ein blutig Bild ...

Lachender Sonnenschein auf einer grünen Wiese — leises Blätterrauschen und Bienengesumme um blühende Blumen — fernerhin schluchzte eine Nachtigall ...

Auf der grünen Wiese aber standen sich zwei Männer gegenüber — todbringende Waffen in den Händen ... Dittmar und der alte Rottorp ... Hilde konnte alles sehen. Sie stand hinter einen Baum geschmiegt und wartete. Wartete auf das Seltsame, Furchtbare, das da geschehen sollte.

Und die Männer hoben die Waffen — Dittmar zuerst — dann der alte Rottorp —

Aber was war das? Das war ja nicht der alte Freiherr ... Das war — Rottorp war's, Karl von Rottorp, der Sohn ...

Während er die Waffe hob, lächelte er. Und mit diesem Lächeln schoß er in die Luft. Aber der andere — Dittmar — auch er hob die Waffe — teuflischer Hohn lag auf seinem verzerrten Gesicht, finstere Rache ...

Hilde stürzte hervor, zu dem Geliebten hin. Wehrend hob sie ihre Hände gegen den Feind ...

Aber schon erdröhnte der Schuß ... ein zuckender Schmerz ging durch ihre Brust — tief wühlte sich die Kugel ein, tiefer — tiefer ... Hildes Füße wankten — sie fiel ...

Mit einem leisen, wehen Seufzer fiel sie in das grüne Gras ...

Das Letzte, was sie sah, war das Gesicht des Mörders — Dittmars Gesicht — oder war's Franz, der Stiefbruder, der sie aufhob?

Sie wußte es nicht. Die Nachtigall verstummte. Die Sonne erlosch.

Als der Landrat hinzusprang, fiel sie ihm bewußtlos in die Arme. Er trug sie auf das Bett des Vaters im Nebenraum.

„Es war zu viel für sie!“ sagte er, während er ihr die Schläfen wusch, um sie ins Bewußtsein zurückzurufen. Und er richtete einen schrecklichen Blick auf seinen Vater, der wortlos dabei stand. „Wenn sie daran stürbe ...“

Amtmann Dreßler starrte das bleiche Gesicht auf dem Kissen an. Hinter jener kindlichen Stirn ruhte sein Geheimnis. Immer größere Kreise zog die alte Schuld, immer neue Mitwisser zog sie herbei. Würden diese zusammengepreßten Lippen dort sich dereinst öffnen, um zu reden?

Und Hilde sah in diesem Augenblicke aus, wie ihre Mutter ausgesehen hatte, als sie auf dem Sterbebette lag. Die hatte zu schweigen verstanden. Eine zarte, stumme Blume, die ihr stilles Geheimnis in ihrem weißen Blütenkelche verschlossen ein ganzes Leben lang getragen hatte. Das Geheimnis ihrer Liebe zu dem Nottorp, dem Vater.

Auch Hilde liebte einen Nottorp. Nottorp den Sohn.

Wenn auch sie daran stürbe ...

XVII.

Langsam verstrichen die Tage. Für Regine viel zu schnell. Seit sie im Krankenhause war, schienen ihr die Stunden zu eilen. Die Pflege der Kranken nahm sie unausgesetzt in Anspruch. Jeder Tag brachte neue Gesichter, neue Leiden, neue Klagen. Die Räume des Hauses reichten nicht aus, alle aufzunehmen; der Magistrat öffnete die Säle des alten Rathauses, private Wohlthätigkeit schaffte Betten, Lebensmittel, Arzneien. Aber auch das genügte noch nicht; eine große Menge Kranker lag in den eigenen Wohnungen, viele von den Angehörigen aus Furcht vor Ansteckung verlassen, alle ohne ausreichende Pflege.

Außer Regine hatten sich noch mehrere Frauen der Stadt zur Hilfeleistung gemeldet; keine von ihnen war zurückgewiesen worden. Dennoch zeigten sich ihre vereinten Kräfte zu schwach; das allgemeine Leiden wuchs täglich. Und kein Ende war zu erblicken, keine Erlösung.

So hatte Regine keine Zeit, an sich selbst zu denken. Wie ausgelöscht aus ihrer Erinnerung erschien ihr das Vergangene. Was wollte auch das eigene kleine Leid bedeuten gegenüber diesem großen Entsetzen, das über das ganze Volk gekommen war!

Und — war jenes Leid nicht vielleicht dadurch entstanden, daß sie zu viel gedacht, gegrübelt, in ihrer eigenen Seele zu lesen gesucht hatte? Die Einsamkeit des väterlichen Hauses, die Freudlosigkeit ihrer Jugend hatten sie kopfhängerisch und schwarzsehend gemacht. Aengstlich hatte sie jede Regung ihres Innern belauscht und oft vorüberhuschenden Empfindungen übergroße Wichtigkeit beigelegt. Alles von außen an sie Herantretende hatte ihr Furcht eingejagt, ihren Hang zur Zurückgezogenheit in sich selbst vergrößert und verstärkt. So daß sie das Fremde bald nicht mehr begriff, sich selbst nicht mehr verstand.

Das war es. Nicht Karl von Nottorp war ihr ein Fremder geworden in der Zeit des Krieges, sie vielmehr sich selbst. Vom übereifrigen Hineinsehen in die Wirrnis ihres Herzens hatten ihr die Augen gethränt; und zuletzt hatte sie für Wahrheit ge-

halten, was doch nur ein Gespinst ihrer hin und her flatternden Phantasien gewesen war.

Das Krankenhaus aber machte sie nun wieder gesund und klarsehend. Sie hatte nun einen Maßstab für das, was Leiden hieß. Vor ihr türmte sich das Leiden der Mütter, der Väter, der Kinder, der Gatten zu einem gewaltigen, in die Wolken ragenden Gebäude voll Jammer und Thränen; vor ihm verschwand der eigene kleine Schmerz, wie ein leichtes Steinchen am Wege, das ein ruhig dahinschreitender Fuß zur Seite schob.

Und nun dachte sie gar nicht mehr daran, daß es eine wunde Stelle in ihrem Herzen gab. Sie träumte auch nicht mehr. War die Stunde ihrer Ablösung gekommen, so sank sie sofort in einen tiefen, traumlosen Schlummer, aus dem sie erst erwachte, wenn die Hand der müden Genossin, deren Stelle sie einnehmen sollte, ihre Schulter rüttelte.

Dieses neue, thatenreiche Leben bekam ihr gut. Ihre Gestalt hatte sich gestreckt, ihre Augen sich geklärt, ihre Bewegungen das Unruhige, Hastige verloren. Ihre Stimme klang bestimmt, da war nichts Tastendes, Ungewisses mehr. Eine tiefe, innere Freude war in ihr, ein frischer Schwung, der ihr ganzes Wesen mit einer milden Heiterkeit überströmte, seltsam angesichts ihrer Umgebung voll düsterer Verzweiflung, um so kostbarer, je seltener sie war.

„Schon ihr Gesicht allein mit seinem ruhigen, steten Lächeln ist ein Heilmittel für die Kranken!“ sagte der Stadtarzt öfter, wenn er von Regine sprach. „Und vielleicht das beste Heilmittel!“

„Schwester Regine“ riefen sie ihre Pflegebefohlenen, und ihnen war das Wort nicht nur die gewohnte Bezeichnung für eines dieser Wesen voll Opfermut und Entsagung, Regine war ihnen allen wirklich etwas, wie eine leibliche Schwester. Für alle hatte sie ein freundliches, aufmunterndes Wort; die Hand, mit der sie die Kissen der Sterbenden zurechtlegte, war leicht und kühl, niemals verriet ihr lächelndes Gesicht etwas von dem Schrecken, der rings umher herrschte. Und sie verstand zu beten.

Sie betete mit den Armen, wie eine Mutter mit ihrem Kinde betet. Eine Mutter, die sich selbst ein kindlich Herz bewahrt. Und die Sterbenden, mit denen sie betete, wurden wirklich wieder wie Kinder. Sie sahen den Tod nicht, der zu

ihnen hereintrat als eine Gestalt voll finsteren Entsetzens und ihnen die Augen zudrückte mit dem linden Finger eines himmlischen Botens des Friedens. Lallend sprachen sie Regine die gläubigen Worte nach, und da sie glaubten, wurde ihnen das Sterben leicht.

War einer ihrer Kranken so in ihren Armen verschieden, so fühlte sich Regine doppelt froh bewegt. Das, was Anderen Furcht und Grauen erregte, erfüllte sie mit elastischer Heiterkeit. Das schönste und beste Geschenk des Himmels — war's nicht ein leichter Tod, ein sanftes, leise entschwebendes Hinüberträumen?

War das Leiden selbst ein grausamer, blutiger Krieg, so war ein solches Sterben ein glorreicher Sieg.

* * *

Es war ein Sonntag. Im Wartezimmer des Krankenhauses harrte schweigend eine Schar ärmlich gekleideter Menschen des Augenblicks, da der Arzt erscheinen würde, um ihnen Nachricht über die Angehörigen zu geben, die dort hinter den geschlossenen Thüren mit ihrem Schicksal rangen.

Eine kleine, zierliche Frau saß in banger Erwartung auf einem Stuhl in einem Winkel, ihre beiden Kinder an sich drückend, einen Knaben von zwei und ein Mädchen von sieben Jahren. Ihre Augen blickten trüb und kummervoll und stille Thränen liefen über ihre blassen, verhärmten Wangen.

Eine andere Frau, groß, hager, knochig, mit einem derben, gutmütigen Gesicht, stand vor ihr und sprach leise in sie hinein mit lebhaften Hand- und Kopfbewegungen. Ein alter invalider Mann saß etwas abseits und hörte zu, müde vor sich hindämmernd.

„Ja, vormittags hab' ich eine Aufwartestelle!“ sagte Frau Mels, „und nachmittags spinne ich! Für Andere!“

Der Invalide nickte vor sich hin.

„Wenn man nur arbeiten kann!“ murmelte er. „Wenn man nur arbeiten kann!“

„Es ginge ja auch ganz gut!“ fuhr Frau Mels fort. „Trotz der fünf Kinder! Aber da muß das mit meinem Mann passieren, daß er die Krankheit kriegt! Eben ist er aus dem

Kriege gekommen und hat kaum Arbeit gefunden als Schlosser, da kommt die Krankheit, und nun liegt er da!“

„Wenn man nur arbeiten kann!“ stammelte der Invalide wieder nickend, mit seinen glanzlosen Augen ins Leere starrend. „Mir haben sie das linke Bein abgeschossen, in Rußland! Ja, arbeiten muß man können!“

Er murmelte noch etwas Unverständliches in sich hinein und ließ dann verstummend den grauen Kopf auf die Brust sinken.

„Er sprach von seiner Frau!“ flüsterte Frau Mels der anderen zu. „Sie ist auch hier. Sie ist Wäscherin! Na, sie haben wenigstens keine Kinder!“

Die Andere brach plötzlich in Schluchzen aus.

„Die Kinder! Ach Gott, die Kinder!“

Frau Mels faßte bestürzt ihre Hand.

„Nanu, Frau! Was ist denn? Was habt Ihr denn?“

Jene schluckte krampfhaft an ihren Thränen. Ihre kleine, zarte Gestalt bog und krümmte sich zusammen und ihre Augen blickten angstvoll, wie die eines armen, verwundeten Vögelchens.

„Die Kinder, die Kinder!“ sagte sie weinend und zog den Knaben und das Mädchen noch fester an sich, als fürchte sie, auch diese beiden zu verlieren. „Ich habe doch drei. Und mein Mann ist im Kriege geblieben — und ich gehe doch plätten außer dem Hause! Und meine Elli — sie ist jetzt zehn Jahre — da hat sie mir geholfen, wie sie konnte: Botengänge, kleine Besorgungen und so was. Und da — vorige Woche bringt sie die Krankheit mit nach Haus. Nun liegt sie hier. Zehn Jahre ist sie erst, und so brav!“

Ihre Stimme brach; sie drückte die beiden Kinder an sich mit ihren zitternden Händen und verbarg zwischen ihnen ihr blasses, thränenüberströmtes Gesicht.

Frau Mels erwiderte nichts. Sie schüttelte nur kummervoll den Kopf.

„Wenn man nur arbeiten kann!“ murmelte der Alte. —

Ein großer, hagerer Mensch kam von draußen herein; abgerissen, zerlumpt. Ein langer, schwarzer Bart hing ihm struppig auf die Brust herab; in seinem von Leidenschaften durchwühlten Gesicht glühten ein paar finstere, tückisch und ver-



Im Wartezimmer des Krankenhauses harrte schweigend eine Schar ärmlich gekleideter Menschen . . .

schlagen blickende Augen; quer über Stirn und Kopf zog sich eine breite, dunkel gerötete Narbe.

Hinter ihm erschien eine der Krankenwärterinnen in der Thür.

„Besetzt ist alles, sagt Ihr?“ rief er mit starker, grober Stimme, und seine Hände ballten sich vor Wut. Plötzlich aber erschrak er, wie vor dem eigenen lauten Ton. Und hüstelnd, gedämpft, setzte er hinzu: „Ich kann nicht weiter! Ich bin ein armer, kranker Mensch!“

Seine Sprache hatte keinen Anklang an den Dialekt der Gegend. Die Wärterin musterte ihn zweifelnd.

„Krank seht Ihr nicht aus!“

Er lachte wild auf.

„Das ist es ja! Es sieht's mir keiner an! Ich bin schon in vielen Hospitälern gewesen, aber — auf der Straße wollen sie mich umkommen lassen!“

„Ich werde mit dem Doktor sprechen!“ sagte die Wärterin und ging.

Der Fremde blickte ihr höhnisch nach.

„Thut das! Ich will doch sehen, ob —“

Mit einer wütenden Handbewegung wandte er sich ins Zimmer zurück.

„Wenn aber doch alles besetzt ist!“ sagte Frau Mels scharf.

Er sah sie starr und herausfordernd an.

„Dann sollen sie mir Platz machen!“ Etwas wie ein verschmitztes Lachen glühte in seinen Augen auf. „Ich habe wahrlich keine Lust, in dem Wetter —“

„Und wenn man nicht arbeiten kann!“ nickte der Invalide murmelnd.

Jener lachte hohnvoll.

„Arbeiten?“

Er zuckte die Achseln. Durch den zerrissenen Rock sah man das Spiel seiner starken Muskeln, das feste Fleisch seiner Arme.

Frau Mels wandte ihm ihr Gesicht voll Empörung zu.

„So einer seid Ihr? Ihr arbeitet nicht, Ihr bettelt? Aber die hier drin sind, arbeiten alle!“

„Nun ja, nun ja!“ brummte der Mann verstockt und wandte seine Augen von ihrem offenen, zorngeröteten Gesicht ab.

In diesem Augenblicke trat Regine ein, gefolgt von der Wärterin, die sie herbeigerufen hatte. Der Arzt konnte noch nicht abkommen; er hatte mit einem eben neu eingelieferten Kranken zu thun.

Etwas wie ein heller Schein ging bei Reginens Anblick über die vergrämten Gesichter. Alle drängten sich um sie, drückten ihr die Hände, bestürmten sie mit Fragen nach dem Ergehen ihrer Verwandten. Sogar der Invalide erhob sich mühsam und wankte an seinem Stocke zu ihr hin.

Regine antwortete auf alle Fragen und Zurufe mit demselben sanften Lächeln, das neue Hoffnung und neuen Mut in die Herzen dieser Armen goß. Selbst den verzweifeltsten Fällen wußte sie irgendwo eine gute Seite abzugewinnen. Was hätte es ihnen genutzt, wenn sie immer und überall nur die kalte, nackte Wahrheit vernommen hätten? Hätten sie etwas ändern können? Trost that ihnen not, und Trost gab ihnen Regine.

Allmählich leerte sich das Zimmer.

Als Letzte ging die kleine, zierliche Frau mit den beiden Kindern. Für sie hatte Regine mehr als Trost, für sie hatte sie Gewißheit, eine glückliche, beseligende Gewißheit.

Die Mutter hatte sich getäuscht; das kranke Kind war nicht von der furchtbaren Seuche befallen; nur ein zwar ansteckender, aber leicht heilbarer Ausschlag war's, den das Kind von der Berührung mit anderen heimgebracht.

„Dennoch würde ich nicht raten," setzte Regine hinzu, „es hier fortzunehmen. Die beiden dort könnten es sonst auch bekommen. Natürlich liegt das Kind abseits von den Pestkranken und wird auch von einer Schwester gepflegt, die nichts mit der Seuche zu thun hat. Es fühlt sich schon wieder ganz wohl und läßt die Mutter und die Geschwister grüßen. Gestern hat es sogar einmal herzlich gelacht!"

Die Plätterin schluchzte in freudiger Bewegung auf. Sie zog die beiden Kinder heran und schob sie zu Regine hin.

„Dankt!" stammelte sie erstickt. „Dankt, Kinder, dankt!"

Regine kniete zwischen ihnen nieder und streichelte die verschüchterten Gesichtchen. „Ja, das Schwesterchen wird wieder gesund! Klein-Elli wird wieder mit euch spielen, Hottopferd und Verstecken! Und ihr werdet mit ihr lachen —"

Sie selbst lachte aufmunternd. Der kleine Junge starrte sie noch einen Augenblick fremd an, dann — plötzlich lachte auch er. Und das Mädchen stimmte ein.

Wie munteres Vogelgezwitscher klang's in dunkler Nacht. In diesem ernsten Raume, um den rings Schrecken und Tod lagerten.

Regine begegnete dem Blicke des Landstreichers. Einem seltsamen Blicke. Ein Gemisch lag darin wie von höhnischer Ironie, von unwillkürlicher Ergriffenheit, von innerem Sträuben gegen den Eindruck jenes kindlichen Lachens. Und durch das alles zog es sich wie das dämmernde Erwachen einer fernen Erinnerung, einer schlummernden Seele.

Vielleicht hatte der Mann auch Kinder — irgendwo in der weiten Welt — Kinder, die er vielleicht verlassen oder verloren hatte — Kinder, an die er nun dachte.

Freundlich wandte sie sich zu ihm, als sie allein waren.

„Ihr wünscht hier Aufnahme? Sie sind groß und stark —"

Er warf den Kopf zurück in trotziger Verlegenheit.

„Ich habe gearbeitet!"

„Und nun arbeitet Ihr nicht mehr?"

Er lachte — sein wildes, grollendes Lachen.

„Wozu? Es hat ja doch keinen Zweck! Es ist ja doch alles umsonst! Wie weit hab' ich's denn damit gebracht?" Er sah an seinen zerrissenen Kleidern herunter und knitterte die verschlissene Mütze zusammen, die er in der Hand hielt. Dann deutete er auf die brandrote Narbe seines Kopfes. „Das ist alles, was ich dabei erreicht habe!"

Reginens Teilnahme wurde rege. Hier schien ihr ein Mensch zu sein, der mit den bösen Instinkten seiner Natur im Kampfe lag, dem eine helfende, stützende Hand fehlte.

Unwillkürlich dachte sie an Karl von Nottorp. Fragte er sich vielleicht nicht auch, wohin er es mit der Aufopferung seines Stammes für das Vaterland gebracht?

„Sie waren Soldat?" fragte sie, näher tretend und ihre Augen teilnahmevoll, Offenheit heischend, auf ihn richtend. „Sie haben den Krieg mitgemacht?"

Er schien ihren Blick nicht zu ertragen. Unwirsch wandte er den seinen ab.

„Natürlich hab' ich ihn mitgemacht! Solch ein Ding, das einem Vernunft und Gedächtnis nimmt, kriegt man doch nicht so leicht im Frieden!" Wieder wies er zu der Narbe hinauf. „So was giebt's doch nur im Kriege, in der Schlacht. Und das ist denn das Einzige, was man nach Hause bringt!"

Er schloß mit einem wilden, französischen Ausruf. Um dann sofort, wie über sich selbst erschrocken, zu verstummen.

„Sie sind Franzose?" fragte Regine überrascht in der Sprache derer, die ihr Vaterland verwüstet hatten und denen die Schuld an all dem Jammer und Elend umher zufiel.

Er that, als verstehe er sie nicht. Und da sie in derselben Sprache fortfuhr zu fragen, machte er eine Gebärde gereizter Wut; jene Gebärde, mit der ein beleidigter Soldat zur Waffe greift.

Aber sie las es in seinen unstet flackernden Augen, daß sie die Wahrheit erraten hatte. Auch fiel ihr jetzt der dialektische Anklang auf, den seine Aussprache des Deutschen aufwies. So, wie er, sprachen die Leute im Elsaß, die zu Franzosen gewordenen Nachkömmlinge von Deutschen.

Aber Regine fühlte sich davon nicht zurückgestoßen. In dem Franzosen haßte sie den Menschen nicht. Waren sie nicht alle Kinder desselben Gottes? Und daß dieser Unglückliche in einem ihm feindlichen Lande seine Abstammung verbarg, verübelte sie ihm nicht, sie fand es menschlich begreiflich, entschuldbar. In allem, was sie dachte und that, suchte sie gerecht zu sein.

Und gerade durch seine ängstliche, fast furchtsame Scheu wuchs ihre Teilnahme für ihn noch. War's nicht der Mühe wert, dem Besiegten zu zeigen, daß der Sieger nicht jener Barbar war, für den ihn das Volk jenseits des Rheines hielt?

In sanften, leise eindringenden Worten fragte sie weiter, nach seiner Lage, seinen Erlebnissen, seinem Schicksal. Alles vermeidend, was sein Ehrgefühl verletzen, was seine Furcht erhöhen konnte.

Und Einiges brachte sie aus ihm heraus.

Er war mit dem gestürzten Imperator in Rußland gewesen. Dort hatte er einen ungeheueren Brand mitgemacht. Alles um ihn her hatte in Flammen gestanden. Während er

davon sprach, öffneten sich seine Augen weit, voll Entsetzen, als erblicke er dieses Feuermeer da vor sich. Das näher und näher rückende, züngelnde, fressende, gierig die Flammenhände ausstreckende Feuermeer.

Abwehrend hielt er dabei die seinen weit vorgereckt, um sie dann plötzlich zusammenfahrend zurückzureißen und zitternd an den Leib zu pressen. Als habe die Glut sie berührt.

Aber er hatte nicht fliehen können. Er erinnerte sich dunkel, daß er damals, bei dem furchtbaren Brande einer großen Stadt — er meinte Moskau — in einem kleinen, engen Zimmer gelegen hatte, auf den Tod verwundet, den Kopf in Binden und Bandagen gehüllt. Die Narbe zeugte noch davon. Sonst erinnerte er sich an nichts mehr. Nicht, wie er gerettet worden war, was nachher mit ihm geschehen. Das Feuer, der Dunst und Qualm, die ihn erstickt hatten, die züngelnde, gierig nahende Flamme war seine letzte Erinnerung.

Was vorher mit ihm geschehen, was er erlebt, wo er gewohnt hatte, woher er stammte, was er im Kriege gewesen war, welchen Beruf er ursprünglich gehabt hatte, welches seine Eltern und Angehörigen waren — alles das hatte er vergessen. Nicht einmal den eigenen Namen wußte er mehr.

Die Erinnerung an all das hatten die Wunde und das Feuer aufgezehrt. Vielleicht war er früher ein schöner junger Mensch gewesen, voll edler Geistes- und Herzensgaben, die Freude seiner Angehörigen, die Hoffnung seines Stammes. Nichts davon war geblieben, als dieser starke, muskelharte Körper, der allen Gefahren, allen Strapazen widerstanden hatte und in dem allein noch der tierische Instinkt der Selbsterhaltung zu leben schien.

Das Wenige, was Regine über sein Umherwandern nach der Katastrophe erfuhr, bestätigte das. Mit dieser niederen Schläue hatte er sich bisher durchgeschlagen. Ein ausgeprägter Landstreicher, sein Brot an den Thüren erbettelnd, die Narbe als Aushängeschild zur Erregung des Mitleids benutzend. Ueberall, wohin er kam, die Pfarrer ansprechend, um auf ihre Empfehlung hin in ein Krankenhaus aufgenommen zu werden, wo er gute Tage hatte. Bis ihn sein Wandertrieb weiterjagte. Oder die Notwendigkeit, anderen, Würdigeren, seinen Platz zu

geben. Er war das, was die Aerzte einen Simulanten nennen.

Regine erkannte es klar. Und dennoch wich das Mitleid mit ihm nicht von ihr, es verstärkte sich noch.

Er war ein Simulant, einer, der Krankheit heuchelte, um in ein warmes Haus, in ein weiches Bett zu kommen. Um gekleidet und genährt zu werden, ohne daß er einen Finger dafür zu rühren brauchte. Er war nicht krank, im Sinne eines Krankenhauses, das die Wunden des Körpers pflegte und heilte.

Dennoch war er wiederum auch kein Simulant. Sein Elend, seine Not waren wirklich. Die Krankheit seines Geistes, seines Gemütes war wirklich vorhanden. Das heuchelte er nicht. Das vermochte er nicht zu heucheln. Wenn er nicht bloß von seinem tierischen Selbsterhaltungstriebe, sondern auch von einem überlegenden Geiste beseelt gewesen wäre, würde er sich anders, klüger benommen haben. Vor allem hätte er nicht seine körperliche Kraft und Gesundheit so offen zur Schau gestellt, diese gesunde, arbeitsfähige Kraft, die ihm jedes Mitempfinden Anderer auf die Dauer rauben oder doch schmälern mußte. Er würde seinen Geist benutzt haben, sich als schwach, zerrüttet und arbeitsunfähig hinzustellen. Es wäre das leicht gewesen für ihn, und das Volk war durch die Haufen von umherziehenden Kriegsinvaliden daran gewöhnt. So aber prahlte er fast mit seiner Stärke, mit seiner Trägheit, mit seiner Empfindungslosigkeit.

Nur etwas schien noch Eindruck auf ihn zu machen. Vorhin, da Regine mit den Kindern gesprochen, da sie den Traurigen, Aengstlichen, Niedergedrückten ein erstes helles Lachen entlockt hatte, war sie da nicht in den Augen des Wilden einem Blicke begegnet, einem seltsamen Blicke?

Ein Gemisch hatte darin gelegen wie von höhnischer Ironie, von unwillkürlicher Ergriffenheit, von innerem Sträuben. Und hindurch hatte es sich gezogen wie das dämmernde Erwachen einer fernen Erinnerung, einer schlummernden Seele.

Wenn es gelang, diese arme Seele zu neuem Leben zu erwecken? — —

Aber überall war die Not groß. Das Krankenhaus war nicht ein Ort für diesen. Wohin mit ihm?

„Es ist kein Platz da!“ sagte sie leise. „Es ist alles besetzt!“

Er lachte auf.

„So? Jawohl, das sagen sie jetzt alle! Ich bin ein Simulant sagen sie, ein Simulant! Also, dann kann ich wieder gehen, nicht wahr! In das Elend, den Hunger, die Kälte!“ Er warf sich die Mütze auf und wandte sich zur Thür. Plötzlich aber, wie einem Gedanken folgend, setzte er sich breit auf einen Stuhl, der neben der Thür stand, auf denselben Stuhl, auf dem vorhin der Invalide gesessen hatte, der, der kein Simulant war. Und Regine mit einem frechen, herausfordernden Blicke ansehen, in dem doch auch wieder etwas wie List war, wie eine instinktive Rechnung auf ihr Mitleid, das sie ihm so offen gezeigt, stieß er höhnisch heraus: „Nein, ich gehe nicht! Ich bleibe hier! Gehen Sie nur, holen Sie nur Hilfe, Leute, die Polizei! Aber dann — bei Gott, ich thue etwas! Ich thue etwas!“

Drohend hob er die Hand. Ein schluckendes Lachen kam aus seiner Kehle. Als wäre ihm die Brust mit Thränen gefüllt.

Dieses ergreifende, innere Schluchzen des gehetzten Tieres brachte Regine auf einen Gedanken.

„Kommt mit mir!“ sagte sie kurz, sanft, lächelnd. „Ich will Euch durch die Krankensäle führen, damit Ihr seht, daß kein Platz ist! Wo Ihr aber einen findet, den Ihr für unwürdig haltet, hier zu sein, dessen Platz Ihr einnehmen möchtet, — sagt es, und er soll aufstehen und Ihr sollt Euch an seine Stelle legen!“ Sie winkte ihm und ging voran. Er folgte verblüfft.

Sie hatten die Wanderung durch das Krankenhaus beendet, eine langsame Wanderung voll Grauen und Entsetzen. An jedem Bette war Regine stehen geblieben und hatte ein paar tröstliche Worte zu dem Kranken gesprochen, dadurch dem Fremden Zeit zur Beobachtung gewährend. Dann war sie weitergegangen und er war ihr gefolgt, anfangs noch das freche, herausfordernde Lächeln auf dem verwüsteten Gesichte festhaltend, dann mit jedem Schritte, mit jedem Worte, das er hörte, ernster werdend.

Nun standen sie sich im Wartezimmer wieder gegenüber. Regine sah ihm zu, wie er verwirrt seine zerfetzte Mütze zwischen



Regine war stehen geblieben und hatte ein paar tröstliche Worte zu der Kranken gesprochen, dadurch dem Fremden Zeit zur Beobachtung gewährend.

den Händen drehte. Er stand wie zusammengebrochen, nicht wagend, seine Augen zu dem Gesichte seiner Führerin zu erheben.

„Wer soll aufstehen?“ fragte Regine nach einer Pause sanft. „Wer soll Ihnen Platz machen?“

Er fuhr zusammen wie erschreckt und ließ die Mütze fallen. Seine Lippen öffneten sich jäh, als wollte er etwas sagen. Aber er brachte keinen Laut heraus.

„Es ist richtig,“ fuhr Regine fort, „wir haben zwei Kranke da, die im Notfalle Platz machen könnten. Der Steinträger —“

Mit einer entsetzten Bewegung beide Hände gegen sie erhebend, unterbrach er sie.

„Der Steinträger —“ stieß er hervor. „Der Steinträger —“

Seine Augen öffneten sich weit, als erblickten sie das Bild des Steinträgers da unmittelbar vor sich, das Bild dieses Menschen, dem die Krankheit das früher vielleicht blühende Fleisch von den Knochen geschält hatte, der mit seinen erloschenen Augen zwischen den weißen Laken seines Bettes gelegen hatte wie ein Skelett.

Und er war willig gewesen, dieser Arme. Er hatte sich aufgerichtet, bereit, das Bett zu verlassen, um dem Fremden seinen Platz einzuräumen.

„Oder das Kind?“ sagte Regine. „Vielleicht das Kind?“

Der Simulant fuhr zu ihr herum, totenblaß, mit zuckenden Lippen. Die Narbe auf seiner Stirn färbte sich blutrot. Dann, da er in Reginens mitleidige Augen sah, stöhnte er auf und ließ sich in einen Stuhl fallen.

„Das Kind?“ wiederholte er entsetzt. „Ganz in Binden war es und — und es lachte mich an! Es lachte, es lachte!“

Wieder war in seinen ins Leere gerichteten Augen etwas, wie das dämmernde Erwachen einer fernen Erinnerung, einer schlummernden Seele.

Regine nickte langsam.

„Ja, es ist ein gutes, geduldiges Kind,“ sagte sie, ihn heimlich beobachtend. „Es trägt sein schweres Leid besser als mancher Erwachsene. Und es ist arglos und voll Vertrauen. Es traut niemand etwas Böses zu. Darum lachte es auch zu Euch auf. Es erkannte sofort, daß Ihr die Kinder liebt. Denn, nicht wahr, Ihr liebt doch die Kinder?“

Unwillkürlich hatte er zu ihr aufgesehen. Und wie mit einer zwingenden Gewalt hielt sie seinen Blick fest. Unter diesem Blick schien die Dämmerung in seinen Augen sich mehr und mehr zu erhellen.

„Die Kinder?" wiederholte er murmelnd. „Die Kinder?"

„Vielleicht hattet Ihr selbst einmal ein Kind?"

„Ein Kind? Hatte ich ein Kind?" — In seinen Augen erschien ein seltsames, plötzlich hervorbrechendes Leuchten. „Ja, es war ein Kind!" stieß er plötzlich hervor, die Hände ausstreckend, als wollte er etwas Unsichtbares umfangen, das da in verschwimmenden Umrissen vor seiner kämpfenden Seele auftauchte. „Ein Kind — ein ganz kleines Kind — es hatte blaue Augen — es war ganz weiß, aber es lebte. — Weiß war's, wie der Schnee ringsum — überall um uns her war weißer, kalter Schnee. — Aber das Kind lebte — es schrie — mit einer ganz leisen, dünnen Stimme — und ein Mann war da, der lachte — war ich es, der lachte? — in dem toten Schnee? — Er küßte das Kind — und es war auch eine Frau da, die ihm das Kind in die Hände gab. — Er küßte auch die Frau — und er lachte wieder — und küßte das Kind wieder — und nannte es — er nannte es — wie nannte er es doch nur?"

Er rieb sich mit der Hand die Stirn. Eine dunkle Röte bedeckte nun sein ganzes, verzerrtes Gesicht. Er rang mit der Erinnerung. Er suchte sie zu bezwingen, sie heraufzubeschwören aus der toten Asche, mit der jenes Feuer sie bedeckt hatte. Aber es gelang ihm nicht. Das Leuchten in seinen Augen erlosch wieder, plötzlich, wie es gekommen. Dumpf ließ er den Kopf auf die Brust sinken und bückte sich, um die Mütze aufzuheben, die nahe vor seinen Füßen auf dem Boden lag.

Und plötzlich wandte er sich nach der Thür zum Ausgange.

„Ihr geht?" fragte Regine leise. „Ihr wollt nicht bleiben?"

Aus seiner Brust kam ein wildes Schluchzen.

„Das Kind!" schrie er auf. „Es lachte mich so an! — Nein, keiner soll vor mir aufstehen! Keiner soll mir Platz machen! Und wenn ich draußen in der Kälte umkomme — lieber will ich betteln gehen in Schnee und Frost!"

Regine eilte ihm nach und legte ihm die Hand auf den Arm. „Betteln? Warum arbeitet Ihr nicht lieber?“

Fast rauh machte er sich los, als fürchte er sich vor der sanften Wärme, die von dieser ihn haltenden Hand in seine erstarrten Adern überströmte.

„Arbeiten!“ lachte er bitter auf. „Es nimmt mich ja keiner, mich, den Landstreicher, den Strolch! — Und ich kann ja auch gar nicht mehr arbeiten! Ich habe ja nichts gelernt! Soldat bin ich gewesen, Soldat! Sonst nichts! Und nun kann ich nichts mehr als betteln!“

„Aber — hört noch! — Wenn Ihr nun aus dem Betteln eine Arbeit machtet? Wenn Ihr durch Euer Betteln anderen nütztet? Diesen?“ Sie deutete auf die Thür, die zu den Kranken führt. „Wenn alle diese Unglücklichen Euch einst danken müßten, daß Ihr für sie betteltet?“

Er war stehen geblieben und sah sie mit starrer Frage an. Neue Empfindungen und Gedanken schienen in ihm aufzusteigen. Sein Gesicht zuckte in heftiger Bewegung. „Sie mir danken?“ wiederholte er gepreßt, unwissend, was sie meinte. „Mir, dem Simulanten?!“

Regine nickte ihm zu mit jenem ermutigenden Lächeln, das schon so vielen ein Trost geworden war.

„Wir würden Euch ein Buch geben und Ihr würdet damit zu den Menschen draußen gehen und würdet bitten für diese!“

Eine jähe Freude schlug ihm ins Gesicht, wie eine Flamme. Er wollte sprechen, aber er vermochte es nicht. Ein lallendes Stammeln kam aus seinem Munde, untermischt mit Weinen und Schluchzen. Und plötzlich sank er vor Regine auf die Knie und verbarg das Gesicht in den Falten ihres Kleides und legte ihre Hände auf seinen Kopf. Diese zarten, bleichen Hände, von denen es warm ausströmte.

So fand sie der Arzt, als er kam, um Regine zu einem Kranken zu rufen. Regine sagte ihm alles. Und am folgenden Tage zog der Fremde, der namenlose Landstreicher, aus, für dieselben Menschen an den Thüren zu betteln, denen er einst ein erbarmungsloser Hasser und Feind gewesen.

XVIII.

... Hinter einen Baum geschmiegt stand Hilde und wartete. Wartete auf das Seltsame, Furchtbare, was da geschehen sollte...

Ueber der grünen Wiese lachte die junge Sonne ... leise rauschten die Blätter der Bäume ... Bienen summten um blühende Blumen ... fernhin schluchzte eine Nachtigall ...

Ein leichter, weicher Windhauch kam daher, über den Wald fort, auf die grüne Wiese ... und Karl von Nottorp hob die Waffe in seiner Rechten ...

Aber während er sie hob, lächelte er. Und mit diesem Lächeln schoß er in die Luft. Der scharfe Knall füllte Hildes Ohren.

Doch nun hob auch der Andere die Waffe, Franz Dreßler, der Landrat, Hildes Stiefbruder. Teuflischer Hohn lag auf seinem Gesicht, verzerrte Rache...

Hilde stürzte vor, zu dem Geliebten hin. Wehrend hob sie die Hände. Aber schon dröhnte der Schuß... ein zuckender Schmerz ging durch Hildes Brust... tief wühlte sich die Kugel ein, tiefer, tiefer ...

Mit einem leisen, wehen Seufzer fiel Hilde in das grüne Gras. Die Nachtigall verstummte, die Sonne erlosch ...

So träumte Hilde, dasselbe, immer dasselbe. Unaufhörlich umfing sie der entsetzliche, peinvolle Traum, während sie sich wild auf ihrem Lager hin und her warf. Sie stieß gellende Hilferufe aus, hob die Hände wie um Erbarmen flehend empor, um dann jählings vornüber auf das Gesicht zu stürzen, wie von einer tödlichen Kugel getroffen. Stundenlang lag sie dann, wie tot. Ohne Regung, kaum atmend. Um dann langsam zu erwachen. Aber nicht zu klarem Bewußtsein, nicht zur Erkenntnis, daß sie nur geträumt hatte. Zu einem neuen Traum, zu demselben Traum, der eben erst geendet hatte.

Unaufhörlich träumte sie ihn, diesen Traum der höchsten Todesnot.

Sie lag in einem schnell hergerichteten kleinen Zimmer des Hauptturmes von Haus Nottorp. In früheren Zeiten hatte der Raum dem Wächter der alten Feste als Wohnung gedient, um dann lange Jahre hindurch leer und verlassen zu stehen.

Nun hatte er wieder einen Bewohner. Seine dicken Mauern hallten von Hildes Klagen wider; aber sie ließen keinen Laut hindurch. Wohl wußten die Leute, daß die Tochter des Amtmanns dort oben krank lag, Amtmann Dreßler selbst hatte es ihnen gesagt. Mit einer schmerzlichen Bewegung nach der Stirn hatte er es ihnen gesagt, die ihnen Furcht und Grauen einflößte. Noch waren die Zeiten nicht vorüber, da man im Volke an den Teufel glaubte und an Teufelsbesessene. Als eine solche erschien Hilde ihnen nach der Andeutung ihres eigenen Vaters, und scheu mieden sie seitdem die Nähe des Turmes.

Die alte Brigitte pflegte die Kranke, ein taubgeborenes Weib, das schon seit seiner Jugend im Hause des Amtmanns war und auch Hildes Mutter bis zu ihrem Tode gepflegt hatte. Ihrer war der Amtmann sicher. Selbst wenn die Alte hätte hören können, was Hilde in ihren Fieberphantasien schrie, so würde doch niemals eine Mitteilung darüber über ihre Lippen gekommen sein. Für Brigitte war Amtmann Dreßler der Erste von allen Menschen, ihm allein gehorchte sie, ihm allein galt das seltene, schnell wieder verwehende Lächeln ihres harten Mundes. Und Brigitte hatte die beiden Frauen des Amtmannes heimlich gehaßt, wiewohl sie ihnen treu gedient hatte. So auch haßte sie den Landrat und Hilde, die Kinder der Verstorbenen. Nur Jener Kinder erblickte sie in ihnen, nicht auch die Kinder des Amtmannes. Für sie stand er allein in der Welt, für sie war nur er da. Wie sie ihm allein gehörte, so gehörte er auch ihr.

Und in diesen Tagen, da Hilde mit dem Traume rang, kam jenes seltene Lächeln häufiger um Brigittes Mund. Denn häufiger als je zuvor war sie mit dem Amtmann allein. Wie von innerer Unruhe gepeitscht, kam er oft in den Turm, nach der Kranken zu sehen. Schweigend stand er dann vor dem Bette seines Kindes und starrte finsteren Auges auf die Fiebernde nieder. Eine stumme Frage stand auf seiner gefalteten Stirn geschrieben, sprach aus den unsteten Blicken, mit denen er in Brigittes lächelnde Augen blickte.

Wenn Hilde daran stürbe . . .?

In den ersten Tagen war der Arzt aus der Stadt ein paarmal heraufgekommen, um die Kranke zu besuchen. Der

Landrat hatte darauf gedrungen aus Rücksicht auf das Gerede der Leute. Ganz besorgter Vater, hatte ihn Amtmann Dreßler empfangen. In schmerzlichen Tönen hatte er über das Unglück berichtet, das Hilde zugestoßen war.

Denn es war ihr ein Unglück zugestoßen. In der Dunkelheit aus der Stadt heimkehrend, hatte sie die Brücke über den aufgetauten Wallgraben von Haus Rottorp verfehlt und war in das eisigkalte Wasser gestürzt. Ihre Hilferufe hatte der Sturm verschlungen. So hatte sie wohl schon Stunden zugebracht, ehe Amtmann Dreßler sie gefunden hatte. Seitdem redete sie irre oder lag in einem totenähnlichen Schlafe!

Der Arzt hatte den lebhaften, von lauten Klagen unterbrochenen Tönen geglaubt und einige fieberstillende Mittel verschrieben. Das war alles, was er zu thun vermochte. Er gestand offen, daß er nicht im stande wäre, sich eine klare Meinung über den Fall zu bilden. Hilde war, gleich ihrer Mutter, immer ein stilles, seltsames, scheues Geschöpf gewesen, das stets ihre eigenen Wege ging, abseits von den Spielen ihrer Jugendgenossinnen. Etwas wie eine unbesiegbare Schwermut hatte allezeit aus ihren großen, ängstlich blickenden Augen gesprochen. Vielleicht, daß sie die unglückliche Gemütsanlage ihrer Mutter geerbt hatte und daß jener Sturz in das eisvermischte Wasser des Grabens nur der äußere Anstoß zum Ausbruche ihres Seelenleidens geworden war!

Der Arzt hatte seine Besuche eine Zeitlang fortgesetzt, sie dann aber als nutzlos aufgegeben. Wenn sich in dem Zustande der Kranken etwas änderte, sollte man ihn rufen, hatte er beim Abschied gesagt. Seitdem aber sprachen die Leute unter dem Bilstein von Hilde nur noch im Tone mitleidiger Furcht. Von dieser unglücklichen Hilde, deren Verstand gleich dem ihrer Mutter eine unsichtbare, böse Macht verwirrt hatte. Gegen sie glaubte sich Amtmann Dreßler gesichert.

Schwere Sorge hatte ihm anfangs sein Sohn, der Landrat, gemacht. Der war aus härterem Holze gemacht, als das weichherzige Kind. Niemals zuvor war die innere Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn so scharf hervorgetreten, als in diesem durch die entdeckte Fälschung hervorgerufenen Zwiespalte. Beide hielten gleich zäh an ihrem Willen fest.

War's bei dem Amtmann der Haß gegen den alten Freiherrn, für den im Stillen das Herz des geliebten Weibes geschlagen hatte, war's der Groll gegen den vom Glück begünstigten Brotherrn gewesen, der in Verbindung mit ungemessenem Ehrgeiz und rücksichtslosem Aufwärtsstreben den Alten zu seiner That angestiftet hatte, so stand alledem die strenge Rechtlichkeit, das starre Festhalten am Begriffe der Beamtenehre entgegen, die das Wesen des Sohnes ausmachten. Nur durch diesen Ruf einer unbestechlichen Gerechtigkeit war es dem ehemaligen Präfekten des Feindes gelungen, sich aus dem Zusammenbruch der Vergangenheit in das neue Gebäude der Gegenwart hinüberzuretten. Und nun sollte er, dadurch, daß er Mitwisser und Hehler einer allen Gesetzen hohnsprechenden That geworden war, diesem glänzenden Rufe selbst ins Gesicht schlagen, sollte sich selbst das schillernde Kleid der Gerechtigkeit vom Leibe reißen, um sich dafür in die zerrissenen Lumpen eines scheuen Gewissens zu hüllen?

„Zurückerstatten!" hatte Hilde gerufen. „Zurückerstatten!"

Dieselbe Forderung hatte auch Landrat Dreßler an seinen Vater gestellt, als sie zum ersten Male wieder miteinander allein gewesen waren.

Der Vater schien nun seine alte Ruhe wiedergewonnen zu haben.

„Zurückerstatten?" hatte er mit einem leisen Anflug von Hohn geantwortet. „Du willst es? Gut! Geh' also zu diesem Nottorp hin, zu deinem — Freunde, und bekenne ihm alles! Sage, daß dein Vater ein Fälscher, ein Dieb ist, und dann nimm ihn, deinen lieben Freund, an der Hand und führe ihn her, auf Haus Nottorp. Alles gieb ihm zurück, alles sei sein!"

Knirschend hatte der Sohn die Zähne zusammengebissen.

„So muß es sein! Das muß geschehen, Vater! Es muß!"

Spöttisch hatte jener die Achseln gezuckt.

„Gut, es muß! Und dann, wenn es geschehen ist, dann gehe zu deiner Regierung, zu deinen Vorgesetzten, die ja so stolz auf deine Rechtlichkeit sind, und bekenne auch ihnen alles. Denn das mußt du doch auch! Oder glaubst du, ein solch' märchenhafter Umschwung der Verhältnisse könnte sich im Dunkel

der Nacht vollziehen, stillschweigend zwischen uns drei Beteiligten, so daß niemand sonst davon erführe?“

„Vater!“

„O nein, im Gegenteil! Die ganze Welt wird es wissen, und die ganze Welt wird vor Schadenfreude vergehen. Hörst du sie nicht jubeln? — Ein ehrlicher Mann, dieser Landrat Dreßler, ein ehrenwerter Mann! Der hat es nicht verdient, daß sein Vater ein Fälscher war und der Vater seiner Frau auch ein Fälscher. Er selbst ist ein ehrenwerter Mann, über allen Tadel erhaben. Zwar hat auch er in seiner Vergangenheit einen dunklen Punkt: er hat einmal die Sache seines angestammten Vaterlands verloren gegeben und ist deshalb zum Feinde übergegangen. Aber mein Gott, irren ist doch menschlich, nicht wahr? Und 's ist auch schon so lange her! Es hatte schon kein Mensch mehr daran gedacht. Nun aber, da der Sündenpfuhl seiner Familie ausgeleert wird, was nutzt dem ehrenwerten Manne nun seine strenge Rechtlichkeit, seine eherne Gerechtigkeitsliebe? Seine Familie reißt ihn mit in den Abgrund, daß er seine schöne Uniform eines Landrats ausziehen und seinen reinen Degen ablegen muß. Denn Landrat kann er nun doch unmöglich bleiben, nicht wahr? Ein königlicher Beamter Nachkomme von Fälschern — doch unmöglich, was? — Ja, so werden sie sprechen und werden dich preisen als idealen Menschen, der dem Rechte folgte ohne Rücksicht auf das eigene Schicksal. Darum, mein Sohn, gehe hin, beglücke deinen lieben Freund, den Nottorp, und dann zerbrich deinen Degen und verkrieche dich irgendwohin vor der unverdienten Schmach, in einen stillen, dunklen Winkel, wo dich niemand sieht. Und dann, wenn du auf deinem armseligen Strohlager endest, dann schlage an deine Brust und sage: ‚Ich war ein ehrenwerter Mann! Zwar hab' ich meinen Namen mit Schande bedeckt, zwar hab' ich meinen Vater ins Zuchthaus gebracht, aber ich selbst — ich war ein ehrenwerter Mann!‘“ Er hatte dem Sohne voll wilden Hohnes in die Augen gestarrt. Und nach einer Weile hatte er schneidend hinzugesetzt: „Oder glaubst du, daß man dich schon auf dieser Welt für deine Gerechtigkeit belohnen wird? Versuch's einmal, wie viele dir nachher noch die Hand schütteln werden!“

Ein langes Schweigen war dann zwischen den beiden Männern gewesen.

„Aber es kann doch nicht verborgen bleiben!“ hatte der Landrat dann plötzlich dumpf herausgestoßen. „Es muß doch entdeckt werden. Zu viele wissen darum!“

Heimlicher Triumph hatte in den Augen des Anderen aufgeleuchtet.

„Zu viele? Wer weiß darum?“

„Bertrand, der französische Kapitän!“

Jener hatte höhnisch gelacht.

„Bertrand? — Der hohe Gerichtshof frage die Beresina was Bertrand wußte, als er ertrank!“

„Aber — Dittmar, der Waldhammerschmied, lebt! Hier lebt er, dicht bei uns! Jeden Augenblick kann er es gestehen!“

Wieder das höhnische, überlegene Lachen.

„Wird er gestehen, um sich selbst den Strick um den Hals zu legen?“

Unwillkürlich hatte der Landrat genickt.

„Und Hilde?“

Der Amtmann hatte sich hoch aufgerichtet. Ein harter, grausamer Zug verzerrte seine Lippen.

„Hilde ist krank!“ hatte er langsam gesagt.

Erregt war jener aufgesprungen.

„Vater! — du willst doch nicht sagen, daß du ...?“

Das Furchtbare hatte ihm nicht über die Lippen gewollt. Aber der Vater hatte ihn trotzdem verstanden.

„Ich sage nichts, als: Hilde ist krank! Wenn Hilde sich unseren Wünschen fügt, wenn sie zu schweigen gelobt, mag sie wieder gesund werden, wie sie es vordem war. Fügt sie sich nicht, so bleibt sie krank, so lange sie lebt. Wenigstens in den Augen der Leute. Legt ein Gerichtshof Gewicht auf das wirre Gestammel einer Kranken, einer Irren?“

Der Sohn war wie vernichtet in seinen Stuhl zurückgefallen. Er fühlte es in diesem Augenblicke, der alte Mann war stärker, als er. Und willig überließ er sich seitdem der überlegenen Leitung.

„Auch brauchst du es ja nicht zu sagen, daß du alles wußtest!“ flüsterte jener ihm noch zu. „Selbst wenn es

entdeckt würde, was ich that, — wer beweist dir, daß du es wußtest?"

Jener hob flackernden Auges den Kopf.

„Aber der Nottorp?"

„Der Nottorp muß fort!"

XIX.

Wochen waren seitdem ins Land gegangen, Wochen voll warmen Wehens, voll vorzeitigen Sonnenscheins. Außergewöhnlich früh schien der Frühling in diesem Jahre seinen grünen Schimmer über die seufzende Erde breiten zu wollen, neues Leben und neue Hoffnung der gramvollen einflößend. Schon sprang die Knospe an Baum und Strauch, weiße und gelbe Blumenhäupter hoben sich aus dem Schwarzbraun des Waldbodens, hie und da ließ ein gefiederter Sänger sein junges Lied erschallen. Ein frischer, würziger Duft stieg aus den Aeckern, grüne Spitzen der kommenden Sonne entgegentreibend. Ueberall heimliches Regen, leises Klingen, flüsternde Stimmen ...

Dann aber — plötzlich kam der Winter zurück. Auf eisigen Winden fuhr er zu Thal, stürzte sich auf Wald und Acker. Auf das Hoffen der Menschen.

Unter seinen würgenden Händen starb Blume und Blatt, starb der Sänger des Lenzes, starb die Saat, das Brot der Zukunft. Todesstarre legte sich nieder über die müde Mutter der Lebenden.

Das heimliche Regen verebbte, das leise Klingen verklang, die flüsternden Stimmen verstummten. Stille herrschte, Todesstille ...

Dann ein furchtbarer Schrei.

Die Menschheit hatte ihn ausgestoßen, diesen Notschrei der Verzweiflung. Zu dem frostigen Himmel schwoll er empor, füllte den toten Raum mit seinen tausend und abertausend Stimmen, kroch über die Erde dahin, wie eine lodernde Flamme. Gehetzte Augen starrten empor, bleiche Lippen murmelten, zitternde Hände ballten sich empor ...

War sie denn immer noch nicht zu Ende, diese furchtbare Welle der Verwüstung, die von dem Leichnam des erschlagenen Krieges ausging und immer neue Massen müder Friedenskämpfer verschlang?

Gieb Frieden, o Herr, gieb endlich den Frieden!

Zu den beiden ersten Würgern, dem Tode des Schwertes und dem Tode der Seuche, gesellte sich der dritte: der Hunger.

Aber nicht geräuschlos ging er umher, gleich dem zweiten, seine Opfer mit plötzlichem Sensenhieb darniederstreckend: mit heiserem Bellen kam er, einem Wolfe gleich, mit emporstarrendem Haar und geiferndem Gebiß, aus irrlichternden Augen verzehrende Flammen hervorzüngelnd. Und sein giftiger Atem gebar einen neuen Krieg. Die eben noch einander scheu aus dem Wege gegangen waren, den verderblichen Hauch der Krankheit scheuend, stürzten sich nun einer auf den anderen, zu gierigem Ringen, heimlich und offen.

Brot! Brot!

Der nahm's mit versteckter Hand, ein scheuer Dieb; der mit offenem Griff, ein gewaltthätiger Räuber; der Schwache mit schleichender List, der Starke mit niederfahrender Gewalt. Jener verschloß das Wort hinter den zusammengepreßten Lippen, daß es seine Gier nicht verrate; dieser stieß es heraus mit der ganzen Kraft seiner Verzweiflung, wie eine Drohung des Todes.

Brot! Brot!

Ein Gemurmel war's anfangs in den stillen Hütten, in denen man sich gegenüber saß, auf Erlösung harrend. Dann, da sie nicht kam, trug einer das Wort auf die Straße hinaus mit wildem Aufschrei, ein Zweiter, Dritter, Vierter gesellte sich hinzu, aus brennender Kehle das Wort wiederholend. Und immer Neue kamen zu dem Trupp. Er schwoll an, wie der Körper eines Vergifteten. Und das Gift setzte die Masse in Bewegung. Ueber die Landstraßen, Aecker und Wälder, über Dörfer und Städte ergoß sich der reißende Strom, vorwärts gepeitscht wie mit eisernen Ruten durch das Wort.

Brot! Brot!

Wohl suchte der Staat zu helfen. Aber was vermochte er zu thun? Ueberall erhob sich der verzweifelte Schrei, und

der Staat war arm. Ehe seine Abgesandten aus dem reicheren Auslande zurückkehrten, wohin er sie geschickt hatte, Getreide zu kaufen, waren Unzählige der Not zum Opfer gefallen. Langsam und schwierig war die Bewegung der Güter, während das Elend eindrang mit reißenden Schritten.

Brot! Brot!

Die kleinen Zettel in Karl von Nottorps Truhe mehrten sich. Aber das Geld schmolz dahin, jenes wenige Geld, das er von der Regierung als Abschlagszahlung auf die Vermögensopfer erhalten, die der Vater dem Staate gebracht. Dieses Geld, das er nicht hatte berühren wollen, um damit dereinst Haus Nottorp zurückzukaufen — nun war es dahin. Eines Tages wanderte das letzte Stück aus seiner Hand in die eines Armen hinüber, und ein Zettel mehr kam zu den anderen.

Dennoch war keine Reue in Karl von Nottorp. Der Verlust schmerzte ihn nicht. Leicht und froh fühlte er sich, daß er selbst in dieser seiner bescheidenen Lage noch zu helfen vermocht hatte. Seine Pläne auf Haus Nottorp freilich, wie auf den Feuerbruch, hatte er aufgeben müssen. Aber es war ihm nicht zu schwer geworden. Hatte er den Besitz doch nur um dessentwillen so lebhaft gewünscht, daß er ihn für die Allgemeinheit nutzbar mache. Das hätte jedoch nur in einer späteren Zukunft geschehen können, während die Not des Landes eine augenblickliche, drängende war. Doppelt half, wer gleich half.

Aber nun waren seine Mittel erschöpft, das Geld dahin. Und die Not wuchs. Schon kamen bleiche, abgehärmte Gestalten durch die Thore der Stadt herein und wankten durch die Straßen, an den Thüren der Bürger Almosen erbettelnd. Aus ihren brennenden Augen schrie der Hunger. Noch schlichen sie zwar einzeln umher, nach der wortkargen Art des Landes den Ausbruch ihrer Verzweiflung hinter die zusammengepreßten Zähne zurückdrängend, aber wenn das so weiterging, wenn diese Einzelnen sich zu Haufen scharten, wenn der Ausbruch kam, wenn sie da forderten, wo sie bisher nur gebeten hatten, wenn sie mit Gewalt an sich rissen, was ihnen guter Wille nicht aus freien Stücken gab —?

Woher nehmen, um allen zu helfen? Woher, woher?

In früheren Zeiten, wenn Not über das Land kam, hatten sich die Thore von Haus Nottorp weit geöffnet, den Bedürftigen Obdach und Nahrung zu gewähren. Väter ihrer Hörigen waren die Herren auf dem Bilstein gewesen, allezeit das Wohl der Ihrigen vorher erwägend, der nahenden Gefahr vorbeugend. Und die unten im Thal die Aecker bestellten, hatten sich sicher und geborgen gewußt im Schatten und Schutze ihrer Herren.

Nun war das nicht mehr so. Es gab nicht Herren mehr, noch Hörige. Das neue Recht hatte die Bande zerschnitten, die Hohe und Niedere bisher miteinander verknüpft, die des einen Wohl auch zum Wohl des anderen gemacht hatten. Gleichberechtigt standen alle nun einander gegenüber. Mensch gegen Mensch. Jeder dachte nur noch an das Seinige, das Fremde beschäftigte ihn nur so weit, als es ihm schaden oder nutzen konnte. Und jeder war auf die eigene Kraft angewiesen, keiner mehr hatte Anspruch auf die Hülfe des anderen. Mußte da nicht in Zeiten der Not ein Kampf entbrennen, stärker und rücksichtsloser vielleicht noch, als der Kampf gegen die fremde Gefahr? Wohl hatten die Niederen jene Freiheit errungen, nach der sie lange gestrebt; aber waren sie vorbereitet auf die Gefahren dieser Freiheit? Geringer Eigenbesitz war ihnen geworden im Austausch gegen jene frühere vorbeugende Fürsorge, mit der die Hohen, wenn auch nur das eigene Wohl, so doch damit zugleich auch das Wohl ihrer Pflegebefohlenen gefördert hatten. Jene vorausschauende Fürsorge mangelte nun den Freigewordenen. Vermochten sie sie bereits zu entbehren? Vermochten sie in der eigenen Kraft bereits ausreichenden Schutz gegen alle Gefahren zu finden? Waren sie mit der Freiheit auch mündig geworden?

Wohin Karl von Nottorp auch blickte, überall sah er Kampf, nichts als Kampf. Von den großen Staaten bis zu den Einzelwesen herab — alle kämpften. Hatte nicht der Wiener Kongreß, anstatt den jahrhundertelangen Traum vom kommenden Kaiser Rotbart, dem Einiger des Reiches, zu erfüllen, die Scheidung der Stämme noch mehr vertieft? Stamm stand gegen Stamm, Nord gegen Süd, West gegen Ost; alle gegen alle; jeder den anderen voll Mißtrauen beobachtend.

Dann in den Staaten selbst die verschiedenen Volksklassen! Das gemeinsame Band des Gehorsams gegen eine höhere Gewalt war zerrissen, unklar wogte das Recht in den Köpfen. Jeder suchte sich ein eigenes zu schaffen: Edelmann, Bürger und Bauer. Zwar schlang sich ein neues Band um die Stände, nach außen hin sie zu einem Ganzen einend: die allgemeine Wehrpflicht. Aber noch war der neue Gedanke nicht zu Ende gedacht, noch war das neue Haus des Staates nicht unter Dach und Fach gebracht, und schon zeigten sich die Anfänge von Verwirrung der Pflichten und Rechte. Wo Pflichten waren, mußten da nicht auch Rechte sein? Hatte das Volk die Wehrpflicht auf sich genommen, mußte ihm dann daraus nicht ein Nährrecht erwachsen?

Alle kämpften.

Der Bauer kämpfte. Um das Brot. Henne Wulff.

Der Bürger kämpfte. Um das Recht. Die Dreßler. Sie strebten empor, sich dem Edelmann gleich zu setzen. Der Vater griff nach der Habe, der Sohn nach der Würde. Ein neu Geschlecht, das den Platz des alten einzunehmen trachtete. Durch das Geld; durch das Amt.

Der Edelmann kämpfte. Hier gegen den Bauer um das Brot, dort gegen den Bürger um das Amt. Hier um die nackte, gemeine Existenz, dort um den tieferen Inhalt seines Daseins. Was allein verlieh ihm das Recht auf den stolzen Edelnamen, den er führte, auf den Vorzug, der ihm vor den tiefer stehenden Klassen geworden? Noblesse oblige! Adel verpflichtet! Führer des großen Haufens war der Adel bisher gewesen, Pflicht also war ihm das Beispiel der Selbstaufopferung. Wie große Heerführer und Könige es gegeben, Mann gegen Mann im Einzelkampf das Recht ihrer Völker ausfechtend. Und wie im Kriege, so auch im Frieden. Herrscher und Väter, Nottorp und das Volk unter dem Bilstein.

Nun aber kämpften alle gegeneinander. In einem neuen Kampf, wie es einen ähnlichen nie zuvor gegeben.

Nie?

An Karl von Nottorps Geiste flog die Geschichte des Vaterlandes vorüber, wie er sie nun in seiner durch die Not der letzten Jahre herbeigeführten Reife zu sehen glaubte. Hatte

es da nie einen ähnlichen Kampf gegeben? War's nicht ähnlich so gewesen in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege?

Da hatte in den Bauernkriegen der Bauer gekämpft um das Brot; der Bürger gegen den Edelmann um das Recht, und der Edelmann gegen den Kaiser um die Macht. Und der innere Kampf hatte den äußeren Feind ins Land gezogen; unter den Schwertern der Fremden war das Reich verblutet.

Dann nach dem Kriege die unumschränkte Gewalt der Edelleute, die sich aus Vasallen des Kaisers zu selbständigen Herren gemacht; das Bürgertum in dumpfem Dahinbrüten in seine Städte verschlossen, der Bauer ein Lasttier auf dem Lande.

Nun aber war der äußere Feind hinweggefegt. Und nun begann jener innere Kampf wieder, der zwei Jahrhunderte lang geruht hatte? War's wirklich der rote Faden, der über die Wüste der Erschöpfung hinweg das Alte mit dem Neuen verband?

Wie ausgetilgt erschien dem Sinnenden die Zeit der Niederlage. Er beklagte den Kampf nicht, der um ihm wütete, der auch ihn selbst in seine Schlachten zog. Im Gegenteil: freudige Hoffnung erfüllte ihn, ein fester Glaube an die Zukunft trotz all des Schweren, das er sah.

Ein Schritt weiter auf der Bahn nach oben — so erschien ihm die Not des Vaterlandes. Endlich war die dumpfe Lethargie der Ergebung überwunden, endlich raffte sich das Volk auf zu neuem Schaffen und Ringen. Wohin er auch blickte — überall die notwendige Anknüpfung an das Vergangene, überall eine natürliche Weiterentwickelung überkommener Gedanken und Pläne.

Vom Hörigen zum freien Bauern, vom Bürgerssohn zum Landrat, vom despotischen Alleinherrscher zum ersten Diener des Staates, vom bezahlten Söldlingsheer der Landsknechte zum nationalen Volksheer, von der privilegierten Klostereinsamkeit zu allgemeiner, werkthätiger Nächstenliebe — war das alles zusammengenommen nicht ein gewaltiger Schritt vorwärts?

„Der Staat bin ich!" hatte damals Ludwig XIV. von Frankreich gesagt.

„Der König ist der erste Diener des Staates!" hatte ihm der große Friedrich geantwortet

Was würde die Entwickelung der Zukunft bringen? Konnte e etwas anderes bringen als den Volksstaat, in dem der ganze staat der Allgemeinheit diente?

Zu Karl von Nottorp drang es herüber durch die Not er Zeit wie der Widerschein eines fernen Lichts, wie ein armer Strom. Zu diesem Lichte, zu diesem Strome, den sie cht sah, dessen Dasein sie aber unwillkürlich empfand, suchte e Menschheit zu gelangen. Darum kämpfte sie.

Noch rang einer mit dem anderen um den Vortritt. ber der Tag würde kommen, da sie den Lichtstrom erblickten, d Hand in Hand würden sie hinabwandeln von den harten elsen des Kampfes zu den weichen Matten des Friedens.

Nun galt es, sie zu stärken für den Weg. Daß sie nicht der Unfruchtbarkeit ihrer Felsenwelt verschmachteten. Brot ußte ihnen der Bilstein geben, Brot!

„Brot, Brot!“ schallte es von draußen herein in die stille ntsstube. Karl von Nottorp schnitt der Schrei tief in die eele. Schwer atmend trat er ans Fenster und sah hinab.

Durch das alte Thor der Stadt drang ein Haufe schreien- r Männer, Frauen und Kinder. Bleiche Gesichter, brennende gen, geballte Hände. Dumpf hallte der hundertfache Schritt er die gefrorene Erde.

Sie gingen dem Kreisamt zu.

* * *

Karl von Nottorp trat in das Zimmer zurück. Mit kenden Händen durchwühlte er den Kasten, in dem er sein ld verwahrt hatte. Umsonst; es war nichts da.

Woher nehmen, um allen zu helfen? Um die Hungern- n, Wegmüden zu stärken?

Sein Blick streifte hoffnungslos durch das kleine Zimmer, er die bescheidene Einrichtung. Ein paar Bretterstühle, der tene Schreibtisch, der Aktenschrank, die eiserne Kassette mit eingenommenen Steuergeldern, — alles Eigentum des aates.

Eigentum des Staates — war nicht der Staat der Diener Allgemeinheit? Gehörte nicht dem Herrn das, was der ener besaß? Und wenn der Herr Hunger litt?

Der Einnehmer des Kreises Nottorp stand einen Augenblick regungslos, wie von der Wucht seines Denkens betäubt. Dann richtete er sich auf. Hoffnung lag auf seinem Gesicht. Eilig verließ er das Haus und folgte dem Haufen zum Kreisamt.

Vor ihm her ging der furchtbare Schrei, wie eine Flamme. Brot! Brot!

XX.

Vor dem Kreisamt machte der Haufe Halt. Einen Augenblick verstummte der Schrei. Totenstille herrschte. Aller Augen richteten sich erwartungsvoll zu den Fenstern empor, hinter denen das Amtszimmer des Landrats lag.

Inmitten dieser Stille schritt Karl von Nottorp langsam durch die Menge hindurch zu der hohen Treppe des Hauses. Forschend überflog sein Blick die Gesichter der Nahestehenden. Verwitterte, ausgemergelte Gesichter, in die der Hunger seine graue Schrift gegraben. Tagelöhner, kleine Bauern, entlassene Knechte und Mägde; hie und da auch das unstete Auge eines Landstreichers.

Er kannte die Meisten. Sie waren aus den Dörfern, vom Walde, von den Bergen. Sie waren gekommen, wie sie die Not zusammengetrieben, in ihren Lumpen, mit ihren wirren Haaren und ihren vor Kälte und Erschöpfung zitternden Händen. Der Druck der Arbeitslosigkeit lag auf ihren düsteren Stirnen, von ihnen stieg der Dunst der Armut auf.

Sie ließen Karl von Nottorp ohne Widerstreben durch. Sie kannten auch ihn. Vielen von ihnen hatte er nach seinen schwachen Kräften zu helfen versucht. Aber was hatte er gegen dieses Elend ohne Ende zu thun vermocht? Die anderen hatten von ihm gehört.

„Ja, wenn die Herren wären, wie der Nottorp!“ ging die Rede durch die Hütten der Armen.

So machte man ihm willig Platz.

Aber auf der Treppe blieb er stehen. Sein Blick flog zurück über diese emporgereckten Gesichter, die nach einer unsichtbaren Sonne zu schauen schienen.



„Ihr wollt zum Landrat?“ fragte er laut.

„Ihr wollt zum Landrat?“ fragte er laut.
Ein hundertstimmiges Gemurmel folgte. Dann wieder der
)rei nach Brot. Aber seine Hand hob sich drohend empor.

Die Achtung vor dem Manne auf der Treppe hielt die Leute zurück. Unbeweglich standen sie, eine dunkle Mauer von Menschenleibern, vom Zufall an diese Stelle gesetzt, vom Zufall vielleicht im nächsten Augenblicke wieder hinweggefegt.

Wieder dann die dumpfe Stille.

„Aber ihr könnt doch nicht alle hinaufgehen!“ sagte Karl von Nottorp, sich an einen alten Bauer wendend, der auf der untersten Treppenstufe stand. „Am besten wird's sein, ihr wählt einige aus euerer Mitte, denen ihr vertraut. Die mögen dann das Wort für euch bei eurer Obrigkeit führen!“

Absichtlich betonte er das Wort „Obrigkeit“. Um ihnen die Gefahr zu zeigen, in die sie sich begaben, wenn sie ordnungslos vorgingen.

Sie sahen einander erstaunt, unschlüssig, verwirrt an. Sie hatten nicht an einen Plan, an einen Führer gedacht. Regellos waren sie hergekommen, von dem Brande in ihren Eingeweiden zusammengepeitscht, von einem dunklen Drange nach der Stadt getrieben. Als ob da das Glück wohnte, die Erlösung von dem Leide.

Und nun sollte man sprechen!

Sie blickten verwirrt, geängstigt. Wie vermochte man das in Worte zu fassen, was ihre Herzen zerfleischte! Wer unter ihnen vermochte das! Wem versagte nicht schon in alltäglichen Dingen die Rede!

Nun aber sollte man sprechen!

Karl von Nottorp sah ihre Verlegenheit, ihre Furcht. Vielleicht hätte es nur eines beschwichtigenden Wortes von ihm bedurft, um diese Zaghaften zur Umkehr zu bewegen. Dennoch zögerte er, es auszusprechen. Nur einen Aufschub hätte er damit erreicht, nicht ein Ende. Und der Aufschub der Hilfe konnte die Lage nur verschlimmern. Diebstahl und Gewaltthat gingen bereits im Lande um. Wurde nicht sofort geholfen, so mußte sich die Ordnung, der sich die Menge jetzt noch fügte, mehr und mehr lockern. Die heute noch baten, kamen dann nach ein paar Tagen vielleicht wieder, mit Sensen, Dreschflegeln, Messern, Steinen bewaffnet, um zu nehmen.

Und was dann folgen würde — wenn diese schweigsamen, gedrückten Menschen erst einmal den Taumel der Raserei verspürt?

Entschlossen richtete er sich auf.

„Ihr habt keinen Führer?“ fragte er, und als man verneinte, bot er sich selbst an. „Ich werde für euch bei der Obrigkeit sprechen! Was soll ich für euch erbitten?“

„Brot!“ umtönte es ihn. „Brot!“

Er bezeichnete den alten Bauern und zwei andere ältere Männer, die ihm folgen sollten, damit sie hörten, wie er für sie spräche. Widerstrebend traten sie an seine Seite. Noch einmal mahnte er eindringlich zur Ruhe, dann ging er ins Haus, gefolgt von den Dreien.

Die Menge blieb stehen, in ihrer starren Regungslosigkeit, in ihrem dumpfen Schweigen. Die blassen Gesichter zu den Fenstern des Landratsamtes emporgereckt, als leuchte da oben eine unsichtbare Sonne.

Und der Dunst der Armut stieg empor.

* * *

Landrat Dreßler saß in seiner Amtsstube allein, als Karl von Nottorp mit seinen drei Begleitern eintrat. Vor einem Augenblicke noch hatte er am Fenster gestanden und hinter dem schützenden Vorhang hervor auf die Straße hinabgesehen. Er hatte die Menge beobachtet, ihren Verzweiflungsschrei gehört, die lauten Worte vernommen, die der Steuereinnehmer zu den Leuten gesprochen. Mit unruhigem Erstaunen hatte er gesehen, wie sie jenem vertrauten. Das alte Band, das den Edelmann mit dem Bauer verband, das sie dem Bürgerlichen gegenüber kühl und abweisend gegenüber treten ließ, war also durch die Aufhebung der Hörigkeit noch nicht ganz zerrissen. Es würde noch eines langen Kampfes bedürfen, ehe das Bürgertum die Stelle des Adels einzunehmen vermochte. Noch immer erblickte der Bauer in dem Edelmann seinen geborenen Führer. Selbst dann noch, wenn dieser ein Besitzloser, kleiner Beamter war, als der Karl von Nottorp jenen erscheinen mußte.

Landrat Dreßlers Lippen preßten sich für einen Augenblick fest zusammen, während er an seinem Arbeitstische Platz nahm. Das Wort des Vaters ging ihm durch den Sinn: „Der Nottorp muß fort!“ Wenn sich hier eine Gelegenheit bot?

Als Nottorp eintrat, verriet in dem Gesichte seines Vor=

gesetzten nichts die innere Bewegung, die diesen durchwühlte. Mit kalter Frage blickte er auf. Nicht zu Karl von Nottorp hinüber, sondern zu dessen Begleitern. An sie allein schien er sich zu wenden.

„Sie wünschen?"

Der fast abweisende Ton berührte Karl von Nottorp seltsam. Wieder empfand er das ihm unsympathische Wesen des Mannes. Er hatte geglaubt, ihn voll Unruhe, voll Teilnahme für die Sorgen des Volkes zu finden, das zu ihm, als dem Vertreter der Regierung, vertrauend aufzublicken berechtigt war. Statt dessen diese kühle Unbewegtheit. Als seien diese Menschen dort unten, denen der Hunger Verzweiflungsschreie entriß, fühllose, niedere Geschöpfe, über die der Blick ungerührt hinweggleiten durfte.

Aber in den Händen dieses Mannes lag die Macht, zu helfen, zu retten! Und so drängte Karl von Nottorp die Erregung, die in ihm aufsteigen wollte, gewaltsam zurück und bemühte sich, ruhig und sachlich zu sprechen. Dennoch vermochte er es nicht zu hindern, daß seine Stimme zitterte und gereizt klang.

„Diese Leute sind zu Ihnen gekommen, Herr Landrat," begann er, „um von Ihnen, als dem Vertreter der Regierung —"

Landrat Dreßler hob leicht die Hand. In seinem Gesicht erschien etwas, wie Erstaunen.

„Ah, Herr Einnehmer!" rief er wie überrascht; als sähe er ihn erst jetzt. „Ich bemerkte Sie nicht. Was führt Sie her? Etwas Amtliches?"

Karl von Nottorp wurde ein wenig verwirrt.

„Nichts Amtliches, Herr Landrat! Aber —"

Jener ließ ihn nicht ausreden.

„Dann bitte ich mich zu entschuldigen!" sagte er höflich kühl. „Wenn Sie in persönlichen Angelegenheiten eine Unterredung wünschen, bitte ich, mich vorher zu benachrichtigen, damit ich Ihnen Ort und Stunde eines Zusammentreffens angeben kann. Ich stehe Ihnen selbstverständlich stets gern zur Verfügung. Aber jetzt —" Er zuckte die Achseln und deutete auf die drei Männer, die an der Thür stehen geblieben waren. „Wie Sie sehen, hab' ich augenblicklich amtlich zu thun!" Er machte eine verabschiedende Handbewegung und wandte sich zu

nen. „Ihr kommt um Hilfe? Was kann die Regierung für uch thun? Wie wollt ihr, daß sie euch helfe?“

Karl von Nottorp war das Blut dunkel ins Gesicht gestiegen. Deutlich las er aus den höflichen Worten seines Vorgesetzten ie Zurückweisung in die engen Schranken seines Amtes heraus. Ein heftiges Wort schwebte ihm auf der Zunge. Aber er hielt n sich. Einem Gefühl persönlicher Verletztheit folgend, durfte r das Wohl dieser Armen nicht leichtfertig aufs Spiel setzen. lber er ging nicht; er blieb. Er wollte wissen, was mit den euten geschah. Half der Landrat, so war alles gut. Half er icht, glaubte er, nicht helfen zu können —?

Karl von Nottorp hatte einen Plan, wie man der Not des ugenblicks steuern konnte, bis ausreichendere Hilfe kam. Aber zu essen Ausführung bedurfte er der Zustimmung seines Vorgesetzten.

Wie aber, wenn jener nicht zustimmte, wenn er die Ausührung vielleicht sogar untersagte?

Er wußte noch nicht, was er dann thun würde. Nur das ne war ihm klar: es mußte etwas geschehen! Etwas mußte eschehen, selbst wenn es von dem nach starren Gesetzesbuchstaben rteilenden Richter als ein Unrecht empfunden werden würde. twas mußte geschehen. Und es mußte sofort geschehen. Der rwirrte Haufe da unten durfte nicht so wieder fortgeschickt erden, mit seiner dumpfen, nach Thaten drängenden Verzweiflung 1 Herzen! Schon, daß die Leute, entgegen ihrer sonst so verloffenen, wortkargen Natur, sich zusammengerottet hatten, beies die Größe der allgemeinen Not.

„Was kann die Regierung für euch thun?“ wiederholte der ındrat ungeduldig, scharf, in dem herrischem Tone des vielschäftigten Beamten. „Wie wollt ihr, daß sie euch helfe?“

Der alte Bauer, an den er sich gewandt hatte, drehte vergen die Mütze zwischen den schwieligen Händen.

„Ja, Herr,“ murmelte er unsicher, „es geht uns nicht ıt, nicht gut!“

Er verstummte wieder. Die Art des Beamten machte ihn rwirrt. Ebenso die Uebrigen. Es war nichts weiter aus nen herauszulocken, als daß es ihnen nicht gut ginge. Wie nen zu helfen war, wußten sie augenscheinlich selbst nicht, ›er sie wagten es nicht auszusprechen.

So wies der Landrat sie fort. Nicht, daß er ihre Not nicht gekannt, daß er kein Herz für sie gehabt hätte. Die Not war allgemein, die Regierung war bereit, das ihrige zu thun, um ihr zu steuern. Sie hatte Männer ins Ausland geschickt, um Getreide und Kartoffeln zu kaufen, die an die Notleidenden verteilt werden sollten. Aber erst mußten sie da sein. Der Transport war schwierig und langsam in der strengen Jahreszeit. Zwei, drei Wochen konnten noch vergehen, ehe die Hilfe nahte. Bis dahin mußte man sich gedulden.

Deshalb nutzte es nichts, daß man kam, um zu drängen. Niemand vermochte aus Eis und Schnee Brot zu schaffen. Also in zwei bis drei Wochen. Das Eintreffen der Zufuhr würde öffentlich bekannt gemacht werden. Dann sollten sie wieder kommen. Und dann würden sie es sich wohl auch überlegt haben, wie und womit sie wünschten, daß ihnen geholfen würde. Mit nichtssagenden Worten war es nicht gethan; Vorschläge erwartete man von ihnen, praktische Vorschläge. Wenn sie selbst nichts wußten, sie, die es anging, wie konnten sie da von andern mehr erwarten? Geduldig galt es zu sein, geduldig und ruhig. Dann würden die Zeiten auch wohl einmal besser werden.

Das war es, was er ihnen heute zu antworten habe. Sonst könne er nichts für sie thun. Und nun sollten sie gehen und ruhig sein, geduldig und ruhig.

Er hatte in einem fast salbungsvollen, rührseligen Tone geendet. Aus seinen letzten Worten schien wirkliches, bedauerndes Mitgefühl zu sprechen. Aber das machte seltsamerweise, wie er bemerkte, keinen besonderen Eindruck auf die Leute. An die knappen, oft rauhen Worte ihrer früheren Herren gewohnt, denen dann die That auf dem Fuße gefolgt war, vermochten sie zu dem glatten, geschmeidigen Wesen des in französischer Schule emporgekommenen Landrats kein Vertrauen zu fassen. Ihre Stirnen waren düster gefaltet, ihre Augen blickten starr ins Leere, um ihre Lippen zuckte es trotzig.

Aber gehorsam wandten sie sich dem Ausgange zu.

An der Thür blieb der alte Bauer noch einmal stehen.

„Wir kamen vorhin hier in der Stadt an zwei Bäckerläden vorbei!“ sagte er langsam, schwerfällig, den Landrat offen ansehend. „Es war Brot in den Fenstern! Ja, Herr, Brot!“

Jener begriff sofort, was der Alte damit sagen wollte. Er richtete sich auf. Seine Augen blickten streng und drohend.

„Ihr meint, ich könnte den Bäckern befehlen, euch das Brot zu geben? Ohne Bezahlung? Da seid ihr im Irrtum! Der Bäcker hat sein gesetzliches Recht so gut, wie jeder andere! Ich kann niemand zwingen! Hütet euch also vor gewaltthätigen Gedanken! Es sollte mir leid thun, wenn ich gegen euch einschreiten müßte. Bedenkt, was das ist, wenn ihr euch das Brot mit Gewalt nähmet! Aufruhr und Raub! Das wird mit schwerer Kerkerhaft bestraft!"

Der alte Bauer blickte starr.

„Kerkerhaft?" wiederholte er in einem leeren, gleichmütigen Tone. „Ja, Herr, was schreckte das einen, der nicht leben kann! Zuerst muß man doch leben können, leben! — Vorhin, unterwegs — einige von uns wollten schon das Brot nehmen, aber ich sagte ihnen, sie sollten erst abwarten, was der Landrat für uns thäte. Der Landrat würde schon Rat wissen. Das sagte ich ihnen. Und da ließen sie das mit dem Brote noch. Aber jetzt — wenn der Landrat nichts für uns weiß — man muß doch leben, Herr, leben!"

Er nickte vor sich hin und sah starr gerade aus. Sein Gesicht trug einen Ausdruck von hartnäckiger Entschlossenheit. Als hätte er nur einen Gedanken.

Leben, leben! Man mußte leben. Alles andere war gleichgültig. Mochte kommen, was wollte. Wenn man nur lebte.

Der Landrat war blaß geworden. In seinen Augen flammte es auf. Wie, man wagte es, ihm zu drohen, ihm, in dessen Händen die Gewalt lag?! Und man drohte ihm in Gegenwart dieses Nottorp, dieses Menschen, der sein Untergebener war und der in seinem Gesichte einen heimlichen Zug der Ueberlegenheit hatte, als billige er das Verhalten seines Vorgesetzten nicht, als würde er die Sache anders und besser behandelt haben?!

Mit einer Bewegung höchster Gereiztheit wandte er sich zu ihm.

„Was stehen Sie noch da, Herr Einnehmer? Sie sehen doch, daß ich beschäftigt bin! Außerdem gehören Sie um diese Zeit in Ihre Amtsstube!"

Karl von Nottorp blickte ihm ruhig ins Gesicht.

„Ich weiß es, Herr Landrat! Aber es ist nichts dort zu thun. Es kommt schon lange keiner mehr, um Steuern zu zahlen!“

„Jedenfalls — zu Privatangelegenheiten habe ich jetzt keine Zeit!“

„Es ist keine Privatangelegenheit, Herr Landrat, die mich her führt. Es ist eine öffentliche Angelegenheit. Diese Leute wünschen, daß ich für sie spreche!“

Landrat Dreßler brauste auf.

„Sie? — Herr, vergessen Sie, daß Sie königlicher Beamter sind?“

Der Einnehmer verneigte sich ein wenig. Er war sehr ruhig. Der verletzende Ton des Landrats schien keinen Eindruck auf ihn zu machen.

„Ich vergesse es nicht, Herr Landrat, im Gegenteil, ich denke daran. Gerade als königlicher Beamter — und auch als Mensch — halte ich es für meine Pflicht, alles zu thun, um der Not dieser Leute zu steuern, auf deren Arbeitskraft das Gedeihen des Staates beruht. Wenn es ihnen gut geht, geht's auch dem Staate gut; geht's ihnen schlecht, so geht's auch dem Staate schlecht! Darum — wenn ich mir erlauben dürfte, den Herrn Landrat auf ein Mittel aufmerksam zu machen, das wenigstens für den ersten Augenblick helfen würde, bis größere Zufuhr eingetroffen ist?“

Er sah jenem erwartungsvoll, fast bittend ins Gesicht. Der Landrat machte eine Bewegung des Zornes, aber er hielt an sich. Er warf hochmütig den Kopf zurück und wandte sich halb ab.

„Sprechen Sie!“

Die drei Begleiter Nottorps waren an der Thür stehen geblieben. Nun traten sie mit neuer Hoffnung wieder näher.

„Wir haben die Steuerkasse, Herr Landrat!“ sagte der Einnehmer nach einer kleinen Pause der Ueberlegung. „Wenn der Herr Landrat Befehl geben möchten, das Geld aus der Steuerkasse zu nehmen, Brot dafür zu kaufen und dieses Brot an die Armen zu verteilen, so würde dies für die nächsten Tage hinreichen!“

Er hatte es in einem ganz einfachen, absichtlich bescheidenen Tone gesagt, um die Reizbarkeit des Beamten zu schonen, um

ihm die Zustimmung zu dem einzig Erfolg versprechenden Plane leicht zu machen. Nun trat er wartend zurück.

Etwas wie ein Blitz war über das erregte Gesicht des Landrats gezuckt. Die Steuerkasse! Ihm selbst hatte die Zuflucht zu ihr als letztes Mittel vorgeschwebt, wenn alles andere versagte. Nun aber —

Wieder kam ihm jenes Wort des Vaters in den Sinn: „Der Nottorp muß fort!“ Bot sich hier vielleicht die ersehnte Gelegenheit?

Wenn man den Heißblütigen reizte — ihm schien's ernst mit der Sache — vielleicht, daß er sich zu einem unüberlegten Schritte hinreißen ließ, zu einem Schritte, der, einmal gethan, ihm das Bleiben unmöglich machte, der ihn forttrieb —

Und so wandte sich Landrat Dreßler zu Karl von Nottorp zurück mit einer schnellen Bewegung, wie überrascht von der Ungeheuerlichkeit des Vorschlages.

„An das Geld der Steuerkasse denken Sie? Haben Sie vergessen, daß sie Eigentum des Staates ist? Wie können Sie verlangen, daß ich zu einer solchen Eigenmächtigkeit meine Hand biete?“

Karl von Nottorp sah ruhig auf.

„Die Not ist ein zwingender Grund, Herr Landrat! Ich bin überzeugt, daß die Regierung den Schritt nachträglich gutheißen wird!“

Jener lachte voll verletzendsten Hohnes.

„Sie sind überzeugt? Ja, Herr Einnehmer, Sie erlauben wohl, daß ich an dem Eindruck Ihrer Ueberzeugung auf meine Vorgesetzten zweifle! Wo kämen wir hin, wenn jeder einfache Steuereinnehmer über die ihm anvertrauten Gelder nach Belieben verfügen dürfte! Uebrigens ist es gut, daß Sie mich daran erinnern. Die Kasse darf unter diesen unsicheren Verhältnissen nicht unbeschützt in einer Privatwohnung verbleiben. Ich gebe Ihnen daher auf, sie spätestens bis zum heutigen Abend an mich einzuliefern. Sie bleibt dann hier auf dem Amt. Sie haben verstanden, Herr Einnehmer? — Schön, dann habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen!“

Er machte eine verabschiedende Bewegung nach der Thür. Karl von Nottorp atmete schwer. Mit Mühe nur hielt er

einen Ausbruch seines Zornes zurück. Aber seine Hände ballten sich unwillkürlich, als er nahe an den Landrat herantrat, und seine Stimme klang dumpf, drohend, wie mit einem Entschlusse ringend.

„Noch einmal, Herr Landrat Dreßler," sagte er gepreßt, die Worte einzeln herausstoßend, „es ist das einzige Rettungsmittel! Genehmigen Sie, daß davon Gebrauch gemacht wird?"

„Ich genehmige es nicht!"

„Und diese Armen, diese Verzweifelten, Halbverhungerten sollen so wieder fortgehen, mit leeren Händen, ohne Hoffnung?"

„Ich kann nichts thun! Sie sollen wiederkommen, wenn es Zeit ist!"

Der Einnehmer wurde totenblaß.

„Dann, Herr Landrat Dreßler," schrie er mit schneidender Stimme auf, „die Verantwortung für das, was kommt, auf Ihr Haupt!"

Er winkte den Dreien, zu gehen. Er selbst folgte ihnen ohne ein weiteres Wort. Landrat Dreßler sah ihnen nach. Ein seltsames Lächeln lag auf seinem starren Gesicht. Ein Lächeln, das seine sonst kaum sichtbare Aehnlichkeit mit seinem Vater plötzlich klar hervorhob.

Er kehrte zu seinem Platze hinter dem Fenstervorhang zurück und spähte hinab. Unbeweglich stand dort unten noch immer die Menge, die blassen Gesichter zu ihm emporgereckt, als leuchte von hier zu ihnen herab eine unsichtbare Sonne.

* * *

Als der alte Bauer, der voranging, die Thür zur Freitreppe öffnen wollte, hielt Karl von Nottorp ihn zurück.

„Wartet noch!" Er zog das wenige Geld hervor, das er bei sich trug, und verteilte es unter die Drei. „Kauft euch Brot dafür. Aber bleibt hier im Hause, bis ich die Eurigen fortgeführt habe. Es gilt, vorsichtig zu sein. Wenn sie sogleich erführen, daß es keine Hilfe für sie giebt, würden sie sich vielleicht zu Ausschreitungen hinreißen lassen. Und das darf nicht geschehen. Zu all' dem Schweren, was sie drückt, darf nicht auch noch ein aussichtsloser Kampf mit der Obrigkeit kommen. Das würde das Unglück voll machen. Wartet also

hier, bis sie fort sind. Und dann schweigt gegen jeden über das, was ihr hier gehört habt! Der Landrat meint es nicht so schlimm; er wagt nur nicht selbständig zu handeln. Er bedarf erst der Genehmigung seiner Vorgesetzten. Und die Regierung meint es gut mit euch, sie wird euch nicht im Stiche lassen. Nur ausharren müßt ihr und Ordnung halten. Und schweigend das Schwere tragen. Ihr wißt ja, nach guter, alter Nottorper Art!“

Er schüttelte ihnen die Hände. Der alte Bauer sah ihn aufmerksam an.

„Herr Baron,“ sagte er zögernd, besorgt, „was wollen Sie thun? Sie wollen doch nicht das thun? Nicht das?“

Er sagte es nicht gerade heraus, was er meinte. Nach Bauernart verschloß er seine Gedanken in sich hinein, es den anderen überlassend, sie zu erraten. Aber Karl von Nottorp verstand ihn. Etwas wie ein Lächeln der List spielte um seine klaren Augen, einer guten List.

„Was fragt ihr nach dem, was ich thun will?“ erwiderte er mit freundlicher Ablehnung. „Ich will thun, was gethan werden muß. Aber ich will es so thun, daß niemand dafür verantwortlich gemacht werden kann!“

Der Alte nickte bedeutsam.

„Niemand, Herr? Auch nicht Ihr selbst?“

Jenes Lächeln einer guten List verschwand von Karl von Nottorps Gesicht, um einem anderen Platz zu machen, einem leuchtenden, aus der Tiefe des Herzens heraufsteigenden Lächeln. Sein Gesicht strahlte, seine Augen lächelten leuchtend ins Leere, als erblickten sie dort eine wunderbare, winkende, lächelnde Gestalt.

Ihm winkte sie, ihm lächelte sie. Durch dunkle, ringende Wolkenschatten strebte sie leuchtend empor und winkte ihm, daß er folge.

Regine! — —

„Ich bin ein einsamer Mann!“ sagte Karl von Nottorp, und es lag kein Hauch von Bedauern in seinen Worten. „Ich stehe allein! Und die einsam und allein sind — wenn die nicht thun, was gethan werden muß, wer soll es sonst thun?“

Der alte Bauer sah ihn schweigend an. In seinem hart-

gemeißelten Gesicht zuckte es. Und plötzlich beugte er sich auf Karl von Nottorps Hand und küßte sie. Schweigend trat er dann zurück zu den anderen und sah jenem nach, wie er ging.

Ein anderer Blick war's, als der des Mannes dort oben hinter dem Vorhang.

Karl von Nottorp ging hinaus. Und da er ins Freie trat, war's ihm, als schwebe sie vor ihm her, jene wunderbare, winkende, lächelnde Gestalt. Durch dunkle Wolkenschatten.

* * *

Zwei Stunden später ging Karl von Nottorp abermals durch die Stadt, dem Landratsamte zu. Durch menschenleere, ruhige Straßen. Nicht mehr erklang der schleppende, müde Schritt der Hungernden auf dem vereisten Pflaster, nicht mehr der Notschrei.

Wohl schwebte der dunkle Wolkenschatten noch über dem Thal, noch schaute Frau Sorge aus blassen Augen beutespähend herab, raunte sie den Geschöpfen die Angst vor dem Kommenden in das Herz. Aber ihre zum Geißelhiebe erhobene Hand war aufgehalten, ehe sie herniederfuhr. Drohend ragte sie zwar noch empor, aber nicht heute würde sie niederfallen. Nicht heute, nicht morgen. Frist war gewonnen, bis stärkere Kraft ihr die Geißel ganz entwinden würde. Neue Hoffnung lebte.

Der sie zum Leben erweckt, ging nun abermals den Weg, den er an diesem Tage schon einmal gegangen. Nur war's kein Bittgang mehr, ein Gang der Verantwortung, des Gerichts.

Er wußte es, was er gethan. Die Bücher, mit toten Zahlen gefüllt, die er unter dem Arm trug, sagten es ihm, die eiserne Kasse, die in seiner Hand hing. Auch jene Fenster sagten es, an denen er vorüber ging.

„Es war Brot in den Fenstern!“ Hatte der alte Bauer vor zwei Stunden zu Landrat Dreßler gesagt, langsam, schwerfällig, dumpf, mühsam sein wildes Verlangen bemeisternd.

„Ja, Herr, Brot!“

Nun war das Brot nicht mehr in den Fenstern.

(Fortsetzung folgt.)



Aus dem Herzensleben berühmter Männer.

Die Liebe eines Revolutionärs.

Von Dr. Heinrich Laufenberg.

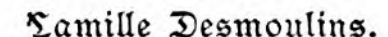
(Nachdruck verboten.)

Camille Desmoulins' Name ist in den Annalen der französischen Revolution mit flammenden Lettern eingegraben. Er war es, der am 12. Juli 1789 im Garten des Palais Royal zu Paris als erster die Menge sich zu bewaffnen aufrief und so mit den Anstoß zum Sturm auf die Bastille gab, bei dem er zu den Anführern zählte und in den vordersten Reihen focht. Unstreitig der fähigste Publizist, den die Revolution hervorgebracht, hat er, allen Strömungen hingegeben, zum Sturz des Königs und der Gironde ein gewaltiges beigetragen, war es zum großen Teil der Macht seines Wortes zu danken, wenn die untersten Volksschichten den konstitutionell gesinnten Mittelklassen gegenüber die Einführung einer auf voller demokratischer Grundlage ruhenden Republik ins Werk zu setzen vermochten. Aber nichtsdestoweniger schlug in der Brust dieses begeisterten Revolutionärs ein weiches und gefühlvolles Herz; knüpft sich doch an seinen Namen und den seiner Gattin Lucile Duplessis die Geschichte einer Liebe von seltener Tiefe und Innigkeit, von seltenem Glück und seltener Tragik.

Lucile Duplessis war die Tochter eines reichen, in den Geldkreisen der Hauptstadt hochangesehenen Pariser Kaufherrn, und lange genug hat der Vater ihre Hand dem armen Werber vorenthalten. Acht volle Jahre waren die Liebenden, wie aus den Briefen, die Desmoulins aus dem Gefängnis des Luxembourg an seine Gattin richtete, hervorgeht, auf mehr oder minder heimliche Zusammenkünfte in dem Garten eben dieses Gebäudes oder auf die Botschaften angewiesen, die sie sich durch Vermittelung eines in dem Hause von Luciles Vater verkehrenden Abbés zukommen ließen. Endlich aber überwand ihre Standhaftigkeit in Verbindung mit dem ausgleichenden Einfluß von Luciles Mutter den Widerspruch des Vaters, eine Wendung, die dem jungen Paare trotz des bisherigen langen Harrens doch überraschend gekommen zu sein scheint. Desmoulins selbst berichtet hierüber in einem Briefe, in dem er seinen Vater um die Einwilligung zu seiner Ehe mit Lucilie angeht. „Da Herr Duplessis," so schreibt er, „zwanzigtausend Livres Rente besitzt, war er bisher meinem Glücke entgegen; er hatte sich durch die ihm gemachten Angebote blenden lassen. So wies er einen Werber, der mit 100000 Francs kam, ab und Lucile, die bereits 25000 Livres Rente ausgeschlagen,

machte es gleichfalls keine Mühe, ihm den Abschied zu geben. Dieser eine Zug wird Ihnen genügen, sich ein Bild von ihrem Charakter zu machen. Nachdem ihre Mutter sie mir gegeben, führte sie mich gleich in ihr Zimmer. Ich werfe mich zu Luciles Füßen; überrascht, sie lachen zu hören, hebe ich die Augen; die ihrigen waren in keinem besseren Zustande als die meinigen; sie war ganz in Thränen gebadet und weinte heftig und unterdessen lachte sie noch. Nie habe ich ein so entzückendes Bild gesehen, und nie hätte ich geglaubt, daß Natur und Empfindung diese beiden Kontraste zu vereinigen vermöchten." Schon nach wenigen Tagen fand kurz vor Weihnachten des Jahres 1790 die Vermählung des jungen Paares statt, die in den aristokratischen Kreisen von Paris einen Sturm der Entrüstung und über Lucile und ihre Mutter das böseste Gerede hervorrief. Die Trauung vollzog





Camille Desmoulins.



Lucile Desmoulins, geb. Duplessis.

ein früherer Lehrer Desmoulins aus dem Collège Louis le Grand, der Abbé Berardier, während Danton und Robespierre, mit welch' letzterem Desmoulins aus der genannten Schule her eine enge Jugendfreundschaft verband, als Zeugen fungierten. Das neue Heim des gefürchteten Volksmannes aber, den sogar Mirabeau, um ihn sich günstig zu stimmen, zu Versailles in seiner unmittelbaren Nähe gehalten, hatte des Königs eigener Bruder, der Herzog von Orléans, auf das prächtigste herrichten lassen.

Die Ehe war von ungetrübtestem Glück, zeigte sich doch Desmoulins seiner schönen und liebenswürdigen Gattin gegenüber von einer Zartheit und Schwäche, die mit seinem politischen Auftreten zu dieser Zeit auf das schärfste kontrastiert. So vermochte er es, wiewohl er den Bankerott der Assignatenwirtschaft schon in den Anfängen voraussah, nicht einmal über sich, mit seiner Frau, deren gesamtes

Heiratsgut im Betrage von 100000 Francs in Papieren auf die Stadt Paris angelegt war und die sich in Vermögensangelegenheiten lediglich von ihrem Vater beraten liess, ernstlich über eine anderweitige Anlage der Mitgift zu reden. „So groß ist,“ heißt es in einem Briefe an seinen Vater, der ihn offenbar darum angegangen hatte, ihm aus dem Vermögen Luciles zur Tilgung von Schuldverpflichtungen zu verhelfen, „so groß ist meine Furcht, meine Frau zu betrüben, daß ich nicht ein einziges Mal davon gesprochen habe, ihre Rententitel gegen andere einzutauschen, da ich wohl weiß, daß sie darein niemals willigen würde. Denn ich betrachte den häuslichen Frieden und die eheliche Einigkeit als ein Gut, dem man selbst das Vermögen opfern muß, zumal es für mich leichter wäre, in einer Tonne zu leben, als in einem Palast, wo ich mit meiner Frau disputieren müßte.“

Am 6. Juli des Jahres 1792 ward Desmoulins, um sein häusliches Glück vollständig zu machen, ein Sohn geboren, der auf der Munizipalität die Namen Horace Camille erhielt. Aber je ungestörter und reiner der Friede in seinem Hause, um so eifriger gab er sich der Revolution hin, die eben in dieser Zeit ihren blutigen Charakter zu entfalten begann. Es folgten die Einnahme der Tuilerien und die Gefangennahme des Königs am 10. August, die Danton zum Justizminister und Desmoulins zu seinem Siegelbewahrer machten, die Septembermorde, für die der letztere zum Teil gleichfalls die Verantwortung trägt, sein Eintritt in den Convent als Deputierter für Paris, der Prozeß des Königs, für dessen Tod er stimmte, der Sturz der Girondisten, deren Ansehen er mehr noch als seine Freunde von der Bergpartei im Convent durch seine Histoire des Brissotins vor der Oeffentlichkeit untergrub und ins Wanken brachte. Nach dem vollen Siege der Demokratie über den Constitutionalismus schloß sich Desmoulins der Gruppe der Indulgents, der Gemäßigten an, deren Haupt Danton war, und die ihren Gegenpol in der ultraradikalen Fraktion der Hébertisten fand, Parteien, die Robespierre geschickt die eine durch die andere zu stürzen verstand. Nachdem zuerst die letztere aus dem Wege geräumt, wurden in der Nacht zum 31. März des Jahres 1794 auch die Anhänger Dantons, unter ihnen Camille Desmoulins, verhaftet.

Aus den ersten beiden Tagen der nun folgenden Kerkerhaft, die seinem Prozeß und seiner Hinrichtung vorangingen, besitzen wir vier Briefe, die seine Gedanken unablässig mit Weib und Kind beschäftigt zeigen und zu dem Ergreifendsten gehören, was ein liebendes Herz in der Todesqual jemals geschrieben. „Mein Schicksal,“ so heißt es in dem ersten, „lenkt in meiner Gefangenschaft meine Augen zurück über jenen Garten, wo ich 8 Jahre meines Lebens verbrachte, dich zu sehen. Ein flüchtiger Blick über den Luxembourg erweckt in mir eine Menge von Erinnerungen an unser Liebesglück. Ich befinde mich in strenger Einzelhaft, aber nie war ich in Gedanken, in der Einbildung, ja selbst dem wirklichen Gefühl nach näher bei dir, deiner Mutter, meinem kleinen Horace. Ich schreibe dir dieses erste Billet, um dich um das Allernötigste zu bitten. Aber die ganze Zeit meiner Haft will ich damit zubringen, an dich zu schreiben,

denn für etwas anderes, oder gar zu meiner Verteidigung, brauche ich die Feder nicht anzurühren. Meine Rechtfertigung ist voll und ganz in meinen 8 Bänden republikanischer Schriften enthalten. Sie sind ein gutes Ruhekissen, auf dem mein Gewissen einschlummert in der Erwartung des Richterspruchs und der Nachwelt. O meine Gute, schreiben wir von etwas anderem. Ich werfe mich auf die Kniee, und breite die Arme aus, um dich zu umfangen; ich finde dich nicht mehr, meine Süße, und die arme Daronne.[1] — Sende mir einen Wassertopf, das Glas, auf dem sich ein C und D, unsere beiden Namen, befinden, ein Paar Laken und jenes Buch, das ich vor wenigen Tagen zu Charpentier gekauft; . . . . es handelt von der Unsterblichkeit der Seele. Ich muß mich davon überzeugen, daß es einen Gott giebt, der gerechter ist als die Menschen, und daß es mir nicht fehlen kann, dich wiederzusehen. Rege dich nicht zu sehr über meine Einfälle auf. Noch verzweifele ich nicht an den Menschen und an meiner Befreiung . . . . Ich kann euch nicht umarmen, aber an den Thränen, die ich vergieße, scheint es mir, als hielte ich euch noch an meinem Busen."

Der bei weitem umfangreichste im Gegensatz zu diesem und den beiden folgenden Schreiben, von denen das eine offenbar am Abend des ersten, das andere am Morgen des zweiten Hafttages geschrieben ist, aber auch der am meisten ans Herz greifende ist der vierte und letzte Brief. Desmoulins hatte Lucile um ihr Bild und eine Strähne ihres Haares gebeten. In jenem letzten Schreiben wiederholt er seinen Wunsch. „Aber vor allem, ich beschwöre dich, meine Süße, schicke mir dein Bild. Möge der Maler Mitleid mit mir haben, der ich nur leide, weil ich zu viel Mitleid mit anderen besaß; möge er dir zwei Sitzungen täglich gewähren. In den Schrecken meines Gefängnisses wird der Tag, an dem ich dein Bild erhalte, für mich ein Freudentag, ein Tag des Rausches und des Entzückens sein. Unterdessen aber sende mir eine Locke von deinem Haar, damit ich sie auf meinem Herzen trage, meine teuere Lucile. So bin ich denn auf die Zeit unserer ersten Liebe zurückgekommen, wo jeder durch die bloße Thatsache mir Interesse erregte, daß er bei dir ein- und ausging." Bei der Niederschrift dieses letzten Briefes ward er von den Commissären des Revolutionstribunals, die ihn zu verhören kamen, unterbrochen, so daß derselbe in mancher Beziehung als ein politisches Testament gelten kann. „. . . . Ich hatte eine Republik erträumt, die alle Welt verehrt haben würde. Ich habe nicht glauben können, daß die Menschen so wild und ungerecht wären . . . . Ich danke meinen Mördern dafür, daß sie mich sterben lassen mit Danton und Philippeaux; und da unsere Amtsgenossen feige genug gewesen, uns im Stiche zu lassen und auf die Verleumdungen zu hören, die ich nicht kenne, die aber gewiß zu den gröbsten gehören, so kann ich sagen, daß wir als die Opfer unseres Mutes sterben. die Verräter

---

[1]) Kosename, den Desmoulins Luciles Mutter zu geben pflegte.

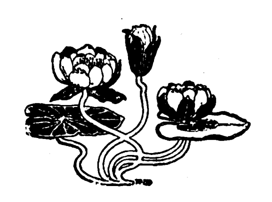
zu entlarven, und unserer Liebe für die Wahrheit. Wir können das Zeugnis mit uns nehmen, daß wir als die letzten Republikaner dahingehen. .... Lebe für meinen Horace, sprich ihm von mir. Du wirst ihm sagen, was er von mir nicht hören kann, daß ich ihn herzlich würde geliebt haben. Trotz meiner Todesqual glaube ich, daß es einen Gott giebt. Mein Blut wird meine Fehler auslöschen, die Schwächen der Menschheit; und was Gutes in mir war, meine Tugenden, meine Liebe zur Freiheit — Gott wird sie belohnen. Ich werde dich eines Tages wiedersehen, Lucile, Annette![2]) Gefühlvoll wie ich war — ist denn der Tod, der mich von dem Anblick so vieler Verbrechen befreit, ein so großes Unglück? Lebe wohl, meine Süße, mein Leben, meine Seele, meine Gottheit auf Erden! Ich lasse dir gute Freunde zurück, alles, was es an tugendhaften und gefühlvollen Menschen giebt. Lebe wohl, Lucile, meine Lucile, meine teure Lucile! Lebt wohl Horace, Annette, Adele.[3]) Lebe wohl, mein Vater. Ich fühle, wie vor mir das Ufer des Lebens flieht. Ich sehe noch Lucile, ich sehe sie noch, meine innig Geliebte, meine Lucile. Meine gefesselten Hände umarmen dich und mein Haupt im Sande läßt noch auf dir seine sterbenden Augen ruhen."

Am 4. April bereits ward er, der bis zum letzten Augenblick an seine Verurteilung nicht zu glauben vermochte, gemeinsam mit seinen politischen Freunden zum Blutgerüst geführt. Lucile suchte, um ihn zu befreien, einen Volksaufstand zu erregen. Sie wurde angeklagt, in eine angebliche Gefängnisverschwörung verwickelt gewesen zu sein; verurteilt, folgte sie ihrem Gatten schon am 13. desselben Monats auf das Schafott.

---

[2]) Madame Duplessis.

[3]) Schwester Luciles.





Deutsche Dichtergrüße.



Goldene Hochzeit.

Von Otto Julius Bierbaum.

Er:

Was hat mir Frieden gebracht,
Mein Leben eingehürdet?
Was hat mich froh gemacht,
Mein Herz unrastentbürdet?
Was hat meinen Herbst, meinen harten Herbst
Zu hellem Lenz gelichtet?
Was hat meines Lebens keuchenden Kampf
Zu leisem Lied gedichtet?
Das hat dein holdreich Herz gethan
Und deine süßen Augen, die
Mein Leben übersonnten.
Sieh, sieh mich mit den Augen an,
Die solche Wunder konnten!

Sie:

Was hat mich stolz gemacht,
Meinem Leben Stand gegeben?
Daß ich bei Tag und Nacht
Für dich, dich durfte leben!
Was hat mein Herz, mein ängstliches Herz
Mit fröhlicher Kraft umschmeidet?
Was hat mich alte, schwache Frau
Bis heute froh begleitet?
Das thaten die starken Hände dein
Und deine guten Augen, die
Aus Liebe stumm mir dankten.
Schließ mich in deine Arme ein,
Die mich mit Glück umrankten!

Beide:

Es kommt die Nacht, es nahet an
Mit leisem Schritt der bleiche Mann,
Der keinen je vergißt.
Wir nehmen beid' ihn an der Hand:
Führ' uns, o Tod, in jenes Land,
Wo unsres Kindes Seele ist.



An der Wiege der Menschheit.

Altes und Neues über Land und Leute in Afghanistan.

Von Dr. **A. Ernst.**

(Nachdruck verboten.)



Die neuere Forschung läßt es in hohem Maße zweifelhaft erscheinen, ob die seit Jahrhunderten geltende Annahme, die Heimat der ersten Menschen sei in Asien zu suchen, zutreffend ist. Mehr und mehr greift die Ansicht Platz, daß in jenen Gegenden, in denen heute nicht die geringste Spur von tierischem oder pflanzlichem Leben sich findet, die Wiege der Menschheit gestanden habe. Man glaubt, daß die Regionen des ewigen Eises am und um den Nordpol herum vor Tausenden und Abertausenden von Jahren von milder Luft und wohlthuender Wärme erfüllt gewesen seien, und erst mit der allmählichen Vereisung des Erdballs hätten die Bedingungen des organischen Lebens in der Polargegend aufgehört. Indessen giebt es auch viele Gelehrte, die an der ursprünglichen Annahme festhalten, daß Afghanistan und vor allem das in diesem Lande gelegene klassische Baktriana, das heutige Balch in Turkistan, also das Gebiet am Nordwestabhange des Hindukusch-Gebirges, den ersten Menschen zum Aufenthaltsort gedient habe.

Unterstützt wird diese Ansicht durch die Mythen und Sagen Baktrianas selbst. Danach war Balch, die Hauptstadt des Landes, von Adam nach der Vertreibung desselben aus dem Paradies errichtet. Die Muselmänner, welche die zu Bamjan gehörenden Gebiete bevölkern, behaupten, daß der Ort so ge-

nannt werde, weil Adam und Eva, nachdem sie aus dem Paradies vertrieben und lange Zeit gesondert umhergeirrt waren, hier zufällig zusammentrafen und einander mit Umarmungen begrüßten; darum wird denn dieser Ort Bahla (Balch) oder, in veränderter Form, Bahlaca genannt, was „Ort der Begrüßung" bedeutet.

Eine Variation zu dieser Legende erzählt, daß die Stadt durch Kajumars errichtet worden sei, den ersten persischen Herrscher aus der Dynastie der Pischdadier. Von muselmännischen Schriftstellern wird Kajumars und Adam als eine und dieselbe Persönlichkeit angesehen; es war das somit nicht nur der erste persische König, sondern auch der erste Mensch. Die gleichen muselmännischen Schriftsteller erzählen hierbei, daß Kajumars einen Bruder gehabt habe, und bringen die Begründung der Stadt in Verbindung mit diesem Umstand. Der Name der Stadt wird von dem Ausruf des Kajumars abgeleitet, mit welchem er seinen Bruder begrüßte, — Bal-akh! („Wahrlich, das ist mein Bruder!")

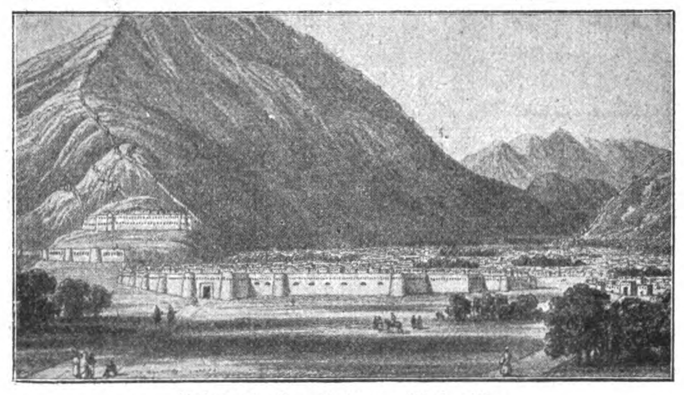
Habib Ullah, der neue Emir von Afghanistan.

In der Stadt Balch (Baktra) soll auch Abraham gelebt haben, der von hier aus in das Land Kanaan zog. Die Sage ist in mündlicher Ueberlieferung von den Afghanen erhalten worden. Dieser Sage zufolge ist der Amu einer der Flüsse, die dem Paradies entströmten.

Um das Jahr 1000 v. Chr. stiftete Zarathustra (Zoroaster) in Baktrien die Zend-Religion. Schon 600 kam das Land unter die Herrschaft der Meder und mit diesen unter diejenige der Perser. Alexander der Große brachte es mit dem übrigen persischen Reiche unter seine Botmäßigkeit. Bei der Teilung des alexandrischen Weltreichs fiel Baktrien an die Seleukiden, doch machte sich der Statthalter Diodotos 256 v. Chr. unabhängig, indem er ein selbständiges Königreich Baktrien gründete. Doch schon 127 erlag dasselbe den Angriffen des turanischen Stammes der Saken, die bis zur Mündung des Indus hin das indoskythische Reich gründeten. Später war Baktrien ein Bestandteil des Reiches der persischen Sassaniden, des arabischen Kalifats, dann seit dem 10. Jahrhundert verschiedener türkischer und mongolischer Dynastien, später endlich der Afghanen, die zuerst in der


Abdurrahman, der verstorbene Emir von Afghanistan.

Geschichte der Kriegszüge des Mahmud von Ghusni (Guzni) als tapfere Verbündete der Ghasnawiden genannt werden. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts errichtete Achmed Schah ein eigenes afghanisches Reich, das aber 1823 zerfiel; mit dem Tode seines Sohnes Mahmud erlosch die Duranai-Dynastie, deren Gründer er war. Drei Brüder, aus dem Stamme der Barakzai, teilten sich nun in die Herrschaft; an der Spitze stand der älteste von ihnen, Dost Mohammed, als der Besitzer von Kabul. Unter nichtigem Vorwand wurde derselbe 1839 von den Engländern mit Krieg überzogen, die, nachdem die Festung Guzni durch



Kabul, die Hauptstadt von Afghanistan.

Verrat gefallen, den Thronanwärter Shuja-Schah in Kabul als Herrscher einsetzten. Dost Mohammed, in hilfloser Lage jenseits des Oxus, gab sich zwar den Engländern gefangen, aber desto thätiger zeigte sich sein schlauer Sohn Akber, der sich an die Spitze einer weitverzweigten Verschwörung stellte und die Feinde vertrieb. Auf dem Rückzuge erlagen gegen 16000 Briten der Kälte und dem Gemetzel der Afghanen. Eine Anzahl Offiziere und mehrere Frauen ergaben sich freiwillig und wurden erst im September 1842 von ihren Landsleuten aus der Gefangenschaft befreit. Seit 1880 saß Dost Mohammeds Enkel, Emir Abdurrahman, ein Schützling Englands, auf dem Throne Afghanistans, und unter ihm ist auch — im Juli 1888 — eine Beilegung

des Grenzstreites zwischen England und Rußland zu stande gekommen.

Nach 21jähriger Regierung ist Abdurrahman zu seinen Vätern versammelt worden. Auf dem Sterbebette bezeichnete er seinen ältesten Sohn Habib Ullah („Gottes Liebling“) als Thron-



Dwatoi-Paß in Afghanistan.

folger. Derselbe hat eine lange und ernste Schule durchmachen müssen, in der er sich für sein jetziges hohes Amt eingehend vorbereitet hat. Er ist 30 Jahre alt und soll ein außerordentlich energischer, gerechter und gewissenhafter Fürst und Mensch sein. Häufig hat er früher Gelegenheit gehabt, als Stellvertreter seines Vaters in Kabul und im Lande die Achtung seiner Landsleute sich zu erwerben. Schon im Jahre 1888, als Abdurrahman in

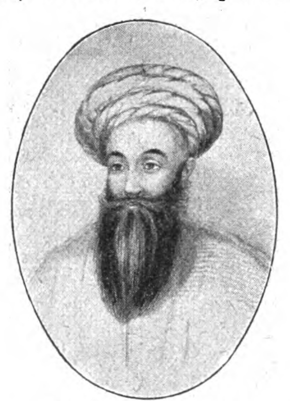
den Krieg ziehen mußte, zeigte der siebzehnjährige Habib Ullah als vollberechtigter Regent Thatkraft und furchtloses Pflichtbewußtsein, besonders in der Unterdrückung innerer Aufstände. Ohne Leibwache oder sonstigen Schutz tauchte er hoch zu Roß mitten unter den revoltierenden Soldaten auf und stellte durch Umsicht und Energie die Ruhe wieder her. Seit jener Zeit setzte der Emir unbegrenztes Vertrauen in seinen ältesten Sohn, übertrug ihm den stellvertretenden Vorsitz in den großen Staatsratssitzungen („Durbars") und that alles, um ihn zu einem starken und vernünftigen Herrscher zu erziehen. Natürlich ist Habib Ullah glücklicher Ehemann, und zwar nach afghanischer Sitte mehrfacher. Von den schönen Töchtern des Landes hat ihm sein sorgsamer Vater die schönsten ausgesucht, und heute besitzt der junge Emir nicht weniger als neun Ehefrauen und eine ganze Schar von Kindern, von denen jedoch nur zwei oder drei eine bessere Erziehung genießen. Als am Tage der Beerdigung Abdurrahmans der Oberkadi in öffentlicher Staatsratssitzung den Turban um das Haupt Habib Ullahs wand und ihn als Emir begrüßte, da hielt der junge Herrscher eine Rede, worin er erklärte, er gedenke die Grenzen des Reiches seines Vaters zu schützen, sie weder zu vergrößern noch verkleinern zu lassen. Bei seiner Thatkraft ist zu erwarten, daß er den „fetten Bissen", wie sein Vater Afghanistan nannte, weder England noch Rußland überlassen wird.

Bezeichnend für die hohe Intelligenz Abdurrahmans sind zwei als wahr verbürgte Anekdoten, die seine Aerztin, Miß Lillian Hamilton, selbst erzählte. Eines Tages sagte der Emir, der als echter Muselmann natürlich seinen Glauben für den besten hielt, aber Andersgläubigen gegenüber sehr duldsam war, nach einem längeren Streite mit dem weiblichen Doktor über eine religiöse Frage: „Es lohnt sich wirklich nicht, darüber in Zorn zu geraten. Bringen Sie mir jetzt lieber jene große chinesische Vase her und setzen Sie sie hier auf den Tisch. Und nun setzen Sie sich mir gegenüber und sagen Sie mir, ohne die Vase zu berühren, was Sie sehen." — „Ich sehe einen grünen Drachen," antwortete Miß Hamilton. — „Durchaus nicht," sagte der Emir, „es ist ein Meer mit allen Arten von seltsamen Dingen, mit Würmern, Seeschlangen und was weiß ich! Jetzt hören Sie mich an."

fügte er ernst hinzu, „denn ich weiß, was ich sage, und wenn ich sage, daß es nicht ein Drache ist, so ist es eben keiner.“ Dann sagte er halblaut: „In der Welt der Geister werden wir einst alle die beiden Seiten der Vase sehen können, und wir werden begreifen, daß alles falsch ist für den, der nur die eine der beiden Seiten betrachtet.“ Ein anderes Mal nahm er von einer Schale, die vor ihm stand, eine Orange und befestigte mit großer Geschicklichkeit seine goldene Uhrkette daran. Miß Hamilton



Mahommed Akber Khan,
Sohn Dost Mohammeds, der 1842
die Engländer vertrieb.

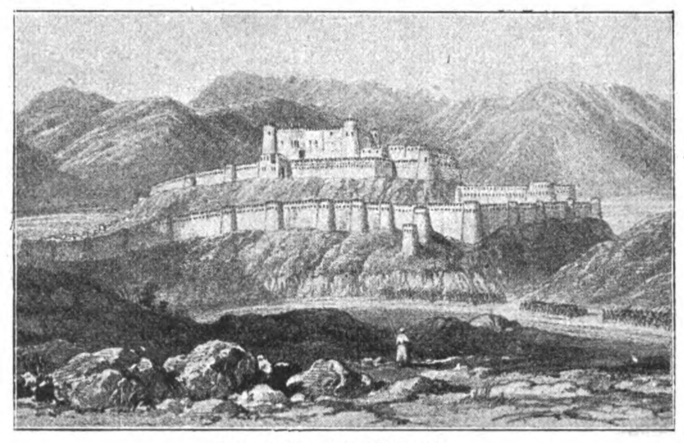


Schah Shuja-Ool Moolk,
wurde 1839 von den Engländern in
Kabul als Herrscher eingesetzt.

saß dabei und — strickte Strümpfe. Für einen Doktor eine etwas ungewöhnliche Beschäftigung. „Geben Sie mir jetzt das Ende Ihrer Wolle,“ sagte der Emir, und die Miß gehorchte. „Nun holt mir einen seidenen Faden und ein Stückchen Metalldraht!“ befahl er den Pagen. Nachdem er alles beisammen hatte, brachte er Wolle, Faden und Draht gleichfalls mit der Orange in Verbindung. Miß Hamilton schwieg und fragte sich innerlich, was dieses Kunststück bedeuten sollte. „Nun sehen Sie,“ dozierte der Emir von neuem, „ich nehme diese Kette, diesen Faden oder diesen Draht in die Hand, und es ist keine Gefahr vorhanden, daß die Orange herunterfallen könnte. Ein Faden ist stärker, der andere schwächer, aber alle halten sie die Orange. So ist es auch mit den Religionen. Die eine ist besser und

reiner, also stärker, als die andere, aber alle dienen dazu, die Herzen der Menschen an den einen wahren Gott zu fesseln. Selbst die schlechteste ist noch zu etwas gut!" —

Ein, Volk, das so kluge Fürsten hervorzubringen vermag, braucht seinen Blick nicht in die Vergangenheit zu versenken, sondern hat auf eine selbständige Zukunft Anspruch, und da es bei dem früher oder später unvermeidlichen Zusammenstoß Englands und Rußlands in Mittel-Asien noch eine wichtige Rolle zu spielen berufen ist, so wird es unsere Leser zweifellos inter-

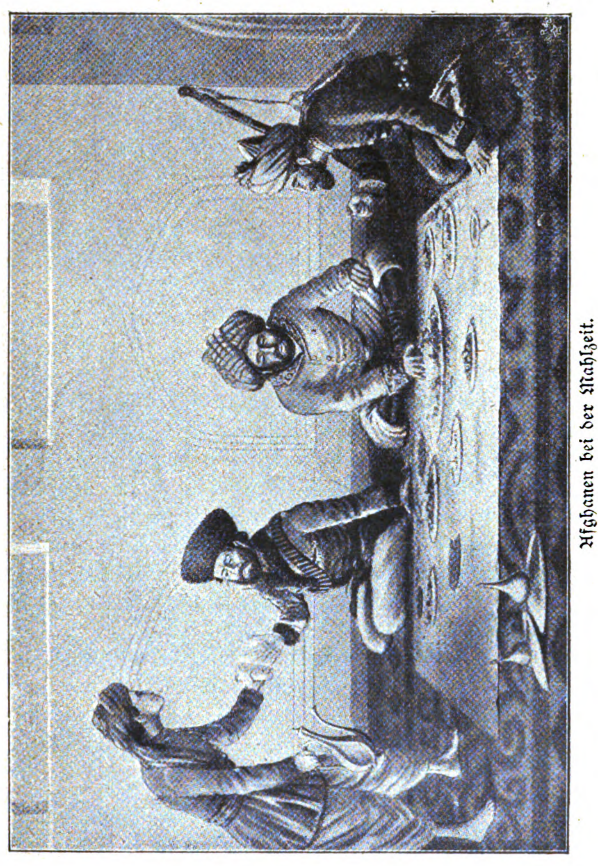


Festung Guzni in Afghanistan.

essieren, einiges Nähere über Land und Leute in Afghanistan zu erfahren.

Ehe man Kabul, die stark befestigte Residenz des Emirs, erreicht, muß man zahlreiche Pässe überschreiten, die teils über den Hindukusch, teils über die vom Pamir, dem „Dache der Welt", ausgehenden gewaltigen Bergketten führen und einen natürlichen Schutzwall bilden gegen das Andringen äußerer Feinde. Joch auf Joch, Klippe auf Klippe türmt sich übereinander und starrt in wilder Nacktheit zum Himmel empor; viele Felsen hüllen ihre Häupter in den blendenden Glanz des ewigen Eises und einzelne dieser Kolosse erreichen eine Höhe von mehr als 14000 und 15000 Fuß. Von der wilden Großartigkeit der

Formationen im Norden Afghanistans bekam die russische Gesandtschaft einen Begriff, die 1878 den Emir aufsuchte; sie



Afghanen bei der Mahlzeit.

fand die Riesen der Schweizer Bergwelt an Höhe vielfach übertroffen.

Natürlich wirkt die Natur auch auf den Charakter der Bewohner. Ist auch das Regiment des Emirs ein despotisches, so haben sich doch die verschiedenen Stämme, die unter dem

Sammelnamen „Afghanistan“ vereinigt sind, ihre Unabhängigkeit gewahrt, und der Emir ist in seinem Verhältnisse zu ihnen ganz darauf angewiesen, mit den Vornehmen und Führern des Volkes im Einvernehmen zu bleiben.

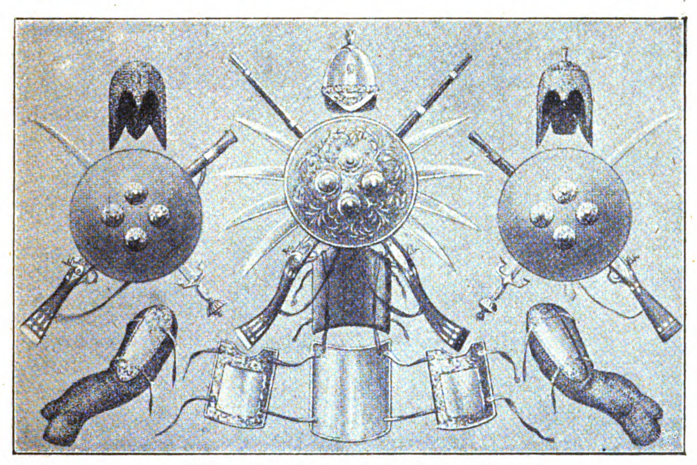
Am stärksten ist dieser Selbständigkeitsdrang ausgeprägt bei dem Stamme der Jusufzai, welche den Osten des Landes bewohnen. Denn diese dulden nicht einmal einheimische Khane über sich, sondern es wählt jedes Dorf oder Geschlecht einen aus seiner Mitte, gewöhnlich den Reichsten und Angesehensten, zum Vorsteher. In seiner Wohnung finden dann die gemeinsamen Beratungen statt, und die Männer finden sich hier wie in einem Klub zusammen, um zu schwatzen und die Wasserpfeife, welche in der Runde umgeht, zu rauchen.

Freiheitsgefühl und Tapferkeit sind stets mit einander gepaart. So auch bei den Afghanen. Seit Urzeiten sind sie tapfere Krieger und — kühne Räuber. Die Flinte und das lange Afghanenmesser verläßt sie nicht, mit ihrem Pferde sind sie fest verwachsen.

Als besonders wild gilt der Stamm der Afridi. Es sind hagere, aber muskulöse Leute, mit hohen Nasen und Backenknochen und von ziemlich dunkler, rötlicher Gesichtsfarbe. Sie gehen immer bewaffnet, und das Messer fehlt nie in ihrem Gürtel. Sie gehören jedenfalls zu den ungebildetsten der afghanischen Stämme und sind berüchtigte Wegelagerer, wozu ihnen der Kaibarpaß die beste Gelegenheit giebt.

Von den westlichen Stämmen ist der bedeutendste der Stamm der Duranai, der alle afghanischen Stämme an Zahl und Ausdehnung übertrifft. Lange Zeit führte dieser Stamm die Oberherrschaft, so daß nach ihm die afghanische Monarchie auch kurzweg die Duranai-Monarchie genannt wird. Er ist der geordnetste und civilisierteste Stamm der Afghanen und hat einen alten angestammten Adel, der ein patriarchalisches Regiment führt und im Namen der Regierung die Ordnung aufrecht hält. Die Duranai-Edelleute, die in ihren Sitten und Gebräuchen schon mehr den verfeinerten Persern gleichen, sind meist mehr gebildet und dem Luxus ergeben und das gerade Gegenteil von der Grobkörnigkeit der östlichen Stämme, denen gegenüber sie die feste Stütze der Regierung bilden.

Der nächstgrößte Stamm ist der der Ghilzai, in deren Gebiete auch die Hauptstadt Kabul und die Festung Guzni liegen. Sie sind ein unruhiges Volk und haben unter den Afghanen um ihrer Raubsucht willen einen üblen Namen. Seit hundert Jahren blieben sie stets durch den herrschenden Stamm der Duranai unterjocht. Gleichwohl sind die Ghilzai die zähesten und tapfersten der Afghanen und zeigten im Kriege von 1839 die verzweifeltste Tapferkeit. — Das Gefühl der Freiheit und Ungebundenheit durchdringt mehr oder minder alle Afghanen,



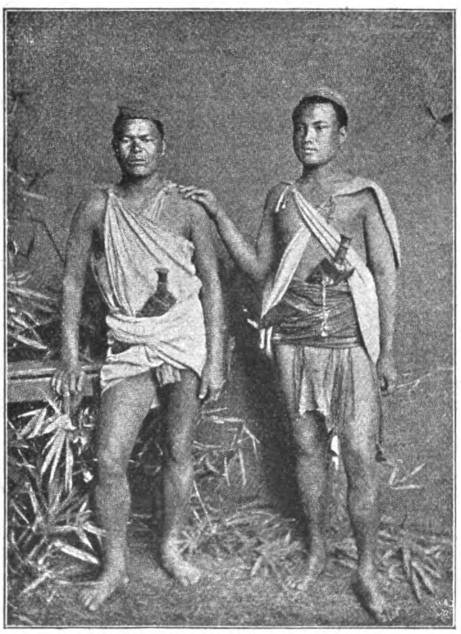
Afghanische Waffen aus älteren Zeiten.

und bekannt ist die Antwort, welche ein alter Afghane seinerzeit dem englischen Gesandten Elphinstone am Hofe von Peschawar gab, nachdem ihm dieser die Vorteile einer geordneten Regierung auseinandergesetzt hatte: „Wir sind zufrieden mit unseren inneren Zwistigkeiten, Streit und Blutvergießen, aber mit einem Herrn werden wir nie zufrieden sein!"

Der unabhängige Sinn wird dadurch genährt, daß weitaus die Mehrzahl der Afghanen immer noch Hirten sind; sie bauen zwar daneben etwas Land, aber das Hirtenleben wird doch vorgezogen und womöglich der Landbau den Tadschiks, den unterjochten Eingeborenen, überlassen; die

kultiviertesten Gegenden um Kandahar und Kabul sind daher meistens in den Händen von Tadschiks.

Die Sitten der Afghanen sind äußerst einfach, aber doch mit einem gewissen Anstand verbunden; das kriechende Wesen der Indier ist ihnen ganz fremd, und auch dem Europäer gegenüber betrachten sie sich als völlig ebenbürtig.



Afghanische Krieger im Naturzustand.

Die Afghanen sind alle Mohammedaner. Sie sind mehr oder minder fanatisch, wie alle Mohammedaner, je nach ihrem Bildungsgrad; die gebildeten Klassen, die persische und afghanische Dichter mit Vorliebe lesen, sind dagegen gegen Andersgläubige duldsam und nicht selten in religiösen Fragen gleichgültig.

Trotz der Annahme des Islam ist der Koran bei ihnen nicht in allgemeine Geltung als Gesetzbuch gekommen; die unabhängigen afghanischen Stämme hatten schon einen gewissen Gebrauch in ihren inneren Angelegenheiten ausgebildet, von dem sich ihr unbändiger Sinn auch durch die neue Religion nicht abbringen ließ; sie nennen das Paschtunval (Gebrauch der Afghanen) und es hat noch jetzt unter ihnen allgemeine Geltung. Dieser traditionelle Gebrauch bezieht sich hauptsächlich auf das Mein und Dein, auf Weidegerechtigkeiten, auf Entschädigungen bei Beschädigungen und körperlichen Verletzungen, sowie auf die

gestattete Selbsthilfe und die Blutrache. — Höchst wichtig für den inneren Zustand eines Volkes ist die Stellung der Frauen, die darum hier mit einigen Worten berührt sein möge, weil bei den Afghanen manche eigentümliche Erscheinung hierbei zu Tage tritt.

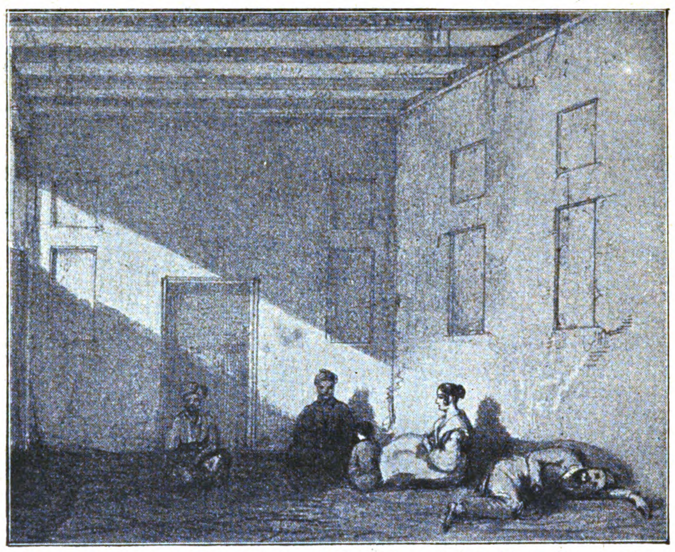
Sie kaufen ihre Frauen, wie so manche andere orientalischen Völker, d. h. sie bezahlen dem Vater der Braut eine gewisse Summe, je nach ihren Vermögensverhältnissen. Im ganzen hängt es besonders bei den ärmeren Klassen davon ab, wann der Mann im stande ist, die geforderte Summe für eine Braut erlegen zu können. Da die jungen Leute meist Gelegenheit haben, sich kennen zu lernen, so werden häufig bei ihnen die Heiraten nach gegenseitiger Neigung geschlossen. Die jungen Leute legen sich oft große Opfer auf, um das Brautgeld erlegen zu können, ja, sie wandern sogar nach Indien, um dort schneller sich die nötige Summe zu erwerben.



Afghanische Krieger in Infanterie-Uniform.

Unter den asiatischen Völkern sind die Afghanen die einzigen, bei denen das Wort „Liebe“ in unserm Sinne vorkommt und verstanden wird; sonderbar ist es auch, daß „Liebe“ bei ihnen „minah“ (Minne) heißt. Die Vielehe kommt vor, aber nur bei den Vornehmeren und Reichen, sehr selten bei dem gemeinen Volke.

Höchst auffallend ist bei den Afghanen der Gebrauch, daß, wenn der Mann vor seiner Frau stirbt, es als Pflicht des Bruders des Verstorbenen gilt, seine Witwe, wenn sie keine Kinder hat, zu heiraten. Weigert er sich, sie zu heiraten, so darf doch niemand sie ohne seine Zustimmung heiraten, was eine tödliche Beschimpfung wäre. Um dieser Schwagerehe willen haben schon manche Engländer die Behauptung aufgestellt, daß



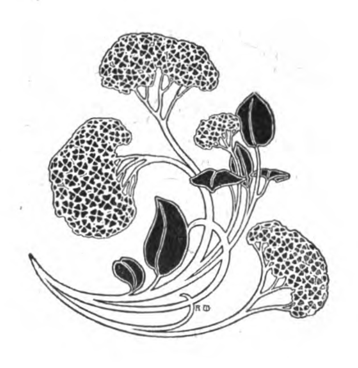
Gefangene Engländer im Kabuler Gefängnisse nach Beendigung des britisch-afghanischen Feldzugs (1842).

die Afghanen von den Juden abstammen; diese Sitte beweist jedoch noch nichts, und es muß als Uebertreibung bezeichnet werden, wenn man ihnen andere jüdische Sitten und Gebräuche hat zuschreiben wollen, die im Islam ihren Grund haben.

Die Erziehung der Frauen ist keineswegs so vernachlässigt, wie man etwa vermuten könnte, da die Afghanen sie nicht so eifersüchtig abschließen wie andere mohammedanische Völker. Viele, besonders in den höheren Klassen, können lesen und schreiben; von einer Frau des Chatak-Häuptlings Kusch-hal

Khan, der lange in Indien gefangen saß, sind schöne Gedichte erhalten, womit sie die ihr von ihrem Manne zugesandten beantwortete.

Die Afghanen sind im ganzen ein wißbegieriges Volk, weit mehr als irgend ein anderes asiatisches Volk. Bei ihrem Bildungseifer und bei ihrem scharfen Verstande darf man wohl voraussagen, daß sie noch eine wichtige Rolle in der Geschichte der asiatischen Völker zu spielen berufen sind.





Sinkende Sonnen.

Original-Roman von **Georges Ohnet.**

(2. Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

VI.

Mels kam von Paillard heraus, wo er gefrühstückt hatte, als er vor dem Vaudevilletheater ein Coupé halten sah, aus dessen Fenster ihm eine Dame zulächelte. Er erkannte die Gräfin von Terrenoire und trat mit der Beflissenheit heran, zu der er als häufiger Gast des Hauses verpflichtet war.

„Ich habe eben eine Loge für heute abend genommen," sagte die junge Frau. „Mein Mann wünscht die Réjane in dem neuen Stück zu sehen. Es heißt, sie wäre so leidenschaftlich darin ... Merkwürdig, daß die Schauspielerinnen die Leidenschaft immer so stark auftragen! Ich kenne viele Damen der Gesellschaft, die manche Abenteuer gehabt haben, doch ist das immer erst sehr viel später bekannt geworden ... Zur Zeit hatte es niemand vermutet. Sie sahen aus, als wäre nichts passiert."

„Ja, Gräfin, bei Ihren Freundinnen handelte es sich darum, daß niemand die Komödie merkte, während die Kunst der Schauspielerinnen darin besteht, alles verständlich zu machen ..."

„Wohin gehen Sie, verehrter Meister? Denn Sie werden auch nicht gern mit mir unter den neugierigen Blicken der Billethändler plaudern? Kann ich Sie irgendwo absetzen?"

„Ich bin auf dem Wege nach der Akademie der Künste!“

„Und ich will nach der Rue Bellechasse. Steigen Sie ein, ich fahre Sie dorthin.“

Mels setzte sich neben die junge Frau, die zu ihrem Diener sagte: „Quai Malaquais, vor dem Pont des Arts.“

Während der Wagen dahinrollte, lehnte sich die Gräfin in ihre Ecke zurück, blickte nach Mels aus ihren halb von den Lidern beschatteten Augen hinüber und sagte mit einer wegen des Straßenlärms noch schärferen Stimme als sonst: „Wie befindet sich Mademoiselle Aufridi heute?“

„Danke, es geht ihr gut.“

„Sie ist eine höchst eigenartige Persönlichkeit. Ich freue mich jeden Tag mehr, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Schade, daß sie so ablehnend ist. Wird sie sich wirklich nicht zureden lassen und an einem meiner Montage zu mir kommen? Sie sollten sie mir wirklich bringen ... Ich möchte sie mit ein paar sehr vornehmen, einflußreichen Damen bekannt machen, mit Madame de Bérule und der Gräfin de Galaru, die ihr sehr nützlich werden könnten.“

Mels schüttelte den Kopf.

„Sie hat einen sehr unabhängigen Charakter und thut nur, was sie mag.“

„Aber Sie haben doch Autorität über sie?“

„Gar keine.“

„Weil Sie sich ihrer nicht bedienen wollen. Denn schließlich ...“

Sie begleitete diesen Satz mit einem Lächeln und einem Blick, welcher Mels im höchsten Grade reizte. Er empfand es in diesen Stunden zu schmerzlich, daß Therese begann, sich seinem Einfluß zu entziehen, um es gelassen hinzunehmen, daß man ihm Rechte auf sie zuschrieb, die er nicht im stande war, auszuüben. Deshalb erwiderte er ärgerlicher, als es seine Höflichkeit sonst gestattet hätte:

„Ich habe keine Macht über Mademoiselle Aufridi. Weder ich noch irgend jemand sonst.“

„So, also Sie nicht — ich muß es wohl glauben, wenn Sie es sagen; aber andere auch nicht? Wirklich?“

Die Betonung dieses „Wirklich!“ und der Ausdruck ihres

Mundes war im höchsten Grade impertinent und herausfordernd. Mels bebte vor Wut; seine Hände ballten sich; er griff schon nach der Birne, um das Zeichen zum Anhalten zu geben. Doch die Dolchspitze des Argwohns war bereits in sein Herz gedrungen. Nun wollte er der Sache auf den Grund gehen. Statt auszusteigen, wandte er sich an die Gräfin und sagte mit eisiger Stimme:

„Das erfordert eine nähere Erklärung. Nach Ihrer Behauptung, Frau Gräfin, hätten andere Leute die Mittel, Mademoiselle Aufridi zu zwingen, die ich nicht besitze?"

„Ach, Sie ziehen auch gleich Schlußfolgerungen aus einem obenhin gesprochenen Wort!"

„Sie reden nicht ins Blaue, Gräfin, Sie sagen immer nur, was Sie sagen wollen. Wenn Sie daher eine Anspielung machen, so hat dieselbe einen Grund. Wer sind denn jene anderen Personen? Ich habe ein Interesse daran, es zu erfahren, wäre es auch nur, um mich ihrer bei Therese zu bedienen."

„Nun, meinen Sie nicht, daß Mademoiselle Bazin ganz das Zeug dazu hat?"

„O, das ist eine Ausrede! Sie haben vorhin keineswegs Zélie gemeint."

„Und Ihr Freund Ténéran?"

„Nein, nein, Gräfin, den meinten Sie auch nicht."

„Nun, dann — Mayrault!"

Dabei schlug Madame de Terrenoire plötzlich die gesenkten Lider auf und ihre unverhüllten Augen blickten Mels mit beißendem Spott an.

„Mayrault ist mein Schüler wie Therese," stotterte Mels. „Welche größere Autorität als ich sollte er über sie haben?"

Das leise, kichernde Lachen der Gräfin reizte Mels' Nerven auf das höchste.

„Gnädige Frau, was wollen Sie damit sagen?"

„Ich — o nichts. Ich mag Mademoiselle Aufridi viel zu gern, um jede Andeutung zurückzuweisen, die nachteilig für sie sein könnte. Und wenn ich mich überhaupt mit den Gerüchten beschäftigte, die über sie und Monsieur Mayrault im Umlauf sind, geschähe es nur, um ihnen zu widersprechen."

„Was für Gerüchte?"

Madame de Terrenoire lehnte sich in den Wagen zurück, sah dem Maler gerade ins Gesicht und sagte mit freundlicher Stimme:

„Darf ich reden? Sie kommen mir sehr aufgeregt vor. Ich möchte Ihnen so ungern weh thun. Man weiß ja nicht genau, welche Gefühle Sie für Mademoiselle Aufridi hegen."

„Seien sie welche es wollen, Gräfin, Sie sind es mir schuldig, die Andeutungen näher auszuführen."

„Nun, weil Sie es denn wissen wollen: man scheut sich nicht, zu behaupten, daß Mayrault und Therese einander liebten. Deshalb findet man allgemein, daß nach den großen Diensten, die Sie den beiden geleistet haben, die beiden Sie eine sehr unwürdige Rolle spielen lassen!"

Mels wurde ganz starr. Er war wie vom Blitz getroffen. Dann fragte er:

„Seit wie lange haben Sie das sagen hören?"

„Nun, seit einigen Wochen ..."

Mels fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Er erinnerte sich, daß damals Therese mit Mayrault gemeinsam an dem Konkurrenzentwurf gearbeitet hatte.

Unwillkürlich wiederholte er:

„Seit einigen Wochen —"

Die Gräfin, welche sah, wie verstört er war, und zu spät erkannte, wie schwer der Schlag, den sie geführt, getroffen hatte, ergriff begütigend die Hand des Künstlers und suchte den Sinn ihrer Worte abzuschwächen:

„Sie wissen doch, wie viel geredet wird, nicht wahr?!"

Mels mochte nichts mehr hören. Er hatte das Furchtbare der Enthüllung überlebt; nun wollte er nicht den Ekel leerer Ausreden über sich ergehen lassen. Mit einem Schlage hatte er die Ueberzeugung gewonnen: Therese liebte Mayrault, das erklärte alles. Jetzt sah er, wie sie zu ihm selbst stand. Dann wendete er sich gegen die hübsche Weltdame, die in ihrem atlasgefütterten Coupé einen Menschen ebenso unbarmherzig gemordet hatte, als wenn sie ihm ein Messer in die Brust gestoßen, und verneigte sich mit stolzer und vornehmer Haltung.

„Leben Sie wohl, gnädige Frau! Es thut manchmal gut, aufrichtige Freunde zu haben."

Und mit einem schmerzlichen Aufblick und einem bitteren Lächeln erwiderte er die hinterlistigen Andeutungen der eleganten Dame, die ihm den Todesstoß gegeben hatte. Sie wußte ihm nichts darauf zu erwidern und gab das Zeichen, weiterzufahren.

Als Mels allein war, schritt er den Quai entlang; in die Akademie mochte er nicht mehr gehen, sondern folgte dem Lauf des Flusses immer gerade aus. Auf dem Quai Voltaire hielt er inne und betrachtete die Illustrationen an der Thür eines Buchladens, ohne zu wissen, was er that. Nur ein einziger Gedanke hämmerte in seinem Gehirn: Mayrault und Therese lieben einander. Er zog keine Schlüsse daraus; die nackte Thatsache genügte: Therese und Mayrault, seine beiden Kinder! War der Verrat nicht ganz besonders schändlich? Er hatte sie ohne den Schatten eines Bedenkens mit einander verkehren lassen, in der Gewißheit, daß sie ihm unbedingt ergeben und zuverlässig seien. — Dennoch hatten sie ihn getäuscht, hatten sich wochen-, vielleicht monatelang vor ihm verstellt. Ihre Worte waren lügnerisch gewesen, ihre Blicke hatten geheuchelt. Noch an diesem Morgen, als er das Gespräch mit Therese gehabt, wie hatte sie eine Entscheidung hinausgeschoben, wie hatte sie die Antwort verweigert, als er in sie drang! Ja, diese giftige und hartherzige Salondame hatte die Wahrheit gesagt, als er ihr mit blindem, thörichtem Vertrauen zuhörte: Therese und Mayrault liebten einander! Seitdem war alles für ihn vorbei!

Erst jetzt vermochte Mels sich Rechenschaft über das Verderben zu geben, das jene Liebe über ihn brachte. Nun scheiterte alles in seinem Leben. Der erschütterte Bau, welchen er mit Thereses Beistand wieder hatte stützen wollen, brach rettungslos zusammen. Während er in dieser traurigen Stunde den Quai entlang ging und ihm infolge der Nervenabspannung die Füße so schwer wurden, daß er sie schleppte, da fühlte er, daß er alt sei.

Er konnte sich keiner Täuschung mehr hingeben: das Alter lastete auf ihm. Im Spiegel eines Schaufensters hatte er einen Augenblick sein Gesicht gesehen mit den Falten und seine grauen Haare; die ganze Verbrauchtheit seiner fünfzig Jahre war ihm in die Augen gesprungen. Er war alt!

Aus dem schönen Mels war ein Greis geworden, der ein wenig zu elegant und jugendlich angezogen war und mit seiner bisherigen Beweglichkeit fast etwas lächerlich erscheinen konnte. Im Augenblick, da ihm das Bewußtsein des körperlichen Niedergangs klar wurde, drängte sich auch die bittere Gewißheit des geistigen Rückgangs auf. Es war aus mit ihm als Mann, aus mit ihm als Künstler! So weit war es mit ihm gekommen. Bisher hatte er sich mit allen Kräften gegen solche Vorstellungen gestemmt, jetzt vermochte er nicht mehr daran zu zweifeln. Eine düstere Schwermut überkam ihn. Er sah sich verachtet, herabgesetzt, verlassen. Da entrang sich ihm ein schmerzhafter Seufzer, und er sagte leise vor sich hin: „Wozu noch leben?"

Er war stehen geblieben und hatte sich auf das Geländer der Ufermauer gestützt. Hier, vor dem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten, herrschte beinahe völlige Stille. Er sah den Steinträgern zu, die ein Flußboot ausluden. Die Thätigkeit der Männer, die mit Schiebekarren eine schmale Planke passierten, um vom Ufer in das Fahrzeug zu gelangen, hielt seine Augen gewaltsam gefesselt. Wie glücklich sind jene Menschen! dachte er. Sie arbeiten wie Lasttiere, ohne einen anderen Gedanken als die Achtsamkeit, nicht in das Wasser zu fallen, wenn sie die Planke überschreiten. Ohne je zu wechseln, beginnen sie mit dem Morgen ihr Tagewerk. Die Beschränktheit ihres Gesichtskreises giebt ihnen Sicherheit und Kraft. Weshalb bin ich nicht wie sie, ohne Ehrgeiz und ohne Träume?

Dann schweiften seine Blicke über den Fluß hin nach dem grünen Garten der Tuilerien, über die reservierten Teile hinaus, und hafteten an dem stolzen Bau der Kolonnade des Louvre. Da durchzuckte es plötzlich sein Herz. Dort, in jenem Palaste, in den langen, feierlichen Galerien, in denen andachtsvoller Ernst herrscht, dort sind die Wunderwerke der Kunst aller Völker der staunenden Bewunderung aufbewahrt. Von diesen Wänden glänzen die Gemälde der großen Meister seit Jahrhunderten herab; sie strahlen in unsterblicher Jugendschöne und bewahren für alle Zeiten das Gedächtnis der Künstler, welche sie geschaffen haben. Der Traum aller Meister: Dauerndes, Bleibendes zu schaffen, ewig jung zu bleiben in der Schön-

heit, Anmut, dem Reiz ihrer Werke, dieser Traum, der Mels umgaukelt hatte, sowie er seine Mitstrebenden verfolgte, in jener herrlichen Sammlung fand er seine völlige Verwirklichung. Alle großen modernen Künstler, die er bewundert, von denen er viele noch im Beginn seiner eigenen Laufbahn kennen gelernt hatte, waren dort in den lichten Höhen des Ruhms vereint. Regnault, sein Freund, Bastien Lepage, sein Kamerad, Puvis de Chavannes, sein Nebenbuhler, warteten dort auf ihn. Sollte er allein von den großen Namen der eigenen Generation bestimmt sein, herabzusteigen, auszulöschen, zu verschwinden, ohne die höchste Weihe erlangt zu haben?

Bei diesem Gedanken stieg ihm das Blut zu Kopf und regte sich in ihm eine wahre Wut. Er bäumte sich auf gegen seine Schwäche, schalt sich feige, daß er nicht kämpfe, um sein Ansehen aufrecht zu erhalten, und daß er sich so kläglich selbst aufgebe, um eines so gemeinen Vertrauensbruchs willen. Ein Weib hatte ihm das Herz zerrissen! Weshalb benutzte er nicht das Leid, um seine Begeisterung zu erneuern? Man kann mit Blut und Thränen malen. Aber niedersinken wie ein auf dem Schlachtfeld Besiegter, die Knechtschaft oder den Tod erwarten in Unthätigkeit oder Klagen, war das des Mannes würdig, für den er sich ausgegeben hatte, und des Ranges, den er beanspruchte?

Er verließ den einsamen Platz und ging gefaßter dem Mittelpunkt der Stadt zu. Mutigere Enschlüsse regten sich in ihm und er lächelte verächtlich.

„Ich werde ihnen beweisen, daß ich noch ich selbst bin; sie haben es zu eilig gehabt, mich für nichts zu achten. Die beste Rache, die ich an diesen Undankbaren nehmen kann, ist, ihnen zu zeigen, daß ich sie nicht brauche. Mögen sie sich ihrer zwiefachen Heuchelei freuen. Man wird sie verurteilen, wenn man über mich richtet. Sie werden keinen Vorteil davon haben.“

Durch diese Ueberlegung fühlte sich sein Selbstgefühl, das so hart geprüft worden war, ein wenig gehoben. Beruhigter und entschlossener kehrte er nach Hause zurück und hörte von seiner Wirtschafterin, daß Ténéran ihn im Atelier erwarte.

„Ist Therese zu Hause?“ fragte er nach kurzem Zögern.

„Nein,“ versetzte die alte Prudentia mit etwas sorgenvoller Miene. „Sie ist noch nicht wieder da. Braucht der Herr das Fräulein?“

„Nein,“ versetzte Mels, „ich wollte nur wissen, ob sie in meinem Atelier wäre, sonst hätte ich Monsieur Ténéran gebeten, in den Garten zu kommen.“

„Hm!“ sagte die Alte.

Der kurze Ausruf drückte soviel Erstaunen über Mels, soviel Unzufriedenheit mit Therese und eine so bittere Enttäuschung aus, daß Mels der treuen Dienerin einen gerührten Blick zuwarf. Sie, die so still um ihn wirkte, hatte sicherlich ein gutes Teil von dem erraten, was er erhofft, und trauerte mit ihm über die Zerstörung dieser Träume.

Im Atelier saß Ténéran auf einem Sessel und betrachtete mit verständnisvoller Aufmerksamkeit das Bildnis der Gräfin de Terrenoire. Beim Eintreten des Freundes erhob er sich nicht, sondern reichte ihm nur die Hand und setzte die Kritik laut fort:

„Der Einfluß von Gustave Moreau und der englischen Meister ist unverkennbar. Das ist nicht mehr deine Technik. Doch sie ist deshalb nicht minder gut. Die Anordnung der Gestalt ist gekünstelter, aber wie hübsch und fein ist alles gemacht! In zehn Jahren wird dies Bild blank wie ein Achat sein. Weißt du, Alter, deine Art gefällt mir doch ungemein. In deiner Manier ist mehr Tradition, mehr Haltung, mehr Rasse. Das hindert mich nicht, zu sagen, daß dies Frauenzimmerchen riesig viel Talent hat. Was bekommt sie denn für solch ein Porträt?“

„Ich glaube, sechstausend Francs.“

„So, damit ist sie dann ja ganz unabhängig,“ bemerkte Ténéran in gleichgültigem Ton. „Eine Frau, die so gut ihren Unterhalt verdient, hat das Recht, über sich zu verfügen, wie sie für gut hält.“

„Weshalb sagst du mir das?“ fragte Mels scharf.

„Ich that es, weil es eine passende Einleitung zu dem Gespräch ist, das ich mit dir zu führen beabsichtige, mein alter Freund.“

„So! Du willst auch mit mir über Therese reden?“

„Wer ist mir denn damit zuvorgekommen?“ fragte Téneran besorgt.

„Das Original dieses Bildes!“ versetzte Mels mit bitterem Lachen.

„Dieser nichtsnutzige Papagei mit der gellenden Stimme! Da hat sie dir wohl schön eingeheizt?“

„Sie hat mir mit hinterlistigen Anspielungen berichtet, daß Mayrault und Therese mich betrögen — und zwar schon seit lange!“

„Wie infam!“

„Du ereiferst dich darüber? Glaubst du denn, daß es nicht wahr ist?“

„Gewiß!“

„So sage mir deine Gründe.“

„Die sind sehr einleuchtend. Mayrault hat mich aufgesucht, um mich zu bitten, mit dir zu reden, falls ich es angezeigt fände. Ich sollte ergründen, wie du eine Besprechung über die zwischen ihm und Therese gefaßten Pläne aufnehmen würdest. Ich meine, wenn die beiden jungen Leute sich dir gegenüber etwas hätten zu Schulden kommen lassen, würden sie sich nicht darum kümmern, was du davon dächtest, und dich ganz einfach und rücksichtslos beiseite schieben. Statt dessen habe ich gesehen, wie peinlich dem jungen Manne der Gedanke ist, dir Schmerz zu bereiten, so daß er schließlich bereit war, auf alle seine Hoffnungen zu verzichten, wenn dich der Schlag zu schwer treffen sollte . . .“

Mels fuhr wie in schmerzlicher Empörung auf, und seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen. Dieser Akt ehrerbietiger Unterordnung schien ihn mehr zu demütigen, als zu rühren. Von Mayrault eine Wohlthat anzunehmen, dünkte ihn noch unerträglicher, als ihm zum Opfer zu fallen. Er beherrschte sich schnell und sagte mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit:

„Gut! Mayrault verlangt meine Einwilligung, um mir Therese zu nehmen. Doch, verlangt auch Therese meine Zustimmung zu ihrer Verlobung mit Mayrault?“

„Lieber Freund,“ sagte Téneran leichthin, „die Jugend bedarf so wenig einer Erlaubnis zum Lieben, wie die Vögel im

Frühling zum Singen und die Blumen im Sommer zum Blühen. Es ist uns Menschen gelungen, die Natur auf mannigfache Weise herabzuwürdigen, zu verderben, ihr Gewalt anzuthun; doch das haben wir noch nicht erreicht, daß wir die Liebesgedanken in den Herzen der Jugend ganz zu ersticken vermöchten. Bedenke einmal die Tragweite deiner Anklagen. Sieh von deinem persönlichen Falle ab. Urteile, als ob es sich um einen anderen handelte, zum Beispiel um deinen alten Kumpan Ténéran! Stelle dir vor, dieser Fünfziger hätte sich in ein junges Mädchen in seiner Nachbarschaft verliebt, und er geriete außer sich, weil ein junger Mitbewohner seines Hauses sich ebenfalls in die Kleine verliebt hat und sie ihm streitig machen will. Was würdest du von einem solchen Narren denken? Was von ihm sagen? Ich höre dich schon schelten: ‚Da seh' mir einer den alten Ténéran! Solch nichtsnutziger Leichtfuß! Er sollte daran denken, wie alt er ist! Und nach den Erfahrungen, die er mit seiner Frau gemacht, hat er noch Liebesgeschichten im Kopf und gebärdet sich wie unsinnig, weil man ihm seinen Schatz streitig macht! Das ist wahrhaft kläglich! Man sollte seine greisenhaften Regungen nicht so zur Schau stellen. Die Kleine und der junge Mann verdienen, daß man ihnen hilft, denn er ist nichts weiter, als ein alter Satyr!' — Das würdest du von Ténéran sagen, lieber Freund, und du hättest recht. Hüte dich, daß man es nicht von Mels sagen kann; es wird dir später lieb sein!"

Mels hatte abseits gesessen und sich seinen schmerzlichen Empfindungen überlassen. Die Anwesenheit des Freundes schien er ganz vergessen zu haben. Mit zitternden Fingern drehte er an seinem grauen Bart und er hielt die Lider gesenkt, um gleichsam seine Gedanken schärfer auf den Gegenstand zu richten, der ihn so tief bewegte. Seine innere Erschütterung war so sichtlich, daß Ténéran sich jetzt Vorwürfe machte, den Freund zu wenig geschont zu haben. Er hatte kräftig zugeschlagen, um den Widerstand zu erschüttern. Statt der heftigen Gegenreden und Beteuerungen, auf die er gefaßt gewesen war, stieß er auf eine würdige Haltung und auf Schweigen. Das erschreckte und rührte ihn sehr. Er zog den Tabaksbeutel aus der Tasche, drehte zwischen seinen gelblichen Fingern eine kleine Cigarette

und fing an zu rauchen, während er im Atelier auf und ab schritt. Mels regte sich nicht. Stumm und schwermütig, saß er in tiefem Sinnen da. Endlich stieß er einen schmerzlichen Seufzer aus, sah Téneran an, der vor ihm stehen geblieben war, und sagte mit völlig veränderter Stimme:

„Was du mir vorhin gesagt hast, habe ich mir alles selbst vorgehalten. Doch es sind Betrachtungen, die man anstellt in der stillen Hoffnung, daß andere ihnen widersprechen werden, oder daß unvorhergesehene Ereignisse sie verhindern, und daß der gefürchtete Wechsel nicht fällig werden wird. Aber die unausbleibliche Stunde ist dennoch herangekommen. Téneran, ich kann mich keiner Täuschung mehr hingeben: der Verfall ist da! Ich muß ihn ertragen. Ach, wie hart das ist! Es wäre besser, niemals den Erfolg gekannt zu haben, als diesen Ruhmesglanz zu verlieren und in das Dunkel zurückzukehren! Der leibliche Tod ist schon etwas Furchtbares, vor dem die Mutigsten beben, wie vielmehr der moralische Tod, der dem letzten Abschluß vorausgeht, und bei dem wir gleichsam lebend und empfindend unserm Begräbnis beiwohnen Téneran, mein Todeskampf hat bereits begonnen; wann wird er endigen?"

„Sobald es dir beliebt!" versetzte gelassen der Schriftsteller. „Aber nicht durch den Tod, sondern durch die Auferstehung. Du bist wie im Starrkrampf, lieber Mels; erwache und fange von neuem an zu leben. Sind es die vergänglichen Aeußerlichkeiten der Jugend, die du beweinst? Sei ein Mann und erhebe dich über die Schwachheit. Willst du es so machen wie die alternden ehemaligen Schönheiten, die sich an ihre vergangenen Triumphe klammern, sich bemalen und auswattieren, um jung zu erscheinen, oder die sich doch einbilden, daß sie jemand täuschen können? Wir kennen bejahrte Herren, die sich in lederne Corsets schnüren, den Schnurrbart wichsen und den Bart färben. Wen täuschen sie damit? Ein Greisenalter, dem die Natürlichkeit und Aufrichtigkeit fehlt, ist die kläglichste Trottelhaftigkeit. Ein Greis mit klarem Gesicht und silbergrauem Haar ist etwas sehr Erfreuliches. Ein alter geschminkter Geck, mit gewichstem gefärbten Schnurrbart und Haaren und mit einem blendend weißen Gebiß, ist etwas Lächerliches. Stelle

dich tapfer auf den Standpunkt, der dir zukommt. Statt am Rande des Meeres der Enttäuschungen zu stehen und ängstlich tastend die Zehenspitze vorzustrecken, wirf dich mutig ins Wasser, du wirst gereinigt, beruhigt, gestärkt, deinem wahren Alter gemäß herauskommen, das — zum Kuckuck! — noch sehr annehmbar ist, denn ich bin ebenso alt. Freilich darf man keine Ansprüche mehr machen. Nach der physischen Seite wärst du damit fertig. Bleibt noch die moralische Auffassung, und da erkläre ich dir, daß sie mir nicht mehr zu schaffen macht, als die andere. Du stellst dir nicht vor, wie schnell man sich daran gewöhnt, nicht mehr mitzuzählen. Das Unglück bei allen unsern Altersgenossen, die sich aufregen und anstrengen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, beruht darin, daß sie die Einsamkeit nicht zu ertragen vermögen. Wüßtest du nur, wie fruchtbar sie ist, und beinah möchte ich sagen: wie angenehm! O, es thut so wohl, nicht mehr der Sklave der gesellschaftlichen Pflichten zu sein; wenn man vornimmt, was man mag, ausgeht, wenn man Lust hat, daheim bleibt, falls es einem besser paßt. Nicht mehr seiner eigenen Bequemlichkeit Gewalt anthut um fremder Bequemlichkeit willen, das ist so befriedigend! Die Zurückgezogenheit befördert das Nachdenken, und das Nachdenken fördert die Arbeit. Und sie ist es, die uns die völlige Befreiung bringt. Mit dem Tage, an dem die Arbeit wieder das höchste Gesetz unsres Lebens geworden ist, hat der Mensch seine Kraft zurückerlangt. Was bedeutet das Alter, wenn das ewig junge Talent sich kund giebt? Ein schaffender Mensch hat nur das Alter seiner Werke. Seine Persönlichkeit wandelt sich um, sie hört auf, leiblich zu sein, um ganz künstlerisch zu werden. Unter diesen Bedingungen genießt der Künstler eine Freiheit, die nur durch die Grenze seines Genies beschränkt wird. Begreifst du, lieber Mels, welchen unermeßlichen Ersatz du für die Enttäuschungen des Herzens zu finden vermagst? Das Mittel ist dir erreichbar: du brauchst nur die Hand danach auszustrecken. Es genügt, zu wollen, und du bist geheilt."

„Wozu denn?"

„Willst du dich selbst aufgeben?"

„Ich bin müde. Mir scheint nichts wünschenswert, als zu schlafen, ohne zu träumen, und so lange, bis ich alles ver-

gessen hätte! Der längste und tiefste Schlaf, Ténéran, ist das nicht der Tod?"

„So sagt man!" erwiderte der Schriftsteller nachdenklich. „Andere glauben an eine völlige Klarheit, an ein unbehindertes Erkennen nach unserm scheinbaren Ende. Und wenn diese recht hätten, Mels? — Welchen Schmerz muß dann derjenige empfinden, der auf böse Weise aus dem Leben geschieden ist und nun die Folgen seiner Verfehlung oder seiner Schwäche erkennt und nichts mehr daran zu ändern vermag? Allein um dieser Rücksicht willen, alter Freund, sollte man seine Pflicht auf Erden erfüllen. Denn wer weiß, was unserer wartet? Bist du gläubig oder atheistisch? Vermutlich hast du nicht viel über diese Dinge nachgedacht, wie alle diejenigen, die gesund sind und ein angenehmes Leben führen. Doch diese Frage drängt sich sofort auf, sobald man Kummer erlebt und die ersten Anzeichen der Hinfälligkeit spürt. Es genügt, daß man sich einmal dieser höchsten Frage gegenüberstellt, um sich klar zu machen, was die Folge davon ist. Diejenigen, welche von einem langen, traumlosen Schlaf reden, wie du es vorhin thatest, mögen ruhig sein können über dasjenige, was sie erwartet. Sie stürzen sich in das Nichts, um aller Verantwortung überhoben zu sein. Aber die anderen, welche nicht davon überzeugt sind, was mit ihnen nach dem Tode geschehen wird? Meinst du, daß sie dieser dunklen Zukunft ruhig entgegenzugehen vermögen, wenn sie nicht im Reinen mit ihrem Gewissen sind? Für diese ist der Tod nicht das Ende. Gehörst du zu ihnen, Mels?"

Er antwortete nicht. Todesblässe hatte sich über sein Gesicht gebreitet, und die verzweifelten Augen schienen nichts mehr zu sehen. Nichts war im Atelier zu hören als das regelmäßige Hin- und Herschreiten Ténérans vom Kamin bis an das Fenster. Ein Augenblick verstrich, ohne daß sich Mels aus seiner gebeugten Haltung aufrichtete, oder Ténéran das nachdenkliche Hin- und Hergehen einstellte. Endlich schien der Schriftsteller zu einem Entschluß gekommen zu sein.

„Kurz und gut: Deine ganze Verzweiflung rührt davon her, daß Therese dir Mayrault vorzieht. Gut, so sage klar heraus, was du beabsichtigst. Du bist Herr über das Geschick

der beiden jungen Leute. Mayrault hat mir nicht verhehlt, daß er sich deinem Entscheide fügen werde. Wenn du unter seinem Glück leiden würdest, verzichtet er darauf, glücklich zu sein. Mache dir einmal deutlich, wie sich der Junge benimmt. Er hat den höchsten Respekt vor deinen Empfindungen, und ebenso viel Dankbarkeit für deine Güte. Er will dir nicht Therese nehmen; er erbittet sie von dir. Du hast die Macht, sie ihm zu verweigern."

„Dazu habe ich nicht das Recht!" rief Mels voll Schmerz. „Was ich auch thun oder sagen mag, sie ist für mich verloren. Gebe ich sie Mayrault, wird er mir danken. Versage ich sie ihm, verdiene ich Thereses Abscheu. Kann ich da zögern? Was würde es mir obendrein nützen? In allen diesen Beziehungen entscheidet nur das Eine: der Wille des geliebten Wesens. Dieser Wille steht fest: er entscheidet gegen mich. Ich bin nicht eifersüchtig auf Mayrault; mein Schmerz hat eine edlere Ursache. Das Aufgeben Thereses bezeichnet für mich die Stunde meines Sinkens. Mit ihr scheidet meine Kraft und mein Mut. Wäre ich jetzt noch der Mann, der ich vor kurzem war, wäre mein Ansehen unangetastet und meine schöpferische Kraft ungeschwächt, so würde Therese nicht daran gedacht haben, mich zu verlassen, und Mayrault nicht gewagt haben, sie mir zu nehmen. Doch ich bin von Feinden verfolgt, und die Neider unterwühlen den Boden unter meinen Füßen. Der Zwischenfall mit der Konkurrenz war die erste Kundgebung der Bande, die sich gebildet hat, um mich zu verfolgen. Man will mich stürzen, weil ich den ungeduldigen Strebern im Wege bin, die ihre radikale Kunstanschauung an die Stelle der reinen und klassischen Tradition setzen möchten, zu deren letzten, begeisterten Anhängern ich gehöre! Mit raffinierter Bosheit hat man gerade meinen Lieblingsschüler gewählt, um ihn mir entgegen zu stellen. Fühlst du wohl, wie diese öffentliche Nebenbuhlerschaft des Künstlers, zu der die geheime des Mannes kommt, gerade in ihrer Verquickung so besonders grausam für mich ist? Möchte man nicht sagen, daß diejenigen, welche diese Intrigue ersonnen, es vorher wußten, welch entscheidenden Schlag sie damit gegen mich führten? Gegen einen anderen, selbst einen zu fürchtenden Gegner, würde ich die Energie

gehabt haben, mich zu wehren. Gegen Mayrault war ich außer stande, mich zu verteidigen. Wenn ich mich zwischen die beiden jungen Leute stellte, um sie zu trennen, wäre ich verabscheuungswürdig. Lieber gebe ich sie einander. Wenigstens wäre ich damit nicht meinem Charakter untreu und hätte ihnen eine letzte Pflicht auferlegt: ihre Undankbarkeit mit meiner Entsagung zu vergleichen."

„Gut so, lieber Freund, so ist's recht! Du machst gute Miene zum bösen Spiel. Das ist die beste Art, um aus einer Schwierigkeit herauszukommen. Ich habe eine noch schwerere Prüfung zu bestehen gehabt, als mir meine Frau so schlimme Streiche spielte. Du weißt, wie ich sie geliebt habe, und wie unglücklich ich war. Doch was sollte ich machen? Sie nebst ihrem Mitschuldigen töten? Mich von ihr scheiden lassen? Der Oeffentlichkeit mein eheliches Unglück zum Besten geben, gerade das herausfordern, das schon ohnehin hart mit jedem verfährt, der unglücklich ist; gleichgültigen Menschen Stoff zum Lachen verschaffen, die immer froh sind, auf Kosten anderer sich für starke Geister zu halten? Nein! Ich entschloß mich, still zu schweigen. Ich schickte meine Frau fort, damit sie mir mit ihrem Lebenswandel nicht mein Haus beschmutze. Ich tröstete mich mit einem Stoß Papier, das ich bekritzelt habe, was mich zwang, an etwas anderes zu denken, und was mir Geld einbrachte, um die Schulden zu decken, die mir meine Frau als teures Andenken hinterlassen hatte. Dank dieser Maßregel habe ich mit verhältnismäßig ruhiger Haltung diese Krisis überstanden. Ich spielte den Gleichgültigen. Diese Rolle mußte ich durchführen und Gleichgültigkeit zur Schau tragen. An manchem Abend, wenn mir die Einsamkeit zu drückend, zu unerträglich erschien, nahm ich den Hut, lief fort und ging in ein Theater oder eine Musikhalle. Die Heiterkeit der anderen Leute war mir eine Hilfe. Die Theater, in denen viel gelacht wird, wie die Variétés und das Palais Royal, thaten mir besonders wohl. In beinah allen Stücken, die gespielt wurden, kam ein komischer, betrogener Ehemann vor. Dennoch stellte ich eine Sache fest: daß die Verführer schließlich unglücklicher, lächerlicher und verächtlicher wurden als der Betrogene. Wenn dann der Vorhang fiel und ich heim ging, dachte ich über die merk-

würdige Erfahrung nach, daß ein Mann schließlich Teilnahme erweckt, wenn ihm übel mitgespielt wird, und ich schloß, daß dem Unglück eine Kraft innewohnt, welche Achtung erzwingt. Dann wendet sich eines Tages die öffentliche Meinung. Der früher Verspottete erscheint interessant, weil er gelitten hat. Die anderen findet man verächtlich, weil sie Leiden verursacht haben. Darin liegt ein großer Trost. Wenn man diesen günstigen Umschwung der Meinung spürt, gewinnt man wieder Lebensmut und fängt an, seine Verfolger zu verachten. Schließlich vergiebt man ihnen sogar. Das Denken klärt sich und an die Stelle der Empfindlichkeit tritt philosophische Ruhe. Statt mit fertigen Formeln zu arbeiten, schafft man sich eine eigene persönliche Anschauungsweise. Dazu bin ich gelangt. Ich beanspruche für mich, nicht in den ausgetretenen Geleisen zu fahren. Ich hole meine Meinungen nicht aus den fest numerierten Schubfächern, in denen die anerkannte Moral endgültige Urteile über alle Fälle, die im Leben vorkommen können, einrangiert hat. Ich lasse mir nicht mehr fertige Meinungen aufbinden. Dafür lege ich dir in diesem Augenblick die Probe ab. Folge meinem Beispiel, lieber Mels! Vor dir liegt ein großes, schwarzes Loch. Mach' die Augen zu und springe hinein. Ich stehe dir dafür, daß du heil und siegreich aus diesem Abenteuer herauskommst."

Mels war aufgestanden. Er sah ruhiger aus. Dann ging er auf den Freund zu, und sagte mit milder Stimme:

„Ich danke dir, daß du so zu mir geredet hast! Du siehst, ich bin nichts weiter als ein altes verwöhntes Kind. Bisher hat alles im Leben dazu beigetragen, mich zu beglücken. Nun muß ich das Gegenteil ertragen lernen. Aber du hilfst mir dabei, nicht wahr?"

„Du weißt wohl, daß du unbedingt auf mich zählen kannst. Ich will bei dir bleiben, wenn es dir recht ist. Frei bin ich ja. Mein Tintenfaß und mein Papier kann ich überall hinbringen, und jeder beliebige Tisch taugt zu meiner Arbeit. Mich hält hier nichts und niemand. Wir könnten uns in Italien und Spanien herumtreiben, wenn dir's recht ist. Schon seit lange habe ich eine große Arbeit über Goya im Sinn, hinsichtlich seines Einflusses auf die impressionistische

Schule. Wir wollen aus den heiligen Quellen neue Kraft schöpfen —"

Er hielt plötzlich inne. Denn im Nebenzimmer ließ sich ein leises Geräusch hören, sei es, daß eine Thür geöffnet oder ein Stuhl gerückt worden war. Mels erbleichte.

Téneran sah ihn mit einem fragenden Blick an.

„Ja," sagte der Maler, „Therese ist zurückgekommen. — Soll ich sie rufen und es ihr vor dir sagen?"

„Wenn es dir so leichter wird, magst du es thun. Aber bist du wirklich fest entschlossen?"

„Ist mir eine Wahl gelassen? Du sagtest doch selbst, mir bleibe nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Ich will es versuchen."

Er ging auf die Thür des kleinen Solons zu, in dem Therese sich aufzuhalten pflegte, wenn sie nicht im Atelier arbeitete. Das junge Mädchen saß auf einem Stuhl nahe dem Fenster und las. Als sie Mels eintreten hörte, hob sie die Augen, und ein Lächeln überflog ihr Gesicht. Mels betrachtete sie einen Augenblick, um sich Rechenschaft über ihre Stimmung zu geben. Therese war freundlich und gelassen wie immer.

„Weshalb bist du bei deiner Rückkehr nicht ins Atelier gekommen?" fragte er.

„Ich hörte, daß Monsieur Téneran da sei, und fürchtete zu stören."

„Seit wann bist du so vorsichtig mit uns geworden?"

Sie erwiderte nichts, schloß das Buch und erhob sich.

Er ließ ihr den Vortritt, und während sie dem Schriftsteller die Hand drückte, fragte er:

„Bist du bei Zélie Bazin gewesen, wie du dir vornahmst?"

„Ich komme von ihr."

„So! Und hast du ihr alles gesagt, was du mir verborgen hast?"

Therese errötete; sie senkte die langen Wimpern über die Augen und blieb schweigend und befangen vor dem Meister stehen.

„Setze dich, Therese," sagte Mels, berührte sanft ihre Schulter und geleitete sie an einen Lehnstuhl.

„Wir müssen uns noch einmal aussprechen, aber in voller Aufrichtigkeit. Du hast es dazu kommen lassen, daß ich dir heute früh eine Menge Dummheiten sagte, weil du mir deine neuen Pläne nicht mitgeteilt hattest ... Das war nicht recht gehandelt, mein Kind. Du hast es dadurch geschehen lassen, daß dein alter Lehrer sich vor dir lächerlich gemacht hat. Du hättest nur ein Wort, ein einziges Wort zu sagen brauchen, um ihn aufzuklären ... Das hast du nicht gethan ... Ich durfte von dir mehr Offenheit erwarten. War es denn so schwer, mir zu gestehen, daß Mayrault dich liebte? Er selbst ist aufrichtiger gewesen. Mayrault ist heute früh zu Ténéran gegangen und hat ihn gebeten, es mir mitzuteilen."

„Tadeln Sie mich nicht wegen meines Schweigens," bat Therese. „Woher sollte ich den Mut nehmen, Sie zu enttäuschen? Alles, was ich sagen konnte, würde Ihnen weh gethan haben. Und wie sollte ich mich dazu entschließen? Ich bin so unglücklich, glauben Sie es mir —"

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen. Ihre Stimme versagte, und sie brach in Thränen aus. Mels, der selbst sehr bewegt war, setzte sich neben sie, nahm ihre Hand und sagte milde:

„Ich kann nichts dafür, Therese; ich habe nie andere Pläne in Bezug auf dich gehabt, als solche, die mir vorteilhaft für dich schienen. Immer bin ich darauf bedacht gewesen, für deine Zukunft zu sorgen, und ich werde dir dafür einen weiteren Beweis liefern, indem ich dir väterlich die Einwilligung gebe, die du heute früh nicht von mir zu erbitten gewagt hast. Heirate denjenigen, den du liebst, mein Kind. Er darf stolz auf deine Wahl sein, und ich hoffe, er wird alles thun, um sie zu rechtfertigen. Ich wünsche dir nichts als Glück, und wenn du es auch mit einem anderen teilst, so rechne auf mich, daß ich nach besten Kräften dazu beitragen werde."

Ténéran, der gerührter war, als er zeigen mochte, nickte den Worten des Freundes Beifall zu. Unter der würdigen Haltung, welche Mels bewahrte, fühlte er das Zucken des Schmerzes. Therese war vielleicht noch nie reizvoller gewesen als in diesem Augenblick, da sie durch die Frische ihrer Empfindungen mädchenhaft jugendlich erschien, allen Kummer und

alle Sorgen vergaß, die sie bisher bedrückt hatten, um sich hoffnungsvoll ganz einem Leben des Glücks und Friedens hinzugeben.

Die starken Empfindungen, die sich in ihr regten, während sie den zugleich ernsten und gütigen Worten ihres Meisters lauschte, zeigten sich in ihren Zügen als Wonne und Entzücken. Wie durch einen Zauber sah sie plötzlich alle die gefürchteten Hindernisse beseitigt. Derjenige, dessen Verzweiflung sie gefürchtet hatte, wurde der Förderer ihres Glücks. Mit kindlicher Vertrauensseligkeit glaubte sie an die Aufrichtigkeit von Mels. Sie hielt es für möglich, daß sie sich habe täuschen können, ja, daß er sich selbst geirrt habe in Bezug auf die Gefühle, die er gegen sie ausgesprochen hatte. Selbst der Sinn der Worte, die er am Morgen zu ihr gesagt hatte, verwandelte sich in der Erinnerung. Sie meinte jetzt, daß Mels ihr nur habe seinen Namen geben wollen. Er habe beabsichtigt, daß sie seine Stellung teilen solle, damit er ihr sein Vermögen zuwenden könne. Er sei nur besorgt gewesen, sie gegen alle Wechselfälle des Lebens zu sichern, wenn er einmal nicht mehr wäre. Es war ein Vater gewesen, wie er es vor Téneran wiederholt hatte, nicht ein Gatte, der ihr seine Hand geboten. Und statt ihn hinfort zu fürchten, durfte sie ihn weiter lieben mit der ganzen Glut der Dankbarkeit und der Bewunderung.

Es war diese tiefe Befriedigung, die aus Thereses Augen glänzte, die ein strahlendes Lächeln um ihren Mund zauberte und ihrem Gesicht jenen Ausdruck der Siegesfreude gab, welche Mels das Herz zerriß. Das war ihm eine Offenbarung seiner völligen, nicht wieder gut zu machenden Niederlage. Er erkannte den ganzen Unterschied des Gefühls der Dankbarkeit, welches seine Wohlthaten Theresen einflößten, und des mächtigen Stroms der Liebe, welcher das junge Mädchen zu Mayrault zog. Nun ermaß er die Entfernung, welche sein reifes Mannesalter von dieser Jugend trennte. Er kam sich hoffnungslos alt vor und errötete, daß er hatte daran denken können, seine fünfzig Jahre mit Thereses fünfundzwanzig zu verbinden.

Doch er war mit sich zufrieden, daß er sich tapfer in das Unterliegen gefügt und mit Ehren Frieden geschlossen hatte. Aus diesem Zusammenbruch aller seiner Hoffnungen rettete er

wenigstens die persönliche Würde. Dadurch täuschte er Therese, wie er bald merkte, und selbst Ténéran durchschaute ihn vielleicht nicht vollständig, trotz der genauen Kenntnis seines Charakters, welche dieser verständige Ratgeber besaß. Da er sich dem Verderben geweiht hatte, wünschte er sich Glück, daß er sein Unglück wenigstens mit edlem Stolz trage. Er hatte das Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, und er empfand dies als eine wesentliche Erleichterung.

Indessen konnte die Lage, wenn sie lange anhielt, wieder bedenklich werden. Nur dadurch, daß zwischen Mels und Therese vieles unausgesprochen blieb, konnte dies eben hergestellte Verhältnis von Dauer sein. Irgend ein unbedachtes Wort hätte das glücklich erreichte Einverständnis wieder zerstören können. Ténéran wurde sich dessen bei seinem Scharfsinn bewußt und sagte deshalb:

„Nun, da ihr einig miteinander seid, werde ich Mayrault holen, damit du mit ihm reden und ihm die eben gefaßten Beschlüsse kund thun kannst. Therese wird auch gern an Mademoiselle Bazin schreiben und ihr die Sachlage mitteilen wollen.“

„Ja, das möchte ich,“ stimmte das junge Mädchen bei, „und werde es gleich thun.“

„Gehst du?“ fragte Mels den Freund, als dieser den Hut nahm. „Willst du nicht heute abend wiederkommen?“

„Weißt du was?“ sagte der Kritiker, „es ist ja doch nun alles in Ordnung und braucht nicht erst viel beredet zu werden. Es wäre am Hübschesten, wir speisten hier alle zusammen. Therese ladet Zélie ein. Ich bringe Mayrault mit. Paßt dir das?“

Er sah Mels dabei an, um ihm Mut zu machen, diese Prüfung auf sich zu nehmen. Der alte Künstler atmete tief auf und antwortete dann mit fester Stimme:

„Abgemacht! Beim Dessert wird auf die Verlobung angestoßen!“

VII.

Die kleine Kirche Saint-François de Sales war überfüllt. Das ganze künstlerische und elegante Paris wohnte der Trauung von Therese Aufridi und Daniel Mayrault bei.

Während die Feierlichkeit unter andächtigem Gesang und strahlendem Lichterglanz vor sich ging, spazierte ein Teil der Geladenen, die in der Kirche keinen Platz mehr gefunden hatten, draußen in der Avenue de Villiers auf und ab. Man plauderte, lachte, kritisierte, je nachdem es der Zufall der Begegnung mit sich brachte oder die Betreffenden gelaunt waren: es war eine improvisierte, glänzende Gesellschaft voll Spottlust und Munterkeit, wie es dergleichen nur in Paris geben kann.

„Sehen Sie, dort da kommt Gamelin," sagte der Bildhauer Massias und strich sich den ergrauenden Vollbart. „Wissen Sie, er ist mit seiner Statue wieder durch den ganzen Park von Monceau gezogen und hat trotzdem keinen Platz gefunden, an dem sie sich gut ausnehmen würde."

„Weil es nicht am Platz, sondern an der Statue liegt."

„Es giebt Leute, die sich an gutem Marmor versündigen, während sie so schmackhafte Zuckerbäckerware machen könnten!"

Als Gamelin herantrat, stürzten ihm die Verkleinerer mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Nun, Verehrtester, wie geht's? Was macht die Arbeit? Immer fleißig?"

„Ja, man muß wohl! Ich habe eben eine Gruppe für das Stadthaus bestellt bekommen — sieben Figuren. Ich habe soviel zu thun und weiß nicht, wo mir der Kopf steht."

Es entstand eine Pause. Die Kollegen machten lange Gesichter, ganz verzehrt von Neid. Doch August Compoint, der Berichterstatter des „Echo", unterbrach das verblüffte Schweigen:

„Nun, Gamelin, wenn die Gruppe für das Stadthaus bestellt ist, dann läuft sie wenigstens nicht Gefahr, ins Leihhaus zu wandern."

Alles lächelte. Die Gemüter fühlten sich erleichtert.

Eine Droschke hielt vor dem Kirchenportal. Eine Schauspielerin, deren Gesicht graugrün gegen die blondgefärbten Haare aussah, stieg aus, grüßte mit Blicken im Kreise ringsum und verschwand in der Kirche.

„Na, die gute Desbons sieht heute ganz wie ihre eigene Großmutter aus."

„Es muß unserm lieben Trélaurier doch schmerzlich sein, sie so abgetakelt zu sehen."

„Ach! Die Liebe ist blind! Für ihn bleibt sie immer fünfzig Jahr!“

„Aufgepaßt! Die Gratulationscour muß angefangen haben, die Thüren werden geöffnet,“ sagte Breton.

Alles drängte nach dem großen geöffneten Portal der Kirche, in deren Hintergrunde eine Glorie von Lichtern unter Blumen strahlte und aus deren Tiefe einzelne Tonwellen bis auf die Straße drangen. Durch die Sakristei bewegte sich jetzt der Zug aller Pariser Berühmtheiten, welche den Altarraum gefüllt hatten. Therese, die hinter dem weißen Schleier sehr gerührt aussah und dennoch freudig lächelte, stand zwischen Mels und Daniel Mayrault und reichte allen Freunden die Hand, die herankamen, um ihre Glückwünsche darzubringen. Ténéran, welcher ihr im Verein mit Mels zum Zeugen gedient hatte, unterhielt sich mit Zélie Bazin. Der berühmte Advokat Géry, mit dem beweglichen weißen Kopfe, wünschte erst den Neuvermählten Glück und sagte, indem er durch eine Handbewegung Zélie und Ténéran vereinigte:

„Das wird auch noch mit einer Heirat endigen.“

„O, Ténéran hat genug von den Frauen gehabt!“ sagte Zélie.

„Und Mademoiselle Bazin hat genug an ihren Hunden. Doch möchte ich nicht die Treue ihrer Kläffer mit der von meiner Frau vergleichen.“

„Und weshalb sollten wir es thun?“ setzte Zélie gelassen hinzu. „Wir befinden uns wohl bei dem jetzigen Zustand. Wir unterhalten uns gern, das genügt.“

In diesem Augenblick drängte sich ein junger Herr mit sehr spärlichen blonden Haaren hastig bis zu Zélie durch und keuchte:

„Ach, Mademoiselle Bazin, haben Sie den Sekretär des Ministers gesehen?“

„Er ist soeben vorbeigegangen.“

„Herr Gott! Und ich laure schon seit Anfang der Trauung auf ihn.“

Er tauchte zwischen den Gruppen unter und eilte hinaus. Zélie sah ihm lachend nach.

„Der ist auch mit der Ordenssucht behaftet und wird seinem Opfer die Pistole auf die Brust setzen!“

„Und wenn er das Band hat, wird er auch nicht zufrieden sein.“

„Sehen Sie nur Mels, der hat einen ganzen Sternenhimmel; alle Orden Europas strahlen von seiner Brust.“

„Aber Ténéran, warum tragen Sie denn nie etwas im Knopfloch?“

„Ich könnte mich ebenso besternen, wie die Kollegen,“ sagte der Kritiker ruhig, „aber wozu? Auch falle ich so mehr auf. Es ist mir lieber, wenn die Leute fragen, wie Sie es vorhin thaten: Weshalb hat er keinen Orden, als wenn sie denken: Für was hat er den Orden verdient?“

Immer neue Leute kamen vorüber; man neigte lächelnd den Kopf, streckte glückwünschend die Hand aus, murmelte halblaut alltägliche Redensarten.

„Meine aufrichtigsten Glückwünsche! — Ich gratuliere von Herzen! — Meine besten Wünsche!“ so tönte es fort und fort.

Und Therese verneigte sich immer wieder freundlich unter ihrem Schleier, während Mels in dem Bewußtsein, repräsentieren zu müssen, und angestachelt durch die auf ihn gerichtete allgemeine Aufmerksamkeit, die hohe Gestalt stolz aufrichtete. Wie ein altes Schwadronspferd bei einer Besichtigung, durch das Trompetengeschmetter und Blitzen der Säbel aufgeregt, alle seine Gangarten mit musterhafter Sicherheit ausführt, so hielt auch er in diesem Feuer aus.

Nun näherte sich der Schweizer den Neuvermählten, und während er die Hellebarde über die Schulter lehnte, stellte er sich an die Spitze des Brautzuges, um die Kirche zu verlassen. Der Orgelklang durchbrauste das Gewölbe, und unten im Kirchenschiff waren die Teilnehmer an der Feier voll Neugier zurückgeblieben.

„Jetzt mußt du Therese den Arm reichen,“ sagte Mels zu Mayrault, und Zélie führend folgte er dem jungen Paar, auf das sich alle Blicke richteten und das langsam dem Ausgang zu schritt.

Vor ihm wehte Thereses Schleier beim Gehen hin und her. Die Hellebarde des Schweizers begleitete beim Aufstoßen taktmäßig das Orgelspiel. Mels ging mit gesenktem Haupte einher, ohne irgend jemand von denjenigen zu beachten, die ihn gespannt

und neugierig ansahen. Er sagte sich: „Sie geht fort, weit fort! Und der Mann, der neben ihr her schreitet, hat sie mir entführt und geraubt. In einer Stunde legt sie dies bräutliche Gewand ab und reist im Alltagskleide in die Welt hinaus. Ich werde sie nie wiedersehen. Oder, wenn ich sie wiedersehe, gehört sie einem andern an. Jeder Schritt, den ich thue, bringt mich diesem gefürchteten Augenblick näher. Es giebt kein Mittel, dies Unvermeidliche zu hindern."

Die Helligkeit des Tageslichts draußen blendete seine Augen. Es hatte sich eine Straße von dicht gedrängt stehenden Menschen gebildet, bis an die Bordschwelle, wo die Wagen hielten. Therese und Mayrault stiegen in einen derselben. Die Wagenthür wurde zugeschlagen, und der Wagen rollte davon. Mels blieb allein stehen. Doch als er sich, von einer dumpfen Qual ergriffen, umdrehte, schob sich eine Hand unter seinen Arm, und Ténérans freundliche Stimme flüsterte ihm zu: „Komm' mit mir!"

Mels grüßte nach allen Seiten, drückte die sich ihm entgegenstreckenden Hände, vermochte sich sogar noch zu beherrschen und zu lächeln; dann ließ er sich von Ténéran bestimmen, einen Wagen zu besteigen, und sie kehrten nach Hause zurück. Während der Fahrt wurde kein Wort gewechselt; doch hatte Mels seine Hand in der Ténérans gelassen. Und es war eine brüderliche Liebe, die den Kritiker antrieb, seinem Freunde dadurch zu Hilfe zu kommen, daß er ihn nicht der Einsamkeit überließ. Therese war schon zurückgekehrt und kleidete sich zur Abreise um. Mayrault sollte sie nach dem Lyoner Bahnhof abholen; denn sie reisten nach Italien.

Mels war noch im Gesellschaftsanzug geblieben und saß Ténéran gegenüber, der die unentbehrliche Cigarette rauchte. Es gewährte dem Künstler eine gewisse Befriedigung, seine geistige Freiheit an den Tag zu legen. Er hatte eine Erörterung über die Präraffaeliten angefangen und ließ sich kaum herbei, sie zu unterbrechen, als Therese im Reiseanzug eintrat. Er war eben im Zuge, Perugino zu charakterisieren, und pries ihn in flammenden Worten als den Lehrer Raffaels.

„Besäße er auch sonst keinen Anspruch auf Ruhm — dies allein würde genügen. Ja, freilich hat er vorzügliche Bilder gemalt, doch vor allem hat er Raffael gebildet."

„Gewiß," versetzte Téneran gelassen, „und er selbst ist von Leonardo da Vinci gebildet worden. Ein jeder hat stets einem anderen etwas zu danken. Und wenn man näher zusieht, haben die Schüler oft ihren Meister nicht übertroffen ... Du hast mir so begeistert von Raffael gesprochen, obwohl du weißt, daß ich Leonardo ebenso sehr liebe. Man hat von jeher die Sucht gehabt, die Meister durch ihre Schüler herabzudrücken ..."

Therese hob bei dieser Aeußerung lebhaft den Kopf. Eine heiße Röte überflutete Mels, doch sagte er nichts darauf. Beide waren betroffen über die direkte Anspielung auf die Intrigue, die zum Besten Mayraults gegen dessen' Lehrer ins Werk gesetzt worden war. Die gespannten Nerven Mels' schienen eine plötzliche Erleichterung zu empfinden. Er näherte sich Theresen und sprach liebevoll mit ihr und erteilte ihr noch Ratschläge für die Reise. Als dann Mayrault mit einer kofferbeladenen Gepäckdroschke eintraf, begrüßte Mels ihn lächelnd, gab ihm Empfehlungsschreiben an einflußreiche römische Freunde und wiederholte seine Ermahnungen:

„Vor allen Dingen wohnt nicht in den tiefgelegenen Stadtteilen ... gerade dort bekommt man am leichtesten das Fieber ... und geht gleich nach eurer Ankunft zu Hébert. Er kennt die Stadt besser als die Römer selbst. Er ist ein bewundernswerter Künstler und kann, wenn er will, die Liebenswürdigkeit selbst sein. Sagt ihm, daß ich viel an ihn denke ... Doch jetzt ist's Zeit zum Aufbruch, nun geht, liebe Kinder!"

Mayrault, der tief bewegt war, wollte seinem Meister ein Wort des Dankes sagen; aber er verwickelte sich und stotterte nur. Therese jedoch, die durch ihren weiblichen Takt besser beraten wurde, fiel Mels um den Hals. Er küßte sie liebevoll und begleitete sie nebst Téneran bis an den Wagen. Vor dem Hause stehend, erteilte er dem Kutscher den Befehl, nach dem Lyoner Bahnhof zu fahren, und sah dem Wagen nach, in dem das Wesen sich entfernte, welches für ihn die Zukunft bedeutet hatte. Als der Wagen um die Ecke bog, schüttelte er den Kopf, sah den Freund an und sagte:

„Gehen wir hinein. Das Opfer ist nun vollendet." —

Von dem Tage an machte sich Mels an die Arbeit. Er

kam kaum mehr aus dem Atelier heraus und ging mit dem Feuereifer eines Jünglings an das große Wandgemälde, welches den Kolonialpalast schmücken sollte. Er ließ niemand, sogar nicht einmal Téneran in den Riesenraum, in dem er arbeitete. Wenn dieser ihn über das Werk fragte, gab er die ausweichende Antwort:

„Sobald es weiter vorgeschritten sein wird, will ich dich benachrichtigen ... Du sollst gleich einen Totaleindruck davon empfangen."

Von Therese und Mayrault sprach er nicht, obwohl sie geschrieben hatten, was Téneran von der alten Prudentia erfuhr. Aber Mels blieb gegen alle Andeutungen taub, so daß der Kritiker nur durch Zélie genauere Nachrichten erhielt. Nach einem Aufenthalt in Florenz waren sie in Rom eingetroffen und genossen mit Begeisterung die Herrlichkeiten der ewigen Stadt. Es enttäuschte sie anfangs, die italienische Hauptstadt von häßlichen Trambahnen durchkreuzt und mit Neubauten von nichtswürdigem Stil verunziert zu finden. Doch es blieben noch Meisterwerke genug übrig, um darüber die Mißgriffe der Verwaltung zu vergessen. Sie verbrachten ihre Tage im Vatikan und waren glückselig.

Wenn Téneran und Zélie sich miteinander unterhielten, nachdem sie dem Kritiker die frisch erhaltenen Nachrichten mitgeteilt hatte, konnten beide eine gewisse Besorgnis nicht unterdrücken, weil Mels plötzlich so zurückhaltend geworden war und weder Thereses noch Mayraults Erwähnung that. Es wäre ihnen lieber gewesen, wenn der Künstler gescholten oder gewettert hätte. Sein Schweigen schien zu beweisen, daß er nicht vergessen konnte und daß der Kummer in seinem Herzen lebendig blieb.

Doch wagte keiner der beiden eine Erklärung herbeizuführen, aus Furcht, daß sie wenig befriedigend ausfallen würde. Sie fuhren fort, Mels zu beobachten, und bemerkten mit Sorge, daß er sich veränderte. Sein schönes Gesicht magerte ab, und die Hautfarbe wurde gelblicher; unter den Augen zeigten sich schwarze Schatten. Auch die Gestalt wurde hagerer und er hielt sich ein wenig gebückt. Trotzdem gab er sich den Anschein, als sei er in ganz gleichmäßiger Stimmung, klagte nie und kam nicht aus dem

Atelier heraus. Bei der bewundernswerten Leichtigkeit, mit der er bisher gearbeitet hatte, mußte das Gemälde bei so angestrengter Arbeit schnell vorwärts kommen.

„Er wird uns überraschen!“ sagte Téneran zu Zélie. „Eines Tages wird er mit der Untermalung fertig sein und es wird sich bereits die prächtige Wirkung zeigen — denn das ist nicht zu leugnen: Mels ist ein großer Kolorist — und da er als Grundlage für seine Arbeit die uns bekannte vorzügliche Skizze hat, wird er ein Werk ersten Ranges schaffen.“

So verging Woche um Woche. Mels blieb tagtäglich in seinem Atelier und ging nur abends aus, um einige wenige ihm befreundete Häuser aufzusuchen oder um mit Téneran spazieren zu gehen, bald rauchend, bald sich unterhaltend. Sie gingen immer nach der Porte Bineau und dem Bois de Boulogne. Die Dunkelheit unter den großen Bäumen schreckte sie nicht, und die Strolche, welche, hinter dem Gebüsch verborgen oder an einer Wegscheide, auf einsame Spaziergänger lauerten, ließen die beiden unbehelligt vorbei und rührten sich nicht. Ténerans energische Züge und Mels' hohe Gestalt schützten sie vor Belästigung.

Manchmal verweilten sie, ehe sie umkehrten, vor dem Chinesischen Restaurant, um sich auszuruhen, oder sie hörten zu, wie die Zigeuner ihre Walzer herunterrasselten. Sie begegneten oft Bekannten; doch wußte es Mels stets einzurichten, ihnen auszuweichen, oder er schnitt das Gespräch mit großer Geistesgegenwart ab, wenn sich von der anderen Seite die Absicht kundgab, eine längere Unterhaltung zu beginnen.

Doch eines Tages vermochte er sich nicht gegen die dringlichen Bitten der Gräfin de Terrenoire zu wehren, die dort mit Bekannten einen Abend beendigte, den sie im Cercle de la Grande-Jatte begonnen hatten. Als die junge Frau „den lieben Meister“ fast mit Gewalt an ihrem Tische unter den anderen Müßiggängern hatte Platz nehmen lassen, konnte sie sich erst nicht genug thun an verbindlichen Redensarten. Sie habe soeben vom Einrahmer das Porträt erhalten, das Therese vor ihrer Abreise abgeliefert hatte, und sie wünschte den Rat von Mels über die Beleuchtung einzuholen, welche dies Meisterwerk in ihrem Salon erhalten müsse.

Deshalb solle der verehrte Künstler ihr versprechen, eines Abends bei ihr zu speisen. Da Mels wenig geneigt schien, dies an ihn gestellte Ersuchen zu gewähren, forderte die Gräfin sofort noch Téneran auf, seinen Freund zu begleiten.

„Er ist so menschenscheu geworden,“ sagte sie zu dem Kritiker, „daß, wenn Sie ihn mir nicht bringen, er gewiß wortbrüchig werden würde. Ich weiß nicht, wie lange es her ist, seit er sich nicht bei mir hat blicken lassen. Ja, wenn er nirgend hinginge, das wäre allenfalls eine Entschuldigung; aber da treffe ich ihn im Chinesischen Pavillon. Er kann nicht behaupten, daß er ganz zurückgezogen lebe. Ganz zurückgezogen! Weshalb auch?“

Téneran sah mit Schrecken voraus, daß dies den Uebergang zu Anspielungen bilden solle über die Veränderung, welche das Fortgehen Thereses in seinem Leben herbeigeführt hatte. Er beeilte sich, diese tückischen und schlau berechneten Angriffe abzuschneiden.

„Gnädige Frau, Sie dürfen auf keine größeren Vergünstigungen hoffen, als Mels' andere Freunde. Er macht für niemand eine Ausnahme. Ich sehe ihn nur beim Spazierengehen. Er besucht mich nicht, und in sein Atelier darf ich nicht hinein. Dort arbeitet er an dem großen Werk; er ist nur auf dessen Ausführung bedacht und ordnet diesem Zweck alles andere unter. So lange müssen wir uns in das Unvermeidliche fügen und können ihn nicht genießen. Aber wenn Ihnen damit gedient sein sollte, an seiner Statt mein Urteil zu haben, welche Stelle Ihr Porträt einnehmen soll, so würde ich mit Vergnügen kommen, um darüber mit Ihnen zu beraten.“

Die Gräfin dankte Téneran mit einem eisigen Lächeln für seinen Eifer. In einigen spitzen Worten fügte sie hinzu, daß Mels allein eine so genaue Kenntnis von Thereses Talent besitze, um mit Sicherheit zu entscheiden, wie ihr Werk am vorteilhaftesten aufgestellt werden könne.

„Da sie ohnehin nicht mehr lange fortbleibt,“ fuhr sie fort, „ist es besser, ich warte ihre Rückkehr ab, um eine endgültige Entscheidung zu treffen.“

Als Mels von Thereses Rückkehr hörte, überflog sein Gesicht eine jähe Röte und seine auf die Gräfin gerichteten

Augen verloren den Ausdruck der Gleichgültigkeit. Diesen Vorteil ließ sie sich nicht entgehen.

„Die Nachricht scheint Sie zu überraschen?“ bemerkte sie.

„Durchaus nicht,“ entgegnete er ruhig; „ich bekomme allwöchentlich Briefe von den Kindern.“

Mit ausgesuchter Grausamkeit erwiderte sie darauf:

„Wie Sie verwöhnt werden!“

Er lächelte und sagte ohne den leisesten Anflug von Bitterkeit: „Das sind sie mir auch schuldig!“

Als die Gräfin völlig verblüfft von diesem Grade von Selbstbeherrschung war, stand er auf und verabschiedete sich. Doch hatte er noch nicht den Eingang des Waldes erreicht, als er den in ihm kochenden Zorn Luft machte und Ténérau endlich einen Einblick in seinen wirklichen Gemütszustand gewährte:

„Das abscheuliche Weib! Was habe ich ihr gethan, daß sie mich beständig mit ihren giftigen Pfeilen verfolgt! Ist es meine Schuld, daß Mayrault sie verschmäht hat und daß sie auf Therese eifersüchtig ist? Muß ich für ihre Enttäuschung büßen? Ich!! Als ob ich nicht schon genug an meinem eigenen Kummer hätte?“

Und mit einer Leidenschaft, die er nicht mehr bändigen konnte, vor Schmerz erbebend und zornig auf sich selbst, daß er nicht mehr zu schweigen vermochte, rief er in die Nacht hinein:

„Kann ich denn nie dazu kommen, mir diese nicht zu stillende Sehnsucht aus dem Herzen zu reißen! Soll ich in jedem Augenblick meines Lebens auf eine Erinnerung stoßen, die mich foltert? Ich thue alles, um mich vor den böswilligen Menschen und ihren Spöttereien zu schützen; tagüber vergrabe ich mich in die Einsamkeit und gehe nur spät abends aus. Und alles ist vergebens! Alles ruft mir das zurück, was ich vergessen möchte! Du hast gehört, was das grausame Weib sagte: sie kommen zurück! Konnte ich erwarten, daß mir diese Rückkehr erspart würde? Aber ihre Entfernung war eine Erleichterung für mich. Ihre Abwesenheit minderte meinen Schmerz. Nun kommen sie wieder nach Paris. Ueberall werde ich mit ihnen zusammentreffen. Werde ich diese Pein ertragen können?“

„Wie kannst du annehmen, daß du es nicht zu überwinden vermagst?“ sagte Téneran ernst. „Denn du hast dich bereits hoch über die menschliche Schwäche erhoben und dich zur Thätigkeit, zum Stolz, zur Entsagung gezwungen, und zwar in Stunden, in denen das Gelingen sehr viel unwahrscheinlicher sein mußte. Es sind jetzt zwei Monate, seit du eine bewundernswürdige Haltung zeigst, so daß ich dich stets mit Rührung betrachte, und daß Zélie und ich, wenn wir deine Empfindungen erwägen, uns wundern, daß du so geduldig und fest bist. Und plötzlich, nun du so nahe daran bist, den Sieg zu gewinnen — denn es giebt nichts Größeres, als sich selbst zu bezwingen und seine Pflicht zu thun? — wirst du schwankend und dir selber untreu. Woher diese unerwartete Schwäche? Weil eine müßige Weltdame dich mit Mückenstichen geplagt hat? Weil ein eifersüchtiges Weib dich gereizt? Schlage es dir aus dem Kopf und denke nicht mehr daran!“

„Ich bin nicht der Held, den du in mir vermutest. Seit zwei Monaten habe ich nicht aufgehört, zu jammern und zu klagen.“

„In der Einsamkeit hast du deinen Kummer verborgen, dir schweigend das Herz zerfleischt. Stoischer kann man sein Leid nicht tragen. Beurteile dich gerechter!“

„Aber ich bin am Ende meiner Kraft, ich kann nicht mehr! Es bedurfte nur eines Wortes, um diesen Ausbruch meiner Verzweiflung hervorzurufen ... Ach, alter Freund, du kannst mich nicht begreifen ... Du weißt noch nicht alles!“

Als Mels diese Worte in tiefster Niedergeschlagenheit herausbrachte, sah ihn Téneran voll Sorge an. Er betrachtete mit prüfendem Blick das schmerzdurchfurchte Antlitz, dessen Züge schlaffer geworden waren, die tief in die Höhlen gesunkenen Augen und gewahrte die unverkennbaren Spuren eines entsetzlichen Seelenleidens, so daß er sich von dieser Entdeckung ganz erschüttert fühlte.

„Aber was fehlt dir denn noch außerdem, was ich weiß, und um das ich dich so aufrichtig bedauere?“

„Komm' mit. Du wirst es sehen.“

Er rief eine vorüberfahrende Droschke an, stieg mit dem Freunde ein und ließ sich nach der Avenue de Villiers fahren.

In dem stillen, dunklen Hause geleitete er Ténéran nach dem Atelier, in das er seit Thereses Abreise niemand eingelassen hatte. Jetzt öffnete er die Thür. Durch das große, halb mit einer Gardine-verschattete Atelierfenster drang noch ein matter Lichtschimmer, bei welchem man erkennen konnte, daß sich im Hintergrunde eine breite Erhöhung befand mit dem Blendrahmen, an dem Mels seit zwei Monaten arbeitete. Ein hoher Vorhang entzog die Leinwand der Neugier des Dienstpersonals.

Mels drehte das elektrische Licht auf und der weite Raum war sofort glänzend beleuchtet. Der Maler stellte sich jetzt mit dem Rücken vor die Arbeit und sah dem bevorzugten Besucher mit einem bitteren Lächeln in das Gesicht. Dann sagte er mit einem eigentümlichen Zittern in der Stimme:

„Nicht wahr, du hast lebhaft gewünscht, mein Werk zu sehen? Hast mit Ungeduld die Stunde erwartet, in der ich es dir zeigen würde! So sieh es denn!“

Dabei zog er mit einer heftigen Bewegung den Vorhang zurück, und Ténéran sah betroffen eine mit wilden Pinselstrichen bedeckte Leinwand, auf der sich viele mit dem Spachtel gemachte bunte Flecke befanden. Es schien, als ob Mels die Arbeit zerstört habe, sobald er ein Stück beendet hatte, als ob er planlos hier und dort begonnen und wie Penelope das gestern gemachte Stück wieder vernichtet habe, um es am nächsten Tage durch Besseres zu ersetzen.

Doch aus diesem Gewirr von trüben Farben und Tönen löste sich eine Frauengestalt los, welche den Mittelpunkt der Komposition bildete und deren von Jugend und Liebreiz strahlender Kopf die ganze Bildfläche verklärte, so wie ein Sonnenstrahl durch düsteres Gewölk bricht. Und diese Gestalt war Therese. Alle anderen Versuche, seine Gedanken zu verkörpern, waren mißglückt, nur dieser einzige war ihm gelungen: das Bildnis derjenigen, die seine Gedanken beherrschte. Es schien, als ob alles andere außer Therese nicht mehr für Mels vorhanden sei, oder sich in unbestimmte, schattenhafte Formen auflöse, und daß seine Hand nur noch sie zu malen fähig sei. Alles Uebrige, was er zu malen begonnen hatte, und zwar mit größtem Eifer, war ihm mißglückt und wieder zerstört worden, denn er hatte nicht mehr ausführen können, was er beabsichtigte.

Der tragische Beweis, daß eine plötzliche Unfähigkeit über seinen Freund gekommen war, sprang Ténéran in die Augen. Mels vermochte zwar noch Bilder zu ersinnen, aber nicht mehr, sie zu verkörpern. Es war ein trostloser Zusammenbruch eines Ruhms, der mit dem völligen Versagen der malerischen Kraft endete. Ténéran war so erschüttert von dem Anblick, daß Mels ihm nichts weiter zu erklären brauchte und nur in müdem Ton sagte:

„Du siehst es selbst! Dahin ist es mit mir gekommen! Mit mir, dessen Können virtuos genannt wurde, den man mit einem Improvisator verglich! Ich bin völlig unsicher, taste hin und her, versuche das Richtige zu treffen. Aber die Hand gehorcht nicht mehr dem Kopfe; ich vergreife mich beständig im Ton. Ich konnte so viel, jetzt kann ich nichts mehr!“ —

Ténéran widersprach ihm mit Nachdruck.

„Nicht doch! Sieh nur das Gesicht von Therese an, das ist ein Meisterwerk! Wer diese feinen Züge wiederzugeben vermochte, wer die zarten Töne dieses Gesichts herausgebracht hat, besitzt eine sichere Hand, Das ist kein Tasten! Es ist die vollendete Meisterschaft. Wer außer dir hätte diese Frauengestalt so malen können?“

„Derjenige, der sie mir geraubt hat! Auch war ich es nicht, der sie gemalt hat ... oder vielmehr, als ich sie malte, war ich nicht ich selbst. Es kam wie eine Raserei über mich, eine Fieberglut steigerte meine Fähigkeiten und meine Hand wurde gleichsam wie von einer höheren Macht gelenkt. Ich malte, malte, unbeirrt, mühelos, ohne Anstrengung. In wenigen Stunden war die Arbeit vollbracht; ich konnte den Pinsel nicht fortlegen, ehe es geschehen war. Ununterbrochen malte ich, als würde ich von einer geheimnisvollen Macht angetrieben und gestärkt ... Der Schweiß perlte mir von der Stirn, meine Finger begannen zu zittern. Der Abend kam heran, schon begann es zu dämmern, und trotz des schwindenden Lichts fuhr ich fort, zu arbeiten, als bedürfe ich der Augen nicht bei meiner Arbeit ... Als sie fertig war, sank ich erschöpft zusammen. Ich weiß nicht, wieviel Uhr es war. Ich hatte nicht daran gedacht, zu essen, sondern blieb im Atelier eingeschlossen und antwortete nicht der Haushälterin, die mich zu Tisch rief, sondern schlief auf dem Sofa ein. Am

nächsten Morgen glänzte mir von der Leinwand diese göttliche Gestalt entgegen. — Sie ist ein Meisterwerk — du hast recht! — Aber von wem ist sie?!"

„Von dir!" rief Ténéran. „Und wenn du nur willst, wirst du das ganze Gemälde zu stande bringen, wie du dies Bruchstück vollendet hast. Du mußt nur arbeiten ..."

„Arbeiten!" unterbrach ihn Mels. „Ich arbeite ja unablässig. Meine ganzen Tage gehen in ununterbrochener Arbeit hin. Abends verhülle ich mein Tagewerk mit dem Vorhang; doch wenn ich es am nächsten Morgen betrachte, erkenne ich zu meiner Verzweiflung, daß es nichts taugt, ganz verfehlt ist und ich kratze es ab, lösche es aus!"

„Aber du beurteilst deine Arbeit vielleicht falsch!" wendete Ténéran ein.

„Nicht doch! Mein kritischer Verstand hat meine schöpferische Kraft überdauert, und er, der so klar und wahr ist, erlaubt mir nicht, mich darüber zu täuschen. — Ich bin verloren, Ténéran ... Mit Theresen ist die Begeisterung von mir gewichen ... Nur mein Körper ist noch hier; die Seele weilt jetzt bei Mayrault. Nun ist er der große Künstler; denn er besitzt die Kraft, die Empfindung, die Jugend. Als er mir Therese nahm, hat er mir das Talent gestohlen! Er steigt jetzt leuchtend und hoch über den Horizont ... er wird hell vom Himmel herunterstrahlen ... und ich steige ins Dunkel hinab ... Ich fühle nicht mehr, sehe nicht mehr, kann nicht mehr malen. Mit meiner Künstlerlaufbahn ist es vorbei!"

Thränen rollten über seine abgezehrten Wangen, und Ténéran, dessen Herz sich zusammenkrampfte, begriff, daß sein Freund die Wahrheit sprach und daß er verloren war. Er verschmähte es, ihn mit leeren Redensarten zu trösten; denn er meinte, daß ein Mann von der Bedeutung eines Mels nicht durch Zureden zu heilen sei. Wenn er seine Gedanken nicht mehr zu verkörpern vermochte, so konnte dies nur darin seinen Grund haben, daß thatsächlich die Flamme in ihm erloschen war. Aber seine große Vergangenheit forderte Achtung und Rücksicht. Wenn edle Vollblutpferde, die mutig dahin gestürmt sind und an die großen Leistungen auf dem Rennplatz gewöhnt waren, lahm werden, so tötet man sie lieber,

als daß man ihnen den Knechtsdienst elender Kärrnerarbeit zumutet. Ebenso schien Mels ausersehen, auf einen Streich zu fallen, als sich mit minderwertigen Arbeiten in der Mittelmäßigkeit hinzuschleppen. Es war noch ein edler und großer Zug von ihm, daß er, im Gefühl seiner versagenden Kraft, nicht eigensinnig den Kampf fortsetzen wollte.

Téneran mochte ihn nicht allein lassen; in zarter Weise lenkte er das Gespräch auf erfreuliche Erinnerungen, die etwas Besänftigendes hatten, und nachdem die Freunde so die Nacht verbracht, und das Morgengrauen in das Atelierfenster drang, legten sie sich wie Brüder im selben Zimmer zur Ruhe und schliefen ein.

Mels schien durch das Bekenntnis, das er Téneran abgelegt hatte, etwas beruhigt. Er sprach mit Offenheit über seinen Gemütszustand; er besann sich auf ähnliche Fälle bei berühmten Männern; Téneran wußte gleichfalls einige anzugeben.

„Nach dem großen Erfolge mit ‚Wilhelm Tell‘, der doch gewiß ein Meisterwerk ist, hat Rossini aufgehört, zu komponieren. Meinte er vielleicht, daß er sich schon völlig verausgabt habe und daß er nie etwas Besseres schaffen würde?“

„Ja, aber die Maler sterben alle mit dem Pinsel in der Hand!“ wendete Mels ein.

„Der Sohn Tizians zum Beispiel nicht!“ widersprach Téneran mit erzwungener Heiterkeit. „Du erinnerst dich doch des Verses von Musset:

Seit jenem Augenblick hat er nicht mehr gemalt,
Nichts schaffen mochte er, als ihre Huldgestalt . . .

„Ja, das war nur Tizians Sohn! Und außerdem erzählt es Musset; es ist nur eine litterarische Behauptung . . .“

„Ja, aber die Litteratur ist jetzt die Hauptmacht. Unsere Sitten werden durch ein abscheuliches litterarisches Marktschreiertum verdorben. Wir denken und handeln im Hinblick auf den Eindruck, den das von der Presse unterrichtete Publikum von uns erhält — und Gott weiß, auf welche Weise dies oft geschieht. Es ist uns stets zu Mut, als sei ein großes Auge auf uns gerichtet, das alles beurteilt, was wir thun. Das ist das Auge der öffentlichen Meinung. Wie viel Dummheiten,

Thorheiten, Verbrechen werden vor diesem Auge begangen! Man würde sich ganz ruhig verhalten, wenn man diesen Blick nicht auf sich gerichtet fühlte. Auch sind diejenigen allein Kraftnaturen, die nichts nach jenem Blick fragen und dem Auge kühn trotzen! Dann nehmen sie sich das Recht, nach ihrem eigenen Ermessen zu handeln und sich nicht darum zu kümmern, was man davon denken wird. Das ist etwas wert. Weshalb sollte auch die Meinung von einigen hundert Kerlen, die sich das Recht anmaßen, alles abzuurteilen und jede Frage zu lösen, auf die Entschließungen eines Ehrenmannes Einfluß haben? Dennoch ist es nicht zu leugnen, daß drei Viertel von den Uebereilungen, die täglich begangen werden, aus der Notwendigkeit kommen, so zu sagen vor der Galerie seine Rolle durchzuführen. Das ist eine Schande!"

Während Téneran durch solche Gespräche auf das Gemüt von Mels zu wirken suchte, bemühte er sich ebenso sehr um dessen Gesundheitszustand. Denn er fand Mels sehr verändert. Deshalb brachte er den Doktor Appel nach der Avenue de Villiers, einen jungen, sehr intelligenten Mediziner von einem der großen Hospitäler, der die herkömmliche Behandlungsweise, alle Fälle durch das Schlucken von Arzneien zu heilen, gründlich verachtete. Er unterhielt sich mit Mels, beobachtete ihn sorgfältig, und nachdem er diskret alle Symptome, die auf ein Gehirnleiden deuteten, erforscht hatte, äußerte er sich folgendermaßen gegen Téneran:

„Wir haben es mit einem Neurastheniker zu thun, bei dem der Kräfteverlust schon sehr beträchtlich ist. Ich schreibe diese Schwäche keineswegs nur physischen Ursachen zu. Keines der wichtigen Organe scheint erkrankt zu sein. Aber die psychischen Kräfte sind schwer gestört. Wenn Sie die Lebenskraft Ihres Freundes wieder herstellen wollen, so giebt es ein einfaches Mittel. Reisen Sie mit ihm in ein abgelegenes Land, zum Beispiel nach Sardinien oder Corsika, und lassen Sie ihn ein rein animalisches Leben führen unter den Fischern, ohne alle geistige Thätigkeit. Geben Sie ihm ermüdende körperliche Arbeit und eine Nahrung von starkem Phosphorgehalt. Wenn Sie ihn ein Jahr lang unter solchen Lebensbedingungen festhalten können, stehe ich Ihnen dafür, daß Sie ihn gesund

zurückbringen werden und daß er mit derselben Leichtigkeit wie früher vortreffliche Bilder malen wird."

„Ich danke Ihnen!" sagte Téнéran und drückte Appel die Hand. „Sie haben mir wissenschaftlich bestätigt, was ich mir selbst gesagt habe. Leider ist die Lebensweise, welche Sie vorschreiben, gerade diejenige, zu der sich Mels nie bequemen wird."

„Dann ist er verloren!" —

Als Mels wieder mit Téнéran zusammentraf, fragte er ihn halb scherzend, halb ernsthaft:

„Nun, was hat dein junger Aeskulap von mir gesagt?"

„Daß du kerngesund wärest und uns alle begraben würdest."

„Um so schlimmer für mich."

„Du hättest nur Anfälle von Nervenschwäche wie ein hübsches Frauenzimmer."

„Oder wie ein alter Vulkan kurz vor dem Erlöschen."

Dann ging er mit elastischen Schritten im Atelier auf und ab und fügte hinzu:

„Malen kann ich nicht mehr. Aber ich glaube, ich kann noch zeichnen. Setze dich einmal dorthin, ich werde eine Studie nach dir machen, wie ich in meiner Jugend so viele gezeichnet habe. Du weißt ja, ich habe in meinen Mappen Tausende von Zeichnungen, die vielleicht das Beste sind, was ich überhaupt gemacht habe ... Wenn einmal meine Sachen versteigert werden, gieb auf meine Zeichnungen acht ... Die sind ein Stück Geld wert. Wenn sie zum Vorschein kommen, wird man mir wohl Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Er setzte sich vor die Staffelei und auf einem bläulichen Bogen zeichnete er an diesem einen Nachmitag mit weißer und schwarzer Kreide und mit Rötel ein Bildnis von Téнéran, das so kräftig, charaktervoll und scharf wie ein Dürer war. Als er zu arbeiten aufhörte, erhob sich Téнéran, setzte sich an des Künstlers Platz, und, mit dem Skizzenbuch auf den Knien, besah er lange den meisterhaften Kopf, den er vor sich hatte.

Er sagte kein Wort. Aber eine Thräne rollte ihm langsam über die Wange und fiel auf das Papier. Mels schien es nicht zu bemerken. Er hatte sich auf den Divan gestreckt und rauchte

mit gleichgültiger Miene. Auch drehte er sich kaum um, als Téneran mit schwankender Stimme zu ihm sagte:

„Wenn du auch weiter nichts mehr machtest als Kreidestudien wie diese, die du so leicht hingeworfen hast, wärest du immer noch ein bewundernswerter Künstler. Welcher andere Maler heutzutage könnte denn einen Kopf mit dieser Meisterschaft hinsetzen?“

Mels blies eine Rauchwolke aus und erwiderte:

„Mayrault!“

Da fuhr Téneran los, stampfte mit dem Fuß und sagte heftig:

„So laß doch Mayrault aus dem Spiel! Mayrault ist Mayrault, versteht sich — aber damit gut! Aber Mels, Donnerwetter, ich weiß, was du in dreißig Jahren gemacht hast, — und was er machen wird, das weiß ich noch nicht! Vielleicht bleibt er hinter den Erwartungen zurück! Es giebt Künstler, die durchaus nicht halten, was sie versprachen.“

Mels lächelte bitter.

„Er wird so hoch steigen, wie er es zu thun verspricht. Denn er hat, um in seiner Laufbahn vorwärts zu treiben, die Macht, welcher nichts widersteht: das Verlangen, vor den Augen einer geliebten Frau den Sieg davonzutragen, von der er sich wiedergeliebt weiß. Stände er allein, würde er vielleicht auf dem halben Wege zum Siege stehen bleiben. Aber auf seiner Schulter ruht, um ihn zu leiten, Thereses Hand, aus ihren Augen werden seine Blicke neues Licht empfangen, und, Freund, auf seinem Herzen hat er Thereses Herz, das ihm die höchste Begeisterung verleiht!“

Er stieß einen schmerzlichen Seufzer aus, und da Téneran gegenüber der Gewalt dieses Schmerzes nichts zu sagen vermochte, saßen die beiden still und traurig bei einander.

Eine Woche später erfolgte die Rückkehr von Mayrault und Therese, auf welche die Gräfin de Terrenoire so boshaft hingedeutet hatte.

Die Zeitungen meldeten es. Doch das junge Paar hatte sich, noch ehe dies geschah, zu seinem früheren Lehrer begeben, das Haus jedoch leer gefunden. Mels und Téneran waren am Abend zuvor nach Havre abgereist. Als Therese die alte Pru-

dentia nach seinem Befinden fragte, erhielt sie eine durchaus beruhigende Auskunft: Der Herr habe alle Tage an dem großen Bild gearbeitet. Mademoiselle Bazin und Monsieur Téneran hätten ihn häufig besucht. Abends sei er immer ausgegangen, aber bald heimgekommen, denn er sei sehr früh aufgestanden.

Mehr konnte Therese aus der guten Alten nicht herausbekommen, welche, weit davon entfernt, das Geheimnis ihres Herrn zu erraten, nichts von seinem Seelenleiden merkte, und die Regelmäßigkeit seines Lebens für stille Zufriedenheit hielt. Diese Auskunft täuschte Therese und beschwichtigte ihre Unruhe. Zélie bestärkte sie obendrein in dieser falschen Sicherheit; denn sie wollte das junge Eheglück nicht stören und verschwieg ihr, was sie von der Schwermut Mels' gehört hatte.

Mit Ausgang des Sommers bezog das junge Paar das Häuschen auf dem Montmartre. Alles machte ihnen Freude. Nach der Unruhe des Reiselebens, dem Besuch der Museen und dem Durchwandern von Sehenswürdigkeiten erschien ihnen das stille Leben in ihrem großen Atelier mitten in einem blühenden Garten ganz köstlich. Eine hohe Wand mit sich rötlich färbendem wilden Wein schied sie von der übrigen Welt. Sie suchten keinen Verkehr. Er arbeitete an dem großen, nahezu vollendeten Gemälde; sie malte an einem vorzüglichen Blumenbilde.

Sie plauderten dabei, sahen sich an, liebten sich, und ihre Tage verstrichen in unvergleichlicher Freude und Harmonie.

Infolge dieser gänzlichen Abgeschlossenheit erfuhren sie nichts von der Rückkehr von Mels und Téneran. Prudentia berichtete dem heimkehrenden Künstler, daß Therese dagewesen sei, um ihn zu besuchen, und daß sie versprochen habe, die junge Frau zu benachrichtigen, sobald der Herr wieder da sei. Diese Mitteilungen schienen ihn ganz kalt zu lassen. Er hörte sie mit erzwungener Gleichgültigkeit an und brummte vor sich hin:

„Ich muß doch nach Montmartre, um sie zu besuchen. Deshalb melden Sie Therese nicht, daß ich nach Paris zurückgekehrt bin.“

Prudentia sagte später, daß sie aus dem Ton jener Worte geschlossen habe, ihr Herr betrachte diesen Besuch als eine lästige Verpflichtung. An dem nächsten Tage saß Mels abwechselnd grübelnd in seinem Atelier, und dann wieder arbeitete er. Noch

einmal machte er den Versuch, Herr der Farbe zu werden, und mühte sich an Farbenstimmungen, die ihm wieder nicht gelangen. Dann kratzte er abermals voller Wut alles ab, was er gemacht hatte, und als es fünf Uhr schlug, griff er nach Hut und Stock und ging aus.

Er wanderte zu Fuß über die Boulevards von Batignolles und Clichy, erreichte die Rue Lepic, bog in die Rue des Abbesses und auf der nach dem Sacré-Coeur führenden Treppe langte er auf der Höhe des Montmartre an. Es war fast ganz einsam dort. Das Haus Mayraults lag dicht dabei. Nun durchschritt er ein schmales Gäßchen, das zu einer Gitterthür führte, die in die Gartenhecke eingelassen war, als er am Ende einer berankten Laube, die sich über dem Wege befand und die Terrasse abschloß, Stimmen vernahm. Es waren die Stimmen von Mayrault und Therese.

Die beiden jungen Eheleute, die in diesem lauschigen grünen Versteck saßen, konnten den geräuschlos herannahenden Besuch nicht sehen. Sie wandten ihm den Rücken zu und blickten über die nach der Place Saint-Pierre steil abfallende Berglehne auf die Stadt, welche beim Schein der bereits tief am Horizont stehenden Sonne ganz in grauen Dunst gehüllt war. Sie waren gewöhnt, an diesem stillen Platz völlig allein zu sein, und ahnten nicht, daß irgend jemand sie höre, vollends nicht, daß es Mels sein könne. Daher beobachteten sie keinerlei Vorsicht und redeten, wie es ihnen ums Herz war.

Mels hörte schon im ersten Augenblick seinen Namen. Er erbleichte und trat noch näher heran, sein Rücken berührte jetzt die rotberankte Hecke, die hier mit ihren herbduftenden Zweigen eine Art von Nische bildete; so konnte er ungesehen alles vernehmen, was gesprochen wurde.

„Ich muß mich wirklich überwinden und morgen zum Meister gehen," sagte Mayrault. „Er muß sich schon wundern, daß ich mich noch nicht habe sehen lassen ... Ach, es wird mir recht schwer! Aber wie kann ich darum herumkommen?! Du hast das weibliche Vorrecht, ungestraft Schmerzen bereiten zu dürfen. Aber ich! ... Ich habe mir so viel gegen ihn vorzuwerfen!"

„Was denn?" fragte Therese mit spöttischer Stimme.

„Nun, dich ihm genommen zu haben? Genügt das noch nicht?“

„Eine Frau kann man nicht nehmen. Sie giebt sich. Niemand durfte über mich verfügen, außer ich selbst. Ich liebte dich! ... Welches Unrecht hast du da begangen und was könnte Mels dir vorwerfen?“

„Nun, man wirft andern zuweilen nicht nur das vor, wozu man berechtigt ist, man schafft sich auch Kümmernisse, und die sind gerade die schlimmsten. Ein armer, alternder Mann, der sich noch Illusionen über sich selbst macht, leidet viel schwerer, wenn er verschmäht wird, als ein junger Mann, der noch die ganze Frische des Lebens in sich fühlt. Der Erstere muß sich sagen, daß sein Unglück ein nicht wieder gut zu machendes ist. Der andere hat das Recht, auf Ersatz zu hoffen, und das tröstet ihn. Die Frau, die den einen oder den anderen abgewiesen, hatte das Recht, sich zu versagen; sie hat damit nur von ihrer freien Entschließung Gebrauch gemacht. Doch ebenso unbestreitbar ist, daß ihre Entscheidung in dem einen Fall ungleich härter trifft, als in dem anderen. Der alte Bewerber, der auf ihre Zärtlichkeit seine letzte Hoffnung auf Glück gebaut hatte, ist wohl berechtigt, gegen den bevorzugten Nebenbuhler einen Groll zu hegen. Du magst das nicht zugeben, aber deshalb besteht jener Groll doch. Nun bin ich der Bevorzugte, und ich weiß, daß der Meister unglücklich darüber ist, und das geht mir nahe, weil ich ihn lieb habe.“

Die Zweige der Hecke raschelten, als sei ein plötzlicher Windstoß hindurch gefahren. Auch hörten Daniel und Therese ein Geräusch, das durch die stille Luft wie ein Seufzer klang, so daß sie betroffen aufhorchten. Dann aber wurde wieder alles still. Das dumpfe Geräusch des städtischen Lärms drang kaum bis an die grüne Umfriedigung des Gartens. Auch Mels verhielt sich ganz ruhig und unterdrückte seinen Schmerz. Die beiden jungen Eheleute wurden wieder heiter. Sie hatten keine Ahnung von dem moralischen Verbrechen, das sie begingen, während sie an diesem schönen Sommerabend alles freimütig besprachen, was ihnen in den Sinn kam.

Denn auf die Aeußerung Mayraults erwiderte Therese mit einem Lachen, das Mels ins Herz schnitt:

„Wenn du so unglücklich darüber bist, daß ich lieber mit dir hier in dem Häuschen auf dem Montmartre lebe, als in dem eleganten Hause in der Avenue de Villiers, so schicke mich doch dorthin zurück ... Ich wäre nicht verlassen ... Der Meister nähme mich wieder!"

„Nein, Geliebteste, ich halte dich fest; du bist mir unentbehrlich für mein Leben, denn aus deinen Augen quillt mir die Begeisterung. Was würde aus mir, wärest du nicht da, um mich zu ermutigen, mich an den Tagen fieberheißen Ringens zu beraten, und mich zu trösten, wenn ich einmal der Niedergeschlagenheit verfalle? Ich weiß, welchen Schatz ich an dir besitze, meine Therese. Und gerade, weil ich dies weiß, beklage ich ihn, der dich ebenfalls begehrt und nicht erlangt hat. Siehst du, ich habe das Gefühl — ich kann dir nicht erklären, woher es kommt, daß wir an Mels ein nicht gut zu machendes Unrecht begangen haben. Ich befürchte, daß der Schlag, der ihn getroffen hat, schwerer ist, als er erraten läßt. Er ist so stolz und verbirgt die Wunde — doch sie blutet nach innen, und solche Verletzungen sind die schmerzhaftesten. Trotz seines ironischen Tons und seiner weltmännischen Glätte ist Mels eine fein empfindende, leicht zu verletzende Natur. Ich kenne ihn wohl! Und deshalb kann ich nicht ohne Sorge an den Augenblick denken, in dem ich ihm gegenübertreten muß."

„Ach, so beunruhige dich doch nicht! Es wird sich schon machen. Man schafft sich selbst ohne Not so viele Schwierigkeiten! Warum zerbrichst du dir den Kopf über ein Unglück, das vielleicht nur in deiner Einbildungskraft besteht? Mels hat mir doch nur den Heiratsantrag gemacht, weil er, wie er mir nachher mit ebenso viel Würde wie Güte auseinandersetzte, meine Zukunft sichern wollte. Bei unserer Hochzeit hat er sich so edel benommen wie ein Vater."

Daniel lachte.

„Du meinst, er paßt für das Fach der edlen Väter?"

„Nun, das wäre doch seinem Alter angemessen."

„Ach, ich fürchte, daß er noch viele Illusionen hat!"

„Meinst du?"

„Er wurde darin von all den leichtsinnigen Weibern der eleganten Welt bestärkt, mit denen er verkehrte" — Therese

runzelte die Stirn und machte eine drohende Handbewegung — „der Gräfin de Terrenoire und Konsorten —“

„Ach Daniel!“ unterbrach sie ihn. „Rede nicht von ihr, sonst zanken wir uns.“

„Wie! Du bist eifersüchtig, Therese?“

„Weil ich weiß, wessen sie fähig ist. Denn sie war es, die es nahezu bewirkt hatte, daß man Mels die Ausschmückung des Kolonialpalastes genommen hat, um sie dir zu geben, so lange sie noch hoffte, dich zu gewinnen. Als sie sah, daß du sie verschmähtest, intrigierte sie wieder im entgegengesetzten Sinne. Wenn unser Meister schließlich den Sieg davon getragen hat, wird er doch nie erfahren, wie es dabei zugegangen ist.“

„Wenn er nur den Sieg davonträgt!“ sagte Mayrault mit ernster Stimme. „Könnte ich mein Teil dazu beitragen, würde es mir die höchste Befriedigung gewähren. Du weißt, mit welchem Eifer ich an der von ihm ausgestellten Skizze gearbeitet habe! Wenn er mich an der Ausführung des Bildes teilnehmen ließe, würde ich das Beste geben, was ich in mir habe. Ach, könnte ich ihm an Erfolg das ersetzen, was ich ihm an Freuden genommen habe, das wäre die schönste Vergeltung, die ich üben könnte! Dann würde ich mich von meiner Schuld befreit fühlen, und mein Gewissen wäre erleichtert.“

„Ach, du guter, edler Daniel!“ rief Therese. „Wie wäre es möglich, dich nicht zu lieben? Ja, du bist der große, hochherzige und uneigennützige Künstler! Nun wohlan, du wirst der sinkenden Kraft unsres alten Meisters zu Hilfe kommen, und wie das erste Mal werde ich dir helfen... Er wird dir einen letzten Sonnenblitz des Ruhms verdanken.“

Dann schwiegen beide. Der Himmel umzog sich beim Sinken der Sonne, und der Abendwind rauschte in den Zweigen. Auf der Terrasse wurde es abendlich kühl, und das junge Paar trat, zärtlich aneinander geschmiegt, aus der Laube heraus. Arm in Arm gingen sie auf und ab, der Einklang ihrer Gefühle und Gedanken drückte sich in der vollkommenen Uebereinstimmung ihrer Bewegungen aus.

Mels, der noch im Schutz der Hecke verborgen stand, sah, wie sie sich entfernten. Ihre Gestalten hoben sich gegen die

feurige Glut des Abendhimmels ab. Ihn dünkte, als wüchsen sie, als würden sie so riesenhaft, daß sie ihm den ganzen Horizont verdeckten und daß er im Schatten immer mehr zusammensinke und ganz verschwinde. Er seufzte tief auf. Das Gefühl seiner Verlassenheit, seines Niederganges bedrückte ihm das Herz. Noch einen letzten Blick warf er auf das junge Paar, das dem Lichte entgegenging; dann entfernte er sich mit gesenktem Haupte und traurig bis zum Tode.

In den kurzen Augenblicken, die er verweilt und in denen er ihre traulichen Worte belauscht hatte, die zugleich so liebevoll und so grausam für ihn gewesen, waren seine letzten Illusionen zerstört worden. Von den beiden jungen Ehegatten, die ihn liebten, fühlte er sich als Mensch und als Künstler gerichtet. Da raffte er sich in edlem Stolze auf und murmelte vor sich hin:

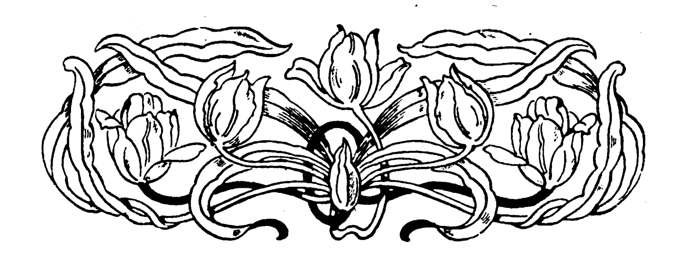
„Bedauert werden?! Nimmermehr!“

Er gelangte auf die Plattform der Treppe, die in verschiedenen Absätzen nach Paris hinunter führt. An dem Geländer einer dieser Rampen, welche sich vierzig Meter über der Straße erhebt, blieb er stehen. Er stützte sich auf die Steinbrüstung, und die Augen auf den Horizont geheftet, starrte er ins Weite. Die Dämmerung nahm allmählich zu. Die Formen aller Gegenstände wurden unbestimmter. Ein bläulicher Dunst hüllte Paris ein und von den hochragenden Gebäuden, welche sich aus seiner Steinmasse erhoben, schwand der letzte Lichtstrahl. Plötzlich glitt die rote Sonnenscheibe hinter die Hügel. Der Himmel entfärbte sich; aus dem Orangerot war er in Grün übergegangen mit kupferfarbenen Streifen, endlich wurde er schwarz wie Metall, das ausgeglüht hat. Um Mels wurde es völlig einsam, und der Schatten des Abends nahm zu. Die Gasflammen auf dem Platz leuchteten wie Glühwürmer durch die Luft.

Mels stieß einen tiefschmerzlichen Seufzer aus. In seinem Herzen war alles so dunkel wie vor seinen Augen. Er fühlte sich so müde. Es müsse ein entsetzliches Schicksal sein, dachte er, sich selbst zu überleben und ein Gegenstand des Mitleids für alle diejenigen zu werden, die ihn gefürchtet oder beneidet hatten. Noch einmal hob er den Blick zu der Anhöhe empor,

wo der Garten, die Terrasse und das Haus lagen, in denen jetzt Glück und Ruhm wohnten. Er flüsterte einen Segenswunsch für die beiden jungen Leute vor sich hin, den ihm Gott gewißlich als ein Gebet angerechnet hat. Und ebenso wie kurz zuvor die große rote Sonnenscheibe in das Dunkel hinunter geglitten war, schloß er die Augen, beugte sich über den Abgrund und glitt hinunter in den Tod.





1. Ostpreußisches Grenadier-Regiment „Kronprinz“ No. 1.

Von C. von Sierakowski-Berlin.

(Nachdruck verboten.)

Ueber den Stiftungstag des 1. Ostpreußischen Grenadier-Regiments „Kronprinz“ No. 1 waren bisher definitive Daten nicht bekannt. Während früher allgemein angenommen wurde, daß das Regiment als Regiment „von Kracht“ schon 1619 zu Küstrin errichtet worden sei, ist es neueren Forschungen zufolge dasjenige, welches der Kommandant von Kolberg, Oberst von Schwerin, auf einen aus Königsberg am 20. Dezember 1655 gegebenen Befehl des Kurfürsten Friedrich Wilhelm (Großen Kurfürsten) in Hinterpommern hatte werben müssen. Kaiser Wilhelm II. hat denn auch durch Kabinetts-Ordre vom 6. November 1888 befohlen, daß als Stiftungstag des Regiments der 20. Dezember 1655 zu betrachten sei, und dem Regimente Fahnenbänder und Auszeichnungsschilder mit der Jahreszahl „1655“, statt den bisherigen mit der Jahreszahl „1619“, verliehen. Regimentschef wurde 1655 Generalwachtmeister Boguslav von Schwerin. Als dieser 1688 starb, folgte ihm als Chef bis 1696 Generallieutenant Friedrich Graf von Dönhoff. Ursprünglich hatte

das Regiment, weil außer der Grenadier- und Füsilier-Kompagnie jede Kompagnie ihre Fahne besaß, durch Kabinetts-Ordre Friedrichs des Großen vom 19. März 1769 10 Fahnen, von denen die der 1. Kompagnie „Leibfahne" — die Fahne des jetzigen 1. Bataillons — genannt wurde. Sie ist von weißer Seide mit schwarzem Mittelschilde, in welchem in Gold der preußische Adler mit der Inschrift: „Pro gloria et patria" (Für den Ruhm und das Vaterland) prangt, während die anderen Fahnen aus schwarzem Stoff bestanden und in den vier Ecken den Namenszug F. R. in Gold und zwischen je zwei derselben eine goldene brennende Granate trugen.

Laut Kabinetts-Ordre vom 6. März 1687 wurden sechs dieser Fahnen an das Zeughaus zu Königsberg abgeliefert und fielen bei eiliger Räumung der Stadt (1807) mit übrigen Beständen des Zeughauses in die Hände der Franzosen. Von den übrigen Fahnen wurde auf Befehl die Retirierfahne des 1. Bataillons am 13. März 1813 nach Colberg zur Asservation abgegeben. Ihr Verbleib ist unbekannt. Die Retirierfahne des 2. Bataillons war 1812 dem ostpreußischen Grenadier-Bataillon übergeben worden und verblieb mit demselben bei dem neuformierten „Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiment", dessen 2. Bataillon sie noch heute führt. Am 7. August 1835 erhielten die Fahnen Säkularbänder, 1837 weiße Lacküberzüge und 1877 neue Fahnenringe mit der Bezeichnung der Bataillone. Die von den beiden Grenadier-Bataillonen geführten Fahnen sind die ältesten Fahnen der Infanterie-Regimenter (1769). Das Regiment hat nie eine Fahne verloren, dagegen sind Fahnenstange und Fahnentuch infolge der Feldzüge sehr mitgenommen worden.

In dem noch jugendlichen Alter von kaum 21 Jahren gelangte Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg 1640 auf den Thron seiner Väter und übernahm sein Land, welches ausgesogen und verwüstet war, in einem leider recht traurigen Zustande. Seiner Charakterfestigkeit und Willensstärke aber gelang es bald, in dasselbe wieder Ordnung zu bringen. Vor allem säuberte er sein Heer von allem Gesindel, welches damals, wo die allgemeine Wehrpflicht noch nicht eingeführt war und jeder gegen Handgeld und Lohn als „Soldat" sich anwerben

lassen konnte, erklärlicherweise massenhaft im Heere vorhanden war. Gleichzeitig führte er mit eiserner Konsequenz, als die „Grundlage einer tüchtigen Armee“, den Stolz der heutigen Armee, „Gehorsam und strenge Manneszucht“ ein.

Preußen befürchtete 1655 infolge eines zwischen Polen und Schweden ausgebrochenen Krieges, mit in die Kriegswirren verwickelt zu werden. Der Große Kurfürst war daher darauf bedacht, sein Heer zu verstärken. Er trug dem Obersten von Schwerin die Errichtung eines neuen Infanterie-Regiments, des heutigen Regiments „Kronprinz“, auf, welches nach seiner Formation 1657 nach Preußen marschierte. Dort ist es seit jener Zeit auch in Garnison verblieben. Am 18. Oktober 1657 wurde es zum ersten Male von seinem Kriegsherrn gemustert und erwarb sich dabei die vollste Zufriedenheit desselben.

Zu damaliger Zeit bestand die Infanterie aus Pikenieren und Musketieren. Die Ausrüstung der ersteren war eine leichte Rüstung nebst Helm aus Stahl, ein Spieß von 3½ Meter Länge und ein Stoßdegen, während die Musketiere weder Rüstung noch Lanze hatten, dafür aber ein schweres Gewehr, die Muskete, stets bei sich trugen. Dieses Gewehr wurde beim Schießen auf eine Gabel gelegt und verschoß Kugeln von 3 Lot Schwere. Wie würden sich unsere heutigen Infanteristen mit ihren leichten Gewehren wundern, müßten sie eine solche Muskete mit sich führen!

1674 kam das Regiment infolge eines Krieges gegen Frankreich nach dem Elsaß, kehrte aber, da inzwischen die Schweden in Brandenburg eingefallen waren, mit den kurfürstlichen Truppen in Eilmärschen nach der Mark zurück, beteiligte sich an der Erstürmung Rathenows und warf den Feind nach Pommern zurück. Hier verblieb es bis 1678, den Schweden gegenüber, um sodann, weil ein schwedisches Heer in Kurland landete und in Preußen einzufallen drohte, nach Preußen zurückzukehren. Während 6 Kompagnien desselben Memel tapfer verteidigten, verfolgten die beiden anderen mit den übrigen Truppen des Großen Kurfürsten den Feind und warfen ihn, nachdem sie ihn in der Schlacht bei Tilsit besiegt, aus dem Lande.

Zu den Kämpfen der Oesterreicher gegen die Türken in Ungarn wurde ein aus dem Regimente zusammengestelltes

—

Bataillon befohlen, welches sich 1686 bei der Belagerung von Ofen auszeichnete und 1687 wieder nach der Heimat zurückkehrte.



Urkunde, betreffend die Gründung des 1. Ostpreußischen Grenadier-Regiments „Kronprinz“ No. 1, im Offizierkasino zu Königsberg i. Pr.

Nach dem Tode des Großen Kurfürsten übernahm sein Sohn Kurfürst Friedrich III. die Regierung. Unter ihm hatte

das Regiment, das nunmehr aus 2 Bataillonen mit je 4 Kompagnien bestand, Gelegenheit, sich auf den Kriegsschauplätzen am Rhein und in Holland gegen die Franzosen und in Ungarn gegen die Türken, die Bundesgenossen der Oesterreicher, öfters auszuzeichnen. Besonders wacker hielt sich das 2. Bataillon in der Schlacht bei Salankemen, in welcher es außer seinem Kommandeur, dem Obersten von Below, 11 Offiziere und 228 Mann an Toten und Verwundeten verlor, und bei der Belagerung von Belgrad, sowie in der Schlacht bei Zenta. Indessen hatte das 1. Bataillon thatkräftigen Anteil bei der Belagerung niederländischer Festungen genommen. — Bei Belgrad warfen die zum Schutz der Bagage des 2. Bataillons befohlenen Mannschaften Tartaren, welche die Bagage überfielen, energisch zurück, und man erzählt sich als verbürgt, daß der Prediger des Bataillons bei dieser Gelegenheit ein Pferd bestieg, einen Säbel ergriff und wie ein Rasender auf die Tartaren einhieb. Fürwahr eine wackere, anspornende, wohl einzig dastehende That eines Feldgeistlichen!

Erst nach neunjähriger Abwesenheit kehrten beide Bataillone 1698 nach Preußen wieder zurück.

Infolge dieser Siege am Rhein und an der Donau, welche dem Kurfürsten gezeigt hatten, welcher militärische Geist nunmehr in seinem Heere Platz gegriffen, hatte sich Friedrich III. entschlossen, den Titel eines „Königs in Preußen" anzunehmen. Dem Regiment war es vergönnt, Zeuge zu sein, wie sich der Kurfürst am 18. Januar 1701 in der Schloßkirche zu Königsberg die Königskrone aufs Haupt setzte.

Kurze Zeit darauf starb der König von Spanien kinderlos, wodurch der Erbfolgefrage wegen fast halb Europa unter die Waffen kam. König Friedrich I. stellte Oesterreich 20000 Mann Hülfstruppen. Auch das 2. Bataillon des Dönhoffschen Regiments — die Regimenter wurden damals nach ihrem jeweiligen Chef benannt, und Chef desselben war Generalleutnant Otto Magnus Graf Dönhoff von 1697—1707 — rückte 1705 an den Rhein, kämpfte siegreich in den Schlachten bei Oudenaarde 1708, Malplaquet 1709 und kehrte 1711 in die Heimat zurück, während das 1. Bataillon zum Sicherheitsdienst der Grenzen in Preußen und Pommern Verwendung fand. Als der König

1712 starb, war das 2. Bataillon, auf dem Marsche nach Preußen begriffen, gerade in Berlin anwesend, so daß es mit zu der Trauerparade herangezogen werden konnte. Unter König Friedrich Wilhelm I., der seinem Vater auf dem Throne folgte, rückte das Regiment nur einmal aus, und zwar 1715 im Kriege gegen die Schweden nach Pommern, beteiligte sich an mehreren Gefechten, insbesondere aber an der Belagerung von Stralsund und kehrte 1716 wieder nach Preußen zurück. Bei den Kompagnien befanden sich „Grenadiere“, Mannschaften, die im Gefechte vor der Front des Bataillons marschierten, um Handgranaten — eiserne, mit Pulver gefüllte Hohlkugeln, deren Zünder erst dann angesteckt wurden, wenn die Granaten in die feindlichen Reihen geworfen werden sollten — in die feindlichen Reihen zu werfen. Diese Grenadiere wurden 1735 — Chef des Regiments war inzwischen Generalfeldmarschall Erhard Ernst v. Röder (1717—1743) geworden — zu 2 Kompagnien vereinigt, so daß von nun an jedes Regiment zu 2 Bataillonen 2 Grenadier- und 10 Musketierkompagnien hatte. Zum Werfen dieser Handgranaten waren besonders zuverlässige und kräftige Leute erforderlich, weshalb es damals als eine Ehre galt, „Grenadier“ zu sein. Der Name wurde auch nach Abschaffung der Handgranaten als „Auszeichnung“ für Mannschaften einzelner Truppenteile sogar bis auf den heutigen Tag beibehalten und die Mannschaften durch weißes Lederzeug auch äußerlich kenntlich gemacht. Die Pikeniere dagegen gingen ein, nachdem das Bajonett in Gebrauch gekommen war.

Als Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1740 starb, folgte ihm sein Sohn Friedrich II. in der Regierung. Während der Regierung dieses Herrschers war die Armee fast beständig unter den Waffen und hat zahllose Beweise von Tapferkeit und Opferwilligkeit in den verschiedenen denkwürdigen Schlachten abgelegt.

Friedrich hatte begründete Ansprüche auf den Besitz der Provinz Schlesien. Da Oesterreich die reiche Provinz nicht herausgeben wollte, brach Friedrich II. auf, um mit Waffengewalt sich zu nehmen, was ihm vorenthalten wurde. 1741 rückte das Regiment aus, focht mit Auszeichnung in der Schlacht von Haslau 1742 und verblieb zur weiteren Verfügung bis 1744 in Schlesien. Im zweiten schlesischen Kriege beteiligte

es sich mit Bravour an der ruhmreichen Schlacht bei Hohenfriedberg am 4. Juni 1745, in welcher es, wie auch die übrigen an der Schlacht beteiligt gewesenen Fußtruppen, als „Auszeichnung" das Recht erhielt, „Grenadiermarsch" zu schlagen, und später bei Soor. Nach dem Frieden (1746) kehrte es in seine Garnisonen Rastenburg, Gerdauen und Schwelbau zurück und benutzte die nunmehr eingetretene zehnjährige Friedenszeit dazu, um auf Grund der in Feindesland gesammelten Erfahrungen sich für fernere Kriege auszubilden und vorzubereiten.

Auf eine Gelegenheit, neue Lorbeeren den alten hinzuzufügen, sollte es nicht lange warten. 1756 entbrannte der sogenannte dritte schlesische Krieg. Da auch Rußland Preußen gegenüber eine drohende Haltung angenommen hatte, wurde das Regiment dem in Preußen gebildeten Heereskörper zugeteilt, der bestimmt war, die Russen aufzuhalten. Leider aber mußte sich diese Abteilung, trotz tapferster Gegenwehr, bei Groß-Jägersdorf, 30. August 1757, zurückziehen. Das Regiment ging im ersten Treffen zwischen den brennenden Dörfern Uderballen und Taupelken mit gefälltem Bajonett gegen den Feind vor, durchbrach glücklich dessen erstes Treffen und warf sich dann mit voller Wucht auf das zweite. Hier aber ward es, da es keine Unterstützung erhielt, durch Uebermacht gezwungen, zurückzugehen, nachdem es ihm noch geglückt war, einen russischen General gefangen zu nehmen und ein Geschütz zu erobern. Sonderbarerweise zog sich bald darauf auch der Feind zurück, ohne seinen Sieg weiter ausgenützt zu haben.

Chefs des Regiments waren inzwischen Generalleutnant Samuel von Schlichting (1743—1750) und Generalleutnant Hans Wilhelm von Canitz (1750—1768). Von hier aus für Pommern bestimmt, kam das Regiment zur Armee des Königs, bei welcher es mit besonderer Auszeichnung bei Zorndorf, am 25. August 1758, gegen die Russen kämpfte. Nach den Schlachten von Kay und Kunersdorf, 1759, in denen das Regiment ebenfalls stark engagiert war und so viele Verluste hatte, daß die dem Schlachtgewühl glücklich Entronnenen kaum noch die Stärke eines schwachen Bataillons aufwiesen, wurde dieses Bataillon dem Korps, welches nach der Elbe dirigiert wurde, zugeteilt. Da indessen die Elbe einen so starken Eisgang hatte, daß sie

nicht überschritten werden konnte, wurde fast das ganze Korps und mit ihm auch ein Teil des Regiments, leichterweise vom Feinde abgeschnitten und gefangen genommen. Die Fahnen waren, von Leichen bedeckt, noch gerettet worden, und um diese sammelten sich die Trümmer des Regiments, aus welchen 1760 zu Berlin wieder zwei schwache Bataillone gebildet wurden. Diese blieben anfangs zur Deckung Berlins zurück, beteiligten sich dann aber an der Schlacht bei Torgau und machten 1761 die bekannte Verteidigung Colbergs mit. Nachdem es 1762 noch in dem Gefechte bei Reichenbach, seine Grenadiere in der Schlacht bei Freiberg gekämpft, konnte es infolge des Hubertusburger Friedens (1763) in seine ihm inzwischen angewiesene Garnison Königsberg zurückkehren. Wie tapfer es in diesem Kriege gefochten, bewies sein Verlust von 34 Offizieren und 3853 Mann. Daß es sich auch die Anerkennung des obersten Kriegsherrn erworben, geht daraus hervor, daß ihm der König das Recht verlieh, „unter Umgehung der vorgesetzten Behörden sich mit den Gesuchen direkt an ihn wenden zu dürfen“. Von den Regimentern, die seinerzeit die gleiche Auszeichnung erhielten, existiert allein noch das Regiment „Kronprinz“; die anderen wurden im Verlauf des Feldzuges 1806/7 aufgelöst, 1808 allerdings auch die oben erwähnte Auszeichnung des Regiments, als „veraltet“, wieder aufgehoben.

Regimentschef war inzwischen Generalleutnant Joachim Friedrich von Stutterheim (1768—1783) geworden.

Die bayerische Erbfolgefrage war die Veranlassung, daß Oesterreich 1778 wiederum gegen Preußen die Waffen ergriff. Das Regiment kam aber, wie auch die übrigen Truppenteile, in diesem „Kartoffelkriege“, wie er allgemein genannt wurde, in keine größeren Gefechte, da 1779 schon wieder Friede geschlossen wurde.

Am 17. August 1786 starb Friedrich II., im gleichen Jahre auch der Regimentschef Generalleutnant Wilhelm von Anhalt (1783—1786) dem als Chef Generalleutnant Victor Amadeus Graf Henckel von Donnersmarck (1786 bis 1793) folgte. Friedrich der Große ließ sein Land, insbesondere aber seine Armee, in einem musterhaften Zustande zurück. Unter der Regierung seines Neffen und Thronfolgers Königs Friedrich

Wilhelm II. war das Regiment an Kämpfen nicht beteiligt, da es derjenigen Abteilung zugewiesen worden war, welche die Grenzen infolge der Unruhen in Polen zu sichern hatte.

Nach dem Tode seines Vaters bestieg Friedrich Wilhelm III. 1797 den Thron. Infolge des Ausbruches eines Krieges gegen Frankreich 1806, welcher für Preußen bekanntlich sehr unglücklich verlief, wurde das Regiment im September mobil gemacht, verblieb aber wiederum zur Sicherheit gegen die Polen, mit ostpreußischen Regimentern und mit Russen vereint, diesseits der Weichsel. In zwei Schlachten wurde die Hauptarmee geschlagen, wodurch ganz Preußen bis zur Weichsel in die Gewalt des vom Kriegsglück außerordentlich begünstigten Kaisers Napoleon I. geriet. Am 7. Februar 1807 hatte das Regiment bei Pr.-Eylau einen Ehrentag. Es gelang ihm, die Franzosen mit gefälltem Bajonett aus Kutschitten zu vertreiben, eine Waffenthat, die den kommandierenden General veranlaßte, dem Könige zu melden: „Das Regiment erneuerte durch diese schöne Aktion nur seinen alten Ruhm.“ Auch im Gefechte bei Königsberg (Nasser Garten) war es engagiert, konnte aber mit den anderen Truppen, trotz aller Bravour, nicht verhindern, daß die Franzosen Sieger blieben. Es kam am 9. Juli 1807 zu dem für uns so unglücklichen Frieden zu Tilsit, infolge dessen Preußen einen großen Teil seiner Länder verlor und das Heer verkleinern mußte.

Bisher wurde das Regiment, wie schon erwähnt, nach seinem jeweiligen Chef — 1793—1805 war Generalfeldmarschall Wilhelm Magnus von Brüneck Chef — mit Nr. 2 benannt. Jetzt aber erhielt es die Bezeichnung „Erstes Ostpreußisches Infanterie-Regiment“ mit der Nr. 1 und bestand, nachdem aus den 10 Musketier-Kompagnien 8 Kompagnien gebildet und das bisher selbstständige Füsilier-Bataillon Nr. 11 dem Regimente einverleibt worden war, nunmehr aus 2 Grenadier-, 8 Musketier- und 4 Füsilier-Kompagnien zu 3 Bataillonen. Im Falle eines Krieges bildeten die Grenadier-Kompagnien mit denen des Regiments Nr. 3 ein Bataillon, die Füsiliere aber ein selbständiges Bataillon, welches ähnlich unseren heutigen Jägern die Aufgabe hatte, mit leicht und sicher schießenden Gewehren und nach sorg-

fältigster Ausbildung im Schießen und im Patrouillendienst, als Vortruppe zu dienen.

1808 erhielt jedes Regiment ein Füsilier-Bataillon, das seinem Dienst und seiner Ausbildung nach zwar immer mehr den Musketier-Bataillonen gleichkam, zum Unterschiede von diesen aber, die weißes Lederzeug trugen, schwarzes Lederzeug erhielt. Jetzt haben nur noch die Garde- und Grenadier-Regimenter „Füsilier-Bataillone“ mit schwarzem Lederzeuge, während es bei den anderen Regimentern, die jetzt alle schwarzes Lederzeug tragen, nur noch 3 Musketier-Bataillone giebt.

Nach dem Tilsiter Frieden rückte das Regiment wieder in Königsberg ein, woselbst am 24. September 1809 in der Schloßkirche, in Gegenwart des Königs und seiner Gemahlin, der Königin Luise, die noch heute dort befindlichen Gedenktafeln für den Feldzug 1806/07 in der rechten Nische des Altars aufgehängt wurden.

1812 brach der Krieg zwischen Frankreich und Rußland aus, für welchen Preußen Napoleon ein Hülfskorps unter General v. York zur Verfügung stellte, welchem auch das 2. und Füsilier-Bataillon angehörte. Letzteres lag in Memel in Garnison. Es war ein äußerst beschwerlicher Winterfeldzug, in welchem unsere Truppen unter Eis und Schnee in den sehr unwirtlichen russischen Gefilden ungemein zu leiden hatten. Die beiden Bataillone nahmen, außer an verschiedenen kleineren Gefechten, insbesondere an der Belagerung von Riga hervorragenden Anteil. In dem Gefechte bei Schlock forderte der Füsilier Manese mit kernigen Worten, die den Mut und die heroischen Thaten ihrer Väter schilderten, seine infolge der erlittenen Strapazen schon ermatteten Kameraden auf, „lieber zu sterben, als sich zu ergeben“, eine Aufforderung, die auch allgemeine Begeisterung weckte und die Ermattung verscheuchen half. Seine Begeisterung sollte er aber bald darauf mit dem Tode besiegeln; vom Feinde umringt, fiel er, wie ein Löwe kämpfend, den tödlichen Kugeln zum Opfer. Gott sei Dank kennt und kannte auch früher schon kein preußischer Soldat die „Bestechlichkeit“, besonders aber nicht im Feindesland. Das mußte ein russischer Offizier an sich erfahren, der die Vorposten des Regiments durch 10 Rubel verleiten wollte, ihre Fahne zu ver-

lassen und zum Feinde überzugehen. „Ja zehn mit dem Kantschu!“ war die Antwort der braven Füsiliere, welche ihm auch sofort mit ihren Bajonetten „den Weg zu Petrus“ zeigten.

Bei Moskau wurde Napoleon völlig geschlagen und mußte mit seiner, durch die Strapazen mutlos gewordenen und gänzlich aufgeriebenen Armee im schrecklichsten Zustande Rußland schleunigst verlassen, während das preußische Hülfskorps mit den beiden Bataillonen des Regiments noch kampfbereit die Grenze und dann, bei Tilsit, die Memel erreichte.

1813 verband sich Preußen mit Rußland, nicht allein, um dadurch die Befreiung von Napoleons Unterdrückung und Gewaltherrschaft zu erzielen, sondern auch vor allem, um das durch den Tilsiter Frieden verloren Gegangene wiederzugewinnen. General York rückte mit seinem Korps, zu dem auch das Regiment gehörte, nach Sachsen, wo es am 5. April ein Gefecht bei Dannigkow-Gommern bei Magdeburg hatte und dann mehrere Stunden lang mit größter Ausdauer und gegen eine sechsfache Uebermacht Merseburg verteidigte. Auch hier zeigte es sich wieder, wie der Mut und schlagfertige Worte selbst eines einfachen Soldaten bei den Kameraden Begeisterung und Nachahmung finden. Als der Musketier Weinreich der 2. Kompagnie sah, daß seine Kompagnie zum Teil vom Feinde abgeschnitten worden war und derselbe nur noch mit dem Bajonett geworfen werden konnte, rief er laut: „Lustig, Kameraden, dem Feinde die Bajonette des ersten Regiments gezeigt!“ und stürzte sich auf den Feind. Seine begeisterten Kameraden folgten ihm und bald befand sich der Feind, nicht im stande, den heftigen Anprall auszuhalten, auf der Flucht. Mit großer Auszeichnung focht das Regiment bald darauf in der blutigen Schlacht bei Groß-Görschen, 2. Mai, unter den Augen des Königs, der eine Zeitlang neben dem Regimente sich aufhielt und sah, wie zwei Granaten verheerend in das 1. Bataillon einschlugen. 26 Offiziere und 335 Mann bedeckten tot oder verwundet das Schlachtfeld, der schlagendste Beweis wohl, wie tapfer das Regiment hier gefochten. In dem Treffen von Königswartha-Weissig, am 9. Mai, zeichneten sich die Musketiere Kumetz, Müller, Broßkat und Storrims so vorteilhaft aus, daß ihnen das Eiserne Kreuz I. Klasse verliehen wurde,

wahrlich nicht allein für die Betreffenden, sondern auch für deren Kompagnien bei der damals so spärlichen Verleihung dieses Ehrenzeichens eine große Auszeichnung.

Nach der Schlacht bei Bautzen am 21. Mai, bei welcher das Regiment nicht weiter in Thätigkeit kam, trat Waffenstillstand ein. In zwei Monaten hatte das Regiment in den verschiedenen Schlachten und Gefechten, außer den Erkrankten, nicht weniger denn 1600 Mann an Toten und Verwundeten verloren.



Das 1. Ostpreußische Grenadier-Regiment „Kronprinz“ Nr. 1 in der Schlacht bei Goldberg am 23. August 1813.

Nunmehr trat auch noch Oesterreich auf die Seite der Verbündeten gegen Frankreich und im August begann der Kampf von neuem. Das Regiment kämpfte bei Röchlitz, 17. August, wo sich das Füsilier-Bataillon besonders auszeichnete, und dann bei Löwenberg am 19. und 21. August, wo sich jedoch die preußischen Truppen infolge feindlicher Uebermacht zurückziehen mußten. Als ein Ehrentag des Regiments wird der 23. August 1813, das Gefecht bei Goldberg, bezeichnet, in welchem die einzelnen Bataillone mit großer Bravour feindliche Kavallerie-

attacken wiederholt abschlugen und das 2. Bataillon, mit dem Prinzen Karl von Mecklenburg an der Spitze, eine preußische Batterie rettete. Wie jubelten die Mannschaften und mit ihnen die sämtlichen Offiziere, als General von York nach dem Gefechte zum Regiment geritten kam, die Mütze abnahm und sagte: „Mit Ehrerbietung begrüße ich das alte würdige Regiment, ihr habt heute wieder euren alten Ruhm bewährt; ihr habt alles gerettet, ihr seid meine Garde; ihr seid das erste Regiment der Armee!" — Worte, aus denen klar hervorging, daß das Regiment viel, wohl alles zum Gelingen des Sieges beigetragen hatte.

In der Schlacht an der Katzbach (1813), wo Blücher die Franzosen völlig schlug, kämpfte das Regiment mit bewährter Tapferkeit und ebenso in der Völkerschlacht bei Leipzig, 16. bis 19. Oktober 1813, insbesondere aber in den Kämpfen um Möckern, wo sich der Musketier Schwarz der 12. Kompagnie dadurch auszeichnete, daß er aus dem Gliede sprang, einen französischen Adlerträger an den Epauletten aus seinem Gliede riß und ihn, nachdem ihm durch preußische Reiter der Adler entrissen worden, als Gefangenen überlieferte.

Aber auch der Humor verläßt, selbst im stärksten Schlachtgewühl, einen preußischen Soldaten so leicht nicht, wie der Bataillonshornist Wellz bewies, der einen ins Gedränge gekommenen bedrohten Offizier dadurch aus seiner kritischen Lage befreite, daß er den Feinden rechts und links mit seinem Horne auf den Kopf schlug und dann, sich verbeugend und mit der Hand seitwärts zeigend, zu dem geretteten Offizier sagte: „Ich bitte gehorsamst, Herr Leutnant!"

Das Regiment hatte so große Verluste, daß es nur noch 480 Mann zählte und nur noch zu sechs Kompagnien formiert werden konnte. Freilich entsprachen diese Zahlen nur den furchtbaren Verlusten, die die ganze Armee gehabt hatte. York war mit 20848 Mann in die Schlacht gerückt und zählte nach derselben nur noch 7698 Mann. Als besondere Auszeichnung erhielt das Regiment den Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz zum Chef, der als solcher bis 1837 verblieb. Nach dem Generalleutnant Philipp von Rüchel (1805—1807) und dem Generalmajor August Wilhelm von Stutterheim

(1809—1811) war das Regiment bis 1813 ohne Chef verblieben. Nachdem es noch am 21. Oktober auf deutschem Boden das letzte Gefecht bei Freiberg mitgemacht hatte, kam es zum Wachdienst beim Könige erst nach Wiesbaden und dann nach Frankfurt am Main. Der Monarch, der dem Regimente sehr zugethan war, ließ die zuerst aufgezogene Wache mit dem ostpreußischen Nationalgerichte „graue Erbsen“ traktieren, am 1. Januar 1814 dem Regimente, unter Bewilligung von 10 Silbergroschen pro Mann; in gnädigsten Worten „Prosit Neujahr“ wünschen und schenkte den Offizieren die gerade aufgekommenen Epaulettes.

Im Januar 1814 überschritt das Regiment den Rhein und nahm beim Vormarsch in Frankreich noch an circa sechs kleineren Gefechten teil. In dem Gefechte bei Chalon sur Marne rettete der Füsilier Reimer der 12. Kompagnie seinem Kompagnieoffizier dadurch das Leben, daß er ihn mit den Worten: „Herr Leutnant, hier ist mein Platz!“ von seinem Platze drängte und bald darauf durch eine Kugel tödlich getroffen zu Boden sank. Bei Epernay wieder war es der Musketier Kropia, welcher die wankenden Tirailleurs dadurch zum Stehen brachte, daß er ihnen zurief: „Kameraden, verlassen wir unsern Herrn Capitain nicht!“ In der Schlacht bei Laon, in welcher 5 Geschütze und 25 Munitionswagen erobert wurden und die Kartätschenkugeln dicht über die Köpfe des 1. Bataillons geflogen kamen, bückten sich naturgemäß die Leute. Als der Musketier Rutha dieses sah, rief er mit lauter Stimme: „Dumme Jungen, was bückt ihr euch? Wollt ihr wohl die Schnäbel hochhalten!“ — ein Ruf, der zur Folge hatte, daß die Leute trotz der Kartätschenkugeln die Köpfe jetzt hoch hielten und den Kugeln mutig Trotz boten. Auf dem Marsche auf der Straße von Claye wurde das Füsilier-Bataillon kurz vor der Schlacht vor Paris durch plötzlich herangestürmte Kavalleriemassen fast vernichtet, während in der Schlacht um Paris, besonders beim Sturme auf die Vorstadt La Valette, die Musketier-Bataillone regen Anteil nahmen und bei letzterem zwei Geschütze eroberten.

Paris kapitulierte, Napoleon dankte ab, ging nach Elba, und es wurde Friede geschlossen. Auf dem Rückmarsche nach der Heimat

verblieb das Regiment vom 17. März 1815 ab in Prenzlau. Aus den beiden Grenadier-Kompagnien, welche, der schon angedeuteten Bestimmung gemäß, getrennt vom Regiment, mit denen des Regiments Nr. 3 als „Ostpreußisches Grenadier-Bataillon“ vereinigt, den Befreiungskrieg von 1813—1814 mitgemacht hatten, wurde, laut Kabinetts-Ordre vom 14. Oktober 1814, das Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiment gebildet, infolge dessen das neue Regiment auch die schon erwähnte Bataillonsfahne erhielt. Das alte Regiment verblieb mit zwölf Kompagnien in Königsberg.

Kaum hatten die Verbündeten Frankreich verlassen, so griff Napoleon wieder zu den Waffen. An dem neuen Kriege nahm das Regiment aber keinen Anteil, sondern marschierte von Prenzlau nach Leipzig, dann nach Minden und verblieb in Deutschland, während englische und preußische Truppen die Franzosen schlugen. Nach Beendigung des Kampfes marschierte das Regiment aber doch noch nach Paris, um dort der großen Fahnenweihe beizuwohnen, bei der die Fahnen des 1. und 2. Bataillons neue Spitzen mit dem Eisernen Kreuze erhielten und dem Füsilier-Bataillone die ihm am 28. September 1814 verliehene neue Fahne übergeben wurde. Nach dem Frieden kehrte das Regiment in seine Garnison Königsberg zurück, woselbst es am 15. März 1816 von der Stadt und der Einwohnerschaft festlich empfangen wurde.

In demselben Jahre erhielt das Regiment die Bezeichnung „1. Infanterie-Regiment (1. Ostpreußisches) und 1817 wurden in Gegenwart desselben in der Schloßkirche zu Königsberg die Ehrentafeln für die im Feldzuge 1813—1814 gefallenen Offiziere und Mannschaften, sowie für diejenigen, die das Eiserne Kreuz erhalten, aufgestellt.

Wie schon erwähnt, wurde angenommen, daß das Regiment 1619 gegründet worden sei. Als unter Zugrundelegung dieser Annahme das Regiment im Jahre 1819 die Feier seines zweihundertjährigen Bestehens beging, schenkte ihm der König zur Begründung einer Stiftung die Summe von 1000 Thalern und stiftete ein „Auszeichnungsschild“ mit der Jahreszahl „1619“ am Czako, welch letzteres er dem Offizierkorps zum Geschenk machte. Durch Kabinetts-Ordre von 1823

fiel die Provinzialbezeichnung der Regimenter fort und hieß das Regiment von nun an: „1. Infanterie-Regiment“. 1830 starb der Regimentschef und es folgte ihm als Chef (1830—1841) General der Infanterie Georg Johann von Rauch, diesem von 1842—1848 Generalfeldmarschall von Boyen und diesem wieder Generalfeldmarschall Iwan Feodorowitsch Graf Paskiewicz-Erivanski, Fürst von Warschau (1850—1856). Von 1856—1861 verblieb das Regiment wieder ohne Chef.

Als nach 43jähriger Regierung der König starb, übernahm sein Sohn, König Friedrich Wilhelm IV., die Regierung. Unter ihm ruhten die Waffen. Das Regiment kam 1840 nach Danzig, kehrte aber 1855 nach Königsberg zurück.

Im Jahre 1856 erhielten die Musketier-Bataillone das Gewehr M/39. Gleichzeitig wurden behufs der allgemeinen Einführung des Waffenrockes die bisherigen Leib- und Uniformröcke der Offiziere abgeschafft. Die Zündnadelgewehre, mit denen die Füsilier-Bataillone schon seit 1848 ausgerüstet waren, bekamen die Musketier-Bataillone erst 1857.

Am 6. Oktober desselben Jahres übernahm Prinz Wilhelm von Preußen für seinen erkrankten Bruder die Regierungsgeschäfte und am 7. Oktober als „Prinz von Preußen, Regent“ die Regentschaft. 1858 wurde das 2. Bataillon von Gumbinnen nach Pillau verlegt, ein Garnisonwechsel, der dem Bataillon sehr gelegen kam, da Pillau als Seestadt, obwohl klein, doch immerhin eine angenehmere, lebhaftere Garnison war, als das dem Kastengeiste so sehr huldigende stolze Gumbinnen. Am 29. April 1859 wurde wegen Differenzen zwischen Oesterreich und Sardinien, hinter welchem als Bundesgenosse Frankreich stand, die ganze Armee mobil gemacht, am 25. Juni jedoch, nach dem Waffenstillstande von Villafranca, ohne irgendwie in Aktion getreten zu sein, schon wieder demobilisiert.

Bei der Reorganisation der Armee erhielten laut Kabinetts-Ordre vom 10. Dezember 1859 die alten Infanterie-Regimenter den Etat von 538 Mann pro Bataillon, während die neu formierten, die als „kombiniertes Infanterie-Regiment“ mit den Nummern des betreffenden alten Regiments korrespondierten, vorläufig mit 418 Mann, die neuen Garde-Regimenter, zu 2 Kompagnien formiert, nur mit 270 Mann im Etat

standen. Die Ersatz-Eskadrons der alten Kavallerie-Regimenter traten am 1. Mai 1860 zu 8 neuen Kavallerie-Regimentern zusammen.

Am 4. Juli wurden die ersten Infanterie-Regimenter „Grenadier"- und die Regimenter Nr. 30—40 „Füsilier"-Regimenter und speciell unser Regiment „1. Ostpreußisches Grenadier-Regiment" (Nr. 1) genannt, das mit ihm korrespondierende 1. kombinierte Infanterie-Regiment „5. Ostpreußisches Infanterie-Regiment (Nr. 41)". Beide Regimenter bildeten die 1. Infanterie-Brigade. Die Grenadier-Regimenter 1—12 erhielten als Auszeichnung für große Paraden schwarze Haarbüsche und mußten das Auszeichnungsschild, statt wie bisher unter dem Helmadler, von nun an über demselben tragen.

Die Etatsstärke der Armee betrug am 1. Oktober 1859: 370 Bataillone Infanterie (inklusive 116 Landwehrbataillonen), 336 Eskadrons Kavallerie (mit 114 Landwehr-Eskadrons), 108 Batterien und 99 Kompagnien der Specialwaffen, in Summa also 212649 Mann mit 432 Geschützen Friedensstärke. Die Vermehrung gegen früher betrug 108 Bataillone und 40 Eskadrons, also 58000 Mann Friedens- bezw. 116000 Mann Kriegsstärke. Dazu traten später noch 8 neue, 5. Eskadrons.

Bei Gelegenheit einer Parade des Regiments vor dem Prinz-Regenten in Königsberg, am 4. Juni 1860, ernannte dieser seinen mit anwesenden Sohn, den Prinzen Friedrich Wilhelm, noch vor dem Parademarsche, mit den Worten: „Fritz, ich verleihe dir das 1. Infanterie-Regiment, mein ältestes in der Armee", zum Chef des Regiments.

Die Kabinetts-Ordre lautete:

„Um dem 1. Infanterie-Regiment einen erneuten Beweis Meiner Zufriedenheit zu geben, habe Ich den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, Kgl. Hoheit, zum Chef desselben ernannt, und weise dasselbe an, seinem Chef den monatlichen Rapport, sowie an den bestimmten Terminen die Offiziers-Rangliste einzureichen. Ich wünsche, daß das Regiment in dieser Auszeichnung eine wohlverdiente Be-

lohnung erkennen und daraus Veranlassung nehmen möge, sich derselben stets würdig zu zeigen.

Königsberg i. Pr., den 4. Juni 1860.

Im Namen Seiner Majestät des Königs
Wilhelm, Prinz von Preußen.

An das 1. Infanterie-Regiment."

Der Chef übersandte die an ihn gerichtete Kabinetts-Ordre in persönlicher Abschrift mit folgendem Handschreiben dem Regiment.

„Nachdem Se. Kgl. Hoheit der Prinz von Preußen Regent die Gnade gehabt hatten, mich vor versammeltem Regiment zu dessen Chef zu ernennen, erhielt ich heute die Allerhöchste Kabinetts-Ordre, deren Abschrift hierbei folgt.

Die mich so unendlich erfreuende Auszeichnung, welche hier schriftlich wiederholt wird, ist in Worte gefaßt, die gewiß von jedem Mitgliede meines Regiments mit Stolz und mit erhebendem Gefühl aufgenommen werden müssen, und schätze ich mich glücklich, daß gerade diese Mitteilung die erste ist, welche ich meinen Kameraden zukommen lasse.

Potsdam, den 8. Juni 1860.

gez. Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen,
Generalmajor und Chef des 1. Infanterie-Regiments."

Die beigefügte Abschrift lautet:

„Das 1. Infanterie-Regiment hat seit den glorreichen Schlachttagen von Warschau an allen größeren Kriegen teilgenommen und sich in denselben unvergänglichen Ruhm erworben. An dem heutigen Tage, wo das Regiment vor 115 Jahren sich in der Schlacht bei Hohenfriedberg Lorbeeren sammelte, tritt die Erinnerung hieran lebendig hervor, und Ich verleihe dieser Erinnerung Ausdruck, indem Ich Eure Kgl. Hoheit zum Chef des 1. Infanterie-Regiments ernenne, „wobei Sie à la suite des 1. Garde-Regiments verbleiben" (eigenhändiger Zusatz des Prinz-Regenten von Preußen). Dabei spreche Ich Ihnen aus, wie Sie diese Ernennung als ein besonderes Zeichen Meines väterlichen Wohlwollens zu betrachten haben und wie Ich hoffe, daß es Ihnen Freude

machen wird, an der Spitze eines so ausgezeichneten Regiments zu stehen. Zugleich benachrichtige Ich Eure Kgl. Hoheit, daß Ich das Regiment beauftragt habe, Ihnen den monatlichen Rapport und an den bestimmten Terminen die Offiziers-Rangliste einzureichen.

Königsberg i. Pr., den 4. Juni 1860.

Im Namen Sr. Majestät des Königs,
gez. Wilhelm, Prinz von Preußen, Regent.

An den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen,
Kgl. Hoheit.

Für die Richtigkeit der Abschrift
gez. Friedrich Wilhelm, Generalmajor,
Chef des 1. Infanterie-Regiments."

Aus Freude über diese ihr telegraphisch mitgeteilte Ernennung ließ Prinzessin Friedrich Wilhelm nicht allein den seinerzeit nach Potsdam zum Lehrinfanteriebataillon kommandierten Leutnant Krause zur Tafel befehlen, sondern auch den dorthin kommandierten Unteroffizieren und Mannschaften ein Geldgeschenk überreichen.

Erwähnt sei hier, daß Prinz Friedrich Wilhelm, als er zum ersten Male mit den Offizieren seines neuen Regiments zusammen war, in einer geliehenen Uniform erschien. Nach der Parade, in der ihn der Prinz-Regent zum Chef ernannt hatte, begleitete er seinen Vater nach Eydtkuhnen, um auf der Rückreise nach Berlin den Abend bis tief in die Nacht hinein mit seinem Offizierkorps in der Königshalle zu Königsberg zu verleben. Um bei diesem Besuche aber schon in der Uniform desselben erscheinen zu können, hatte der Prinz von Eydtkuhnen aus dem Regimente durch seinen Adjutanten Major v. Obernitz den Wunsch telegraphisch aussprechen lassen, ihm der Kürze der Zeit wegen von einem Offizier des Regiments einen passenden Waffenrock und Helm, die Epaulettes erklärlicherweise aber auf andere Weise beschaffen zu lassen. Dieser Wunsch wurde selbstverständlich schleunigst zur Ausführung gebracht, so daß der Prinz bei der Ankunft am 5. Juni, nachmittags 2 Uhr, schon im Besitze der gewünschten Montierungsstücke war, dieselben sofort anlegen und sich in denselben auch noch auf dem Bahnhofe dem Prinz-Regenten vorstellen konnte.



Urkunde, betreffend die Ernennung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm zum Chef des 1. Ostpreußischen Grenadier-Regiments „Kronprinz“ Nr. 1, im Offizierkasino zu Königsberg i. Pr.

Zum Andenken an seinen Ehrentag schenkte Prinz Friedrich Wilhelm dem Regimente ein Oelgemälde den Moment darstellend, wo er dem Prinz-Regenten sein Regiment vorbeiführt.

Nachdem der Prinz-Regent infolge des Todes Friedrich Wilhelms IV. am 2. Juni 1861 als König Wilhelm I. den Thron bestiegen und das Regiment mit den anderen Königsberger Truppen am 4. Januar den Eid der Treue geleistet hatte, wurden die den neuen Truppenteilen durch Kabinetts-Ordre vom 15. Mai 1860 verliehenen 142 neuen Fahnen und Standarten am 18. Januar in Berlin Unter den Linden, beim Denkmal Friedrichs des Großen, unter Paradeaufstellung der ganzen Berliner Garnison und unter Beteiligung der betreffenden Deputationen feierlichst eingeweiht und den bezüglichen Regimentern übergeben.

Bei der Krönungsfeier in Königsberg, am 18. Oktober 1861, empfing der Chef schon am frühen Morgen die Gratulation des Regiments zu seinem Geburtstage. Das für die Krönungsfeier kombinierte Bataillon des I. Armeekorps stand unter dem Befehle des Regimentskommandeurs Oberst v. Stahr. Als eine fernere Auszeichnung des Regiments war bei dem Krönungszuge auch der Regimentsadjutant, Premierleutnant v. Petersdorff, zum Gefolge des Königs befohlen worden. — Die Feier hatte nicht allein für das Offizierkorps, sondern auch für die Unteroffiziere und Mannschaften großes Avancement und zahlreiche Ordensverleihungen im Gefolge; außerdem erhielten alle diejenigen, die während der Feier im Dienste standen, die „Krönungsmedaille". Zum Andenken an die Krönungsfeier erfreute Kronprinz Friedrich Wilhelm durch ein Schreiben vom 18. Oktober das Regiment mit einer Stiftung von 1000 Thalern. Das Schreiben lautete:

„Ich überreiche Meinem Regimente in Gemeinschaft mit der Kronprinzessin, Meiner Gemahlin, die beikommende Summe von 1000 Thalern zur ersten Begründung einer Stiftung, der Ich die Aufgabe stelle, durch ihre Mittel besonders hilfsbedürftigen, durch unmittelbare Dienstbeschädigung oder Verwundung vor dem Feinde ganzinvalid und erwerbsunfähig werdenden Unteroffizieren und Gemeinen und den in den Witwenstand tretenden und dabei offenbarer Not verfallenden Unteroffizier-Frauen des Regiments eine Erleichterung ihrer Lage zu verschaffen. Das Regiment wolle in dem Gedanken dieser Stiftung Mein und Meiner Gemahlin Absicht

erkennen, dem heutigen für die Monarchie so denkwürdigen Tage ein bleibendes wohlthätiges Gedächtnis im Regiment zu begründen.

Königsberg i. Pr., den 18. Oktober 1861.

gez. Friedrich Wilhelm, Kronprinz,
Generalleutnant,
Chef des 1. Ostpreuß. Grenadier-Regiments Nr. 1.“

Diese Stiftung wurde „Friedrich-Wilhelm-Victoria-Stiftung“ genannt, vom Regiment verwaltet und am jedesmaligen 18. Oktober der Jahresabschluß den in Parade stehenden Kompagnien mitgeteilt. Die Kronprinzessin setzte das Regiment telegraphisch davon in Kenntnis, daß sie persönlich, zur Feier des Tages, eine Fahne für den Halbmond der Regimentsmusik gestiftet habe. Der telegraphischen Mitteilung folgte ein Schreiben, das wie folgt lautete:

„Ich überreiche dem Regiment des Kronprinzen, Meines Gemahls, die anbei folgende Fahne für den zur Regimentsmusik gehörenden Halbmond an dem heutigen denkwürdigen Tage der Krönung Ihrer Majestäten des Königs und der Königin, der auch gleichzeitig der Geburtstag des Chefs ist, um dem Regiment ein Zeichen Meines Wohlwollens zu verleihen.

Königsberg i. Pr., den 18. Oktober 1861.

gez. Victoria, Kronprinzessin von Preußen,
Princeß Royal von Großbritannien und Irland.“

Des ferneren ließ der Chef für die Regimentsbibliothek dem Regimente noch eine Anzahl wertvoller militärischer Werke, mit eigenhändiger Widmung versehen, zugehen. Am 19. Oktober wurden sämtliche am 18. Oktober dekorierten Offiziere dem König vorgestellt und am 20. Oktober ließ sich der Kronprinz auf dem Herzogsacker die beiden in Königsberg liegenden Bataillone vorführen, um die Mannschaften begrüßen und jedem der vor die Front befohlenen Offiziere sein Bild überreichen zu können.

1862 erhielt das Regiment dadurch eine Auszeichnung, daß die Offiziers-Seitengewehre, wie sie schon bei verschiedenen anderen Regimentern mit einem besonderen Abzeichen in Form

eines Namenszuges, einer Granate, getragen wurden, durch Vermittelung des Kronprinzen ebenfalls ein dem Auszeichnungsschilde des Helms mit der Jahreszahl 1619 entsprechendes, vom Kronprinzen selbst entworfenes Abzeichen erhielten, von dem der Chef dem Regimente 150 Stück übersenden ließ.

Der polnischen Unruhen halber wurden die preußischen Grenzen 1863 unter dem Oberbefehl des Generals der Infanterie von Werder durch das mobil gemachte I., II., V. und VI. Armeekorps stark besetzt und dem Kommandeur Oberst von Stahr der Schutz der Kreise Oletzko und Lyck übertragen. Die Besetzungstruppen kamen zwar weiter nicht in Aktion, hatten aber vielen und aufregenden Patrouillendienst zu versehen, mußten stets marschbereit sein und jeden Dienst mit kriegsmäßigem Gepäck versehen thun.

An der Feier des fünfzig Jahre vorher erfolgten Aufrufs „An mein Volk", zu welcher der König am 17. März 1863 sämtliche noch lebenden Inhaber des Eisernen Kreuzes von 1813/14 und die in Berlin noch lebenden Veteranen als seine Gäste eingeladen hatte, nahm auch das Regiment teil. Da nämlich zu der Feier auch die mit dem Eisernen Kreuz geschmückten Fahnen und Standarten, sowie Deputationen derjenigen Truppenteile, die vor dem 17. März 1813 formiert waren, befohlen worden, waren auch die Fahnen des 1. und 2. Bataillons mit einer Deputation, bestehend aus dem Oberst von Stahr, Premierleutnant Bering und Feldwebel Schieske der 12. Kompagnie, vertreten. Zum Andenken an diese die Veteranen und die Truppen der Freiheitskriege hochehrende Feier stiftete der König eine Erinnerungsmedaille für sämtliche Inhaber der Kriegsdenkmünze von 1813, befahl eine reichlichere Unterstützung der Veteranen und ernannte den Kronprinzen zum Chef der wieder ins Leben gerufenen 1. Armee-Abteilung, bestehend aus dem I. und II. Armeekorps.

Am 1. April wurden die zur Grenzbesetzung ausgerückten Truppen laut Kabinetts-Ordre vom 23. März wieder auf Friedensstärke gebracht und die eingezogenen Landwehr- und Reserveoffiziere entlassen. Dem 1. Bataillon wurde der Kreis Goldap, dem Füsilier-Bataillon der Kreis Oletzko übertragen; das 2. Bataillon war am 7. April schon in seine Garnison

zurückgekehrt. An Stelle des zum Kommandeur der 5. Infanterie-Brigade ernannten Oberst von Stahr wurde Oberstleutnant von Beeren vom 32. Infanterie-Regiment zum Regimentskommandeur ernannt. Am 17. Juli erfolgte die Ablösung der Grenzbesetzungstruppen der 1. Division durch die 2. Division; infolge dessen kehrten das 1. Bataillon und das Füsilier-Bataillon wieder nach Königsberg zurück. Der Grenadier Pícklaps von der 4. Kompagnie war der einzige vom ganzen Regiment, der sich rühmen konnte, für sein energisches Einschreiten bei Aufhebung eines kleinen Waffentransportes mit der russischen St. Annen-Medaille ausgezeichnet worden zu sein.

Der Kronprinz hatte gesprächsweise den Wunsch geäußert, in den Besitz der Photographien der Offiziere des Regiments zu gelangen. Dem Wunsche des hohen Chefs wurde natürlich sofort entsprochen, und Oberst von Beeren konnte schon bei der Neujahrsgratulation dem Chef ein Album mit den Photographien des Offizierkorps überreichen.

Am 23. April 1864 erhielt das Regiment von seinem Chef folgende Depesche:

„Flensburg, 24. April 1864.

Kommando des 1. Ostpreußischen Grenadier-Regiments Nr. 1 „Kronprinz“, Königsberg in Preußen.

Se. Majestät haben die Gnade gehabt, Meinem geliebten Regimente den Namen „Kronprinz“ zu verleihen. Eine größere Ehre und Freude nach den herrlichen Erlebnissen des Feldzuges und des 18. April konnte Mir nicht zuteil werden. Teilen Sie dies Meinen Regimentskameraden mit, deren Ich während der Waffenthaten stets lebhaft gedacht habe.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz.“

Bald darauf traf auch die Abschrift der betreffenden Kabinetts-Ordre ein, die wie folgt lautete:

„Ich nehme mit aufrichtiger Freude die Gelegenheit wahr, Ew. Kgl. Hoheit auch ein öffentliches Zeugnis Meiner königlichen Anerkennung für die Dienste zu geben, durch welche Sie sich während der Anwesenheit bei der auf dem Kriegsschauplatze befindlichen Armee ausgezeichnet haben. Ich bestimme, daß Ew. Kgl. Hoheit Regiment den Namen seines Chefs

führt und demgemäß die Benennung „1. Ostpreußisches Grenadier-Regiment Nr. 1 ‚Kronprinz'" erhält.

Flensburg, den 22. April 1864.

An Meinen Sohn, den Kronprinzen, Kgl. Hoheit.

Für die Abschrift:

gez. Friedrich Wilhelm, Kronprinz,
Chef des 1. Ostpreuß. Grenadier-Regiments Nr. 1,
‚Kronprinz'.

Hauptquartier Veile in Jütland, den 1. Juni 1864.

An mein Regiment."

Infolge des Blockadezustandes des Hafens von Pillau durch den Feind mußte 1864 das dort garnisonierende 2. Bataillon mit Unterstützung des aus Königsberg zu diesem Zwecke dort eingerückten Füsilier-Bataillons von der stark armierten Festung Pillau aus Küstenschutz verrichten, wobei es dem Unteroffizier Uthke der 1. Kompagnie wiederum als dem einzigen der Bataillone vergönnt war, sich das Militärehrenzeichen I. und II. Klasse zu erringen. Zur allgemeinen Freude der Beteiligten wurde endlich, infolge Kabinetts-Ordre vom 12. November, der Rückmarsch der an der Grenze noch kantonierten Truppenteile befohlen. Dadurch wurde das Regiment nach beinahe zweijähriger Abwesenheit in seinen Garnisonen wieder vereinigt.

Am 2. Dezember wurde es durch das Bild seines früheren Chefs, des Feldmarschalls Fürsten Paskiewicz, welches dessen Sohn übersandte, freudig überrascht, ebenso durch ein Bargeschenk seines derzeitigen Chefs, das zur Ausstattung der Offizierspeiseanstalt zu Pillau bestimmt war.

1866 erfolgte die Mobilmachung der ganzen Armee gegen Oesterreich. Das 1. und Füsilier-Bataillon verließen am 19. Mai Königsberg, das 2. Bataillon am 20. Mai Pillau; das Regiment kam mit dem Korps zur I. Armee unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl zur Deckung der Marken in der Lausitz und wurde laut Ordre de bataille in Görlitz der Avantgarde unter General von Großmann, bald darauf aber, am 4. Juni, mit dem 1. und Gardekorps der Armee seines Chefs, des Kronprinzen, der II. Armee zugeteilt. Am 7. Juni begannen kriegsmäßig und mit allen Vorsichtsmaßregeln von Hirschberg

aus die Märsche der Avantgarde, wobei das 1. und 2. Bataillon in der Vorhut des Oberst von Beeren, das Füsilier-Bataillon in dem Gros der Avantgarde unter General v. Pape standen. Am 15. Juni erfolgte seitens Preußen die Kriegserklärung an Sachsen, Hannover und Kurhessen, welche Staaten jede Garantie ihrer Neutralität verweigerten, während an Oesterreich selbst, da durch den Bundesbeschluß am 14. der Krieg Oesterreichs gegen Preußen schon ausgesprochen war, keine weitere Kriegserklärung erfolgte, sondern nur deren feindliche Vorposten durch Parlamentäre von dem Beginn des Kriegszustandes benachrichtigt wurden. Wenn man die Sache vom richtigen Standpunkte aus betrachtet, so hatte der Krieg eigentlich schon begonnen, da am 15. Juni preußische Truppen schon in Hannover eingerückt waren und die Elbarmee und ein Teil der I. Armee am 16. Juni die sächsische Grenze überschritten. Beide Armeen wurden am 19. Juni unter den gemeinsamen Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl gestellt.

Am 18. Juni erließ der König den bekannten Aufruf an sein Volk, dem am 21. Juni der folgende Armeebefehl des Kronprinzen folgte:

Soldaten der zweiten Armee!

Ihr habt die Worte unseres Königs und Kriegsherrn vernommen! Die Bemühungen Seiner Majestät, dem Lande den Frieden zu erhalten, waren vergeblich. Mit schwerem Herzen, aber stark im Vertrauen auf die Hingebung und Tapferkeit seiner Armee, ist der König entschlossen, zu kämpfen für die Ehre und Unabhängigkeit Preußens, wie für die machtvolle Neugestaltung Deutschlands. Durch die Gnade und das Vertrauen Meines königlichen Vaters an eure Spitze gestellt, bin Ich stolz darauf, als der erste Diener unseres Königs mit Euch Gut und Blut einzusetzen für die heiligsten Güter unseres Vaterlandes. Soldaten! Zum ersten Male seit über fünfzig Jahren steht unserem Heere ein ebenbürtiger Feind gegenüber. Vertraut auf eure Kraft, auf unsere bewährten vorzüglichen Waffen und denkt, daß es gilt, denselben Feind zu besiegen, den einst unser größter König mit einem kleineren Heere schlug. Und nun vorwärts mit

der alten preußischen Losung: „Mit Gott für König und Vaterland!“

H.-Qu. Neisse, den 20. Juni 1866.

Der Oberbefehlshaber der II. Armee,
gez. Friedrich Wilhelm, Kronprinz,
General der Infanterie und Militärgouverneur der Provinz Schlesien.

Am 22. Juni erhielten die Hauptquartiere der I. und II. Armee telegraphischen Befehl, in Böhmen einzurücken. Am 27. Juni sollte das I. Armeekorps bis Trautenau vorrücken, um am 28. Juni die vorgeschriebene Stellung bei Aarnau erreichen zu können. Das 1. und 2. Bataillon stand in der Vorhut unter Oberst von Beeren, das Füsilier-Bataillon im Gros der Avantgarde unter Generalmajor von Pape bei Trautenau, wo es zum heftigen Kampfe kam und wo das Regiment, teils geschlossen, teils bataillons-, teils kompagnie- und zugweise, je nachdem es die Situation erforderte, tapfer gekämpft und dem Namen seines Chefs alle Ehre gemacht hatte. Leider war es aber trotz aller Tapferkeit der bei Trautenau am 27. Juni engagiert gewesenen Truppenteile des I. Armeekorps infolge der vorzüglichen Stellungen und der bedeutenden Uebermacht des Feindes nicht gelungen, Trautenau zu behaupten, vielmehr waren die preußischen Truppen genötigt, sich zurückzuziehen. Am anderen Tage, dem 28. Juni, wurde Trautenau jedoch von Gardetruppen nach heißem Kampfe genommen. Bekannt sind die Grausamkeiten, welche die durch Hetzereien verblendeten Bewohner an unseren Truppen ausübten. So wurde zum Beispiel aus den Fenstern siedendes Oel und kochendes Wasser gegossen, wobei der Bürgermeister eine große Rolle gespielt haben soll.

Wie tapfer auf beiden Seiten gefochten wurde, bewiesen die Straßen und Plätze der Stadt und ihre Umgebung, die mit Toten und Verwundeten wie besät waren, und die Verluste, die beide Armeen am 27. Juni zu beklagen hatten.

Das österreichische X. Armeekorps hatte 196 Offiziere, 5586 Mann teils tot, teils verwundet auf dem Felde der Ehre zurücklassen müssen.

Das I. preußische Armeekorps hatte einen Verlust von 56 Offizieren und 1282 Mann. Davon entfielen auf das Regiment „Kronprinz“ 6 Offiziere, 11 Unteroffiziere und 74 Mann, außerdem 1 Mann der 4. Kompagnie, der verwundet wurde, aber in der Kompagnie verblieb.

Die Verwundeten des Regiments verblieben zum größten Teil in den Händen des Feindes.

Am Tage darauf, am 28. Juni, war die Ordre de bataille soweit wiederhergestellt, um am 29. morgens 5 Uhr den Vormarsch weiter fortsetzen zu können. Bekanntlich hatten alle Truppen in Böhmen durch die schreckliche Hitze, den fast täglich eintretenden starken Regen, durch die langen, strapaziösen Märsche, durch das beständige Biwakieren und vor allem durch Hunger ungemein zu leiden. Selbst für Geld und gute Worte war nichts Eßbares zu erlangen, und die Nahrung bestand fast ausschließlich aus rohem Obst und Gemüse. Auch der Durst peinigte die Truppen in hohem Maße, da es hieß, die Brunnen seien vergiftet, und keiner Wasser aus ihnen zu entnehmen wagte. Aber ein preußischer Soldat erträgt, wenn es gilt, für seinen König und das Vaterland zu kämpfen, alle Strapazen und ist bereit, „selbst den Teufel aus der Hölle zu holen“, wie ein alter General seinerzeit erklärte. Zudem besitzt er eines, das ihn alle Unannehmlichkeiten und Anstrengungen mit Gleichmut ertragen läßt: seine Pfeife. Sie half auch 1866 in Böhmen alles Ungemach ertragen. Aber was für Kraut hatten wir in Ermangelung von Tabak in die Pfeife gesteckt! — Kartoffel-, Gemüsekraut, Blätter — Kräuter, durch deren Aroma selbst die Fliegen an der Wand betäubt worden wären. Aber wir rauchten — allerdings im Freien — auf das Aroma kam es uns ja gar nicht an. Liebescigarren wie 1870 gab es damals noch nicht, wie uns denn Cigarren überhaupt schon seit lange nicht mehr vor Augen gekommen waren.

Bei dem Vormarsch bis Parschwitz kam das Regiment auf der Chaussee bei der Höhe von Trautenau vorbei, wo es zwei Tage vorher so tapfer, aber leider vergebens gefochten hatte. Südwestlich von Trautenau begrüßte der Kronprinz, welcher hier mit seinem Stabe hielt, sein Regiment, reichte mehreren Offizieren und dem Fahnenträger des I. Bataillons, Sergeanten

Hellwig, die Hand und sagte zu einem Unteroffizier: „Nun, ihr habt euch vorgestern schlagen lassen!“ — worauf der Angesprochene schlagfertig und zur Freude des Chefs antwortete: „Königliche Hoheit, wir sind nicht geschlagen worden!“ — „Ich freue mich, daß das Regiment sich tapfer gehalten hatte,“ war des Chefs Antwort.

Am 30. Juni hatte sich der König von Berlin aus zur Armee nach Böhmen begeben und folgenden Armeebefehl erlassen:

„Soldaten Meiner Armee! Ich begebe Mich heute zu euch, Meinen im Felde stehenden braven Truppen, und biete euch Meinen königlichen Gruß. In wenigen Tagen sind durch eure Tapferkeit und Hingebung Resultate erfochten worden, welche sich würdig anreihen an die Großthaten unserer Väter. Mit Stolz blicke Ich auf sämtliche Abteilungen Meines treuen Heeres und sehe den nächsten Kriegsereignissen mit freudiger Zuversicht entgegen. Soldaten! Zahlreiche Feinde stehen gegen uns im Kampfe. Laßt uns indes auf Gott den Herrn, den Lenker aller Schlachten, und auf unsere gerechte Sache bauen. Er wird durch Tapferkeit und Ausdauer die sieggewohnten preußischen Fahnen zu neuen Siegen führen.

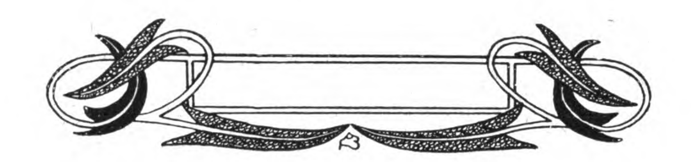
gez. Wilhelm.“

Da laut eingelaufenen Meldungen der größte Teil der österreichischen Armee auf dem rechten Elbufer, östlich der Bistriz, stehen sollte, beschloß der König am 3. Juli, den Feind mit allen Kräften anzugreifen. Noch nachts 12 Uhr wurde der II. Armee der Angriff der rechten Flanke des Feindes befohlen. Damit nahm die denkwürdige Schlacht von Königgrätz ihren Anfang, durch welche die Oesterreicher vollständig geschlagen wurden, so daß ihnen nichts übrig blieb, als sich nach Wien zurückzuziehen. Auf dem Vormarsche nach Königgrätz verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß das dort schon begonnene Gefecht der feindlichen Uebermacht wegen für uns nicht sehr vorteilhaft stehen sollte, eine Nachricht, die durch einen herangesprengten Generaladjutanten, welcher zur schnellsten Eile anspornte, auch bald bestätigt wurde. Mit Anstrengung aller Kräfte strebte jetzt jeder darnach, den bedrängten Kameraden zur Hilfe zu kommen, und nach schwierigen Märschen erblickten wir zu unserer Freude, dicht vor der Front der 1. Brigade, die

Höhen von Chlum. Um 4 1/4 Uhr war die nördliche Spitze von Chlum erreicht, als im schnellsten Ritt der Kommandeur der Garde-Division, Generalleutnant Hiller von Gärtringen, an das 2. Bataillon herankam und rief: „Gott sei Dank, daß ihr kommt, die Garde ringt schwer.“ Kaum hatte er dieses gesagt, so erreichte ihn auch schon, etwa 30 Schritte vom Bataillon, eine feindliche Kugel, und tödlich getroffen sank er vom Pferde; gleich darauf auch, 50 Schritte hinter der Queue des Füsilierbataillons, sein Adjutant, Leutnant the Losen. Die ganze feindliche kaiserliche Armee stand in einer Totalstärke von 206000 Mann und in einem weiten Bogen der preußischen Armee hier gegenüber, mit dem Rücken gegen die Elbe und die Festung Königgrätz.

Wie bei Trautenau hat das Regiment auch bei Chlum resp. Königgrätz tapfer gekämpft. (Schluß folgt.)





Die Austernfischerei an der Westküste Schleswigs.

Von **Heinrich Theen.**

(Nachdruck verboten.)



on den verschiedenen Schaltieren, welche dem Menschen zur Nahrung dienen, gebührt der Auster der erste Rang. Das Fleisch übertrifft an Güte und Feinheit des Geschmacks das jeder andern Muschelart, und deshalb ist sie für die Menschheit von nicht zu unterschätzender nationalökonomischer Wichtigkeit geworden. Das glänzende Lob, welches diesem Tiere schon von Plinius dem Aelteren gespendet wurde, wird heute noch von unzähligen Austernliebhabern enthusiastisch wiederholt. Diese Königin aller Mollusken führt ein geselliges Leben und bildet größere Bänke, vorzüglich auf felsigem Grunde, doch findet man sie auch auf sandigem und sogar auf schlammigem Boden. Solche Austernbänke finden sich um ganz Europa herum, und auch andere Erdteile sind damit gesegnet. Die echten Feinschmecker aber trachten danach, eine ganz bestimmte Sorte vorgesetzt zu erhalten. Besonders bevorzugt sind in England die Austern von Colchester, in Frankreich die von Cancale bei der Insel Sanct Malo, in Holland die von Seeland, während in Deutschland die „holsteinischen" Austern am meisten geschätzt werden. Die letzteren stammen aber nicht aus Holstein, sondern werden in dem Wattenmeer, an der Westküste Schleswigs gefischt. Zur Zeit giebt es hier insgesamt 51 Austernbänke, nämlich bei Fanö, Röm und Sylt 26, bei Föhr, Amrum und den Halligen 25. Sämtliche Bänke sind Eigentum des

Staates. Sie werden auf eine Reihe von Jahren an Privatunternehmer verpachtet. Die Regierung, welche durch die Austernbänke eine gute Einnahme genießt, thut ihrerseits alles Mögliche, dieselben gegen Schädigungen aller Art zu schützen. Sie liegen an den Abhängen der tieferen Rinnen des Wattenmeeres, in denen Flut- und Ebbestrom mit einer Geschwindigkeit von 1—2 Meter in der Sekunde ein- und ausfließen. Die Größe der einzelnen Bänke ist verschieden, verschieden auch deren Güte. Die besseren Bänke finden sich in der Regel auf tiefem, festem und sandigem Grunde, der mit kleinen Steinen, Austernschalen oder den Schalen anderer Muscheln bedeckt ist. Viele Bänke liegen zur Zeit der Ebbe, wenn die umgebenden Watten schon trocken gelaufen sind, noch 1½—2 Meter unter Wasser. Zur Flutzeit liegen sie zwischen 1—18 Faden Tiefe. Während die meisten nur schmale Streifen von etwa 100 Meter Breite und 800—1000 Meter Länge sind, giebt es auch einige, die eine Länge von fast einer halben Meile haben. Die größte und wichtigste aller Austernbänke ist die „Höntjebank“ in der Nähe von Sylt, während für die vorzüglichste eine unweit des kleinen Hafens an der südöstlichen Spitze Amrums gehalten wird. Nach dem Urteile der Austernkenner liefert jede Bank verschieden schmeckende Tiere; so sollen diejenigen der Höntjebank bei List und der Hörnumer Bänke unter den bei Sylt gefangenen beispielsweise die wohlschmeckendsten sein, die man überhaupt hier findet.

Die Austern sind selbstbefruchtende Hermaphroditen, und ist ihre Vermehrungsfähigkeit außerordentlich stark. Die Laichzeit erstreckt sich vom Juni bis in den August, und es entwickelt eine einzige Auster nach Baster in einem Jahre 100000, nach Poli sogar 1200000 Eier. Wenn demnach die Auster auch eine ungemein hohe Keimfähigkeit hat, so besitzt sie doch eine sehr geringe Reifefruchtbarkeit, indem nur ein kleiner Teil der ausgewachsenen Tiere eine marktfähige Ware liefert. Statt, wie die Mehrzahl der Seetiere, ihre Eier sogleich ihrem Schicksal zu überlassen, verwahren die Austern sie in den Falten ihres Mantels zwischen den Kiemenblättern, wo sie eine Zeitlang, von einer schleimigen Masse umhüllt, verweilen. Erst nachdem sie auf diese Weise eine vollständigere Entwickelung erlangt

haben, treten die winzig kleinen grauvioletten Larven, mit einem eigentümlichen wimpernden Bewegungsapparat und mit Augen ausgerüstet, zu Tausenden aus der Schale der Mutter hervor und lassen sich von den Strömungen und Fluten umhertreiben. Zur Zeit, wenn die junge Brut entlassen wird und die Sonne warm über die Watten scheint, dann sieht man über einer Austernbank die Myriaden dieser Winzigkleinen gleichsam wie lebender Staub sich im Wasser erheben, als eine dicke Wolke das Wasser trübend und sich erst ganz allmählich in demselben zerstreuend, wobei ein jedes der Jungen frei für sich umherschwärmt — bis auch bei ihnen die Zeit gekommen, sich an einen festen Körper anzuhaften. Aber welchen Gefahren sind diese kleinen Schwärmer während ihrer Wandertage ausgesetzt! Strömungen reißen sie fort und lassen sie den Boden nicht finden, den sie brauchen, um sich festzusetzen und fortzuleben, sodann drohen die Angriffe der zahllosen Meeresgeschöpfe, die sich von so kleinen Wesen nähren. Die Natur mußte deshalb ihre Zahl so enorm steigern, damit nach Ausfall aller Verunglückten und Getroffenen doch noch genügende Mengen übrig blieben. Das Wachstum der Jungen schreitet übrigens rasch vorwärts; anfangs kaum 0,2 Millimeter groß, erreichen sie nach einem halben Jahre eine Länge von 8—10 Millimetern, während einjährige Austern schon einen Durchmesser von 4—5 Centimetern haben. Die Lebenszeit dieser Muscheltiere schätzt man auf 10—12 Jahre, obwohl sie schon im dritten Jahre eine marktfähige Ware liefern. Ihr Alter erkennt man an den sogenannten Jahresringen der Kalkschalen. Doch hat man auch schon Austernschalen mit 20 und mehr Jahresringen, ja einmal sogar eine versteinerte Schale mit ca. 100 Jahresringen gefunden.

Der Sage nach soll König Knud der Große, der Beherrscher Dänemarks, Englands und Norwegens (1016—1035 n. Chr.), welcher unstreitig viel für Schleswig gethan hat, der Begründer der Austernzucht an der Westküste dieses Landes sein, indem er ganze Schiffsladungen von England herüber bringen und im schleswigschen Wattenmeer an verschiedenen Stellen auswerfen ließ. Die erste zuverlässige Kunde vom Austernfange daselbst verdanken wir jedoch dem um das Jahr 1565 amtierenden Prediger Johannes Petrejus zu Odenbüll auf Nordstrand,

welcher darauf hinweist, daß die „Oesterlings (Austern), so man bei Föhre upholet, werden tho hofte vor ein Fürstenessen geachtet", ohne daß daraus mit Sicherheit der Schluß zu ziehen ist, daß nun auch die vorhandenen Austernbänke gerade Eigentum der Krone gewesen sind.

Wahrscheinlich wird jedoch die Austernfischerei ein landesfürstliches Regal gewesen sein, da bereits aus dem Jahre 1587 eine Notiz über diesen Punkt vorliegt. In diesem Jahre nämlich erging, nach dem Chronisten C. P. Hansen, an den Amtmann zu Rigen der königliche Befehl Friedrichs II. von Dänemark, für ihn auf den Austernbänken Schleswigs fischen zu lassen, während gleichzeitig „seinen getreuen Unterthanen" das Fangen der Austern bei schwer Ahndung verboten wurde. Beweist dieser Befehl nun auch unzweifelhaft, daß sich die Krone die alleinigen Rechte an die bestehenden Austernbänke angeeignet hatte, so blieb dieses Recht auf die Dauer doch nicht ungeschmälert, vielmehr sahen die Nachfolger Friedrichs II. sich genötigt, sowohl den Herzögen zu Schleswig-Holstein-Gottorf, als auch den Grafen Schack, die im nördlichen Schleswig sehr begütert waren, gewisse Teilrechte am Austernfang einzuräumen. Bei dem ausgeprägten Freiheitsstolz und der Unternehmerlust der Inselfriesen ist es nicht unwahrscheinlich, daß es zu dieser Zeit an Elementen unter ihnen nicht gefehlt hat, welche der Krone das beanspruchte Eigentumsrecht an den Bänken streitig gemacht haben. Andererseits aber ist auch erwiesen, daß die Insulaner später sich in den Dienst der Krone stellten und daß die Austernfischerei zu einem weitverbreiteten und einträglichen Erwerbszweig wurde.

Es mag dahin gestellt bleiben, welche Umstände im einzelnen zur Verpachtung der Austernbänke seitens der dänischen Krone geführt haben, ebenso dürfte der genaue Zeitpunkt der ersten pachtweisen Entäußerung derselben schwer festzustellen sein. Im Jahre 1652 indes waren die Bänke bereits verpachtet, jedoch scheint der etwaige Kontrakt seine Mängel gehabt zu haben, da sonst schwerlich so große Streitigkeiten, ja Fehden um die Austernbänke hätten entstehen können. Es wird erzählt, daß zwischen dem königlich dänischen Vogt zu Ballum einerseits und dem schleswig-holsteinischen Austernpächter und den Syltern andererseits um die hervorragend ergiebige Höntjebank im Jahre 1683

eine Fehde entstand, welche zu einer förmlichen Seeschlacht ausartete. Im genannten Jahre erschienen nämlich, von dem dänischen Vogt Andreas Thomson in Ballum abgesandt, mehrere Schiffe, um auf den fürstlich schleswigschen Austernbänken zu fischen. Sie hatten eben den Austernfang auf der Höntjebank begonnen, als mehrere Sylter Seeleute unter Anführung des Fuhrmannes Jakob Jürgens ebenfalls dort erschienen, den Ballumer Austerndieben „ihre vier Fischeisen" abnahmen und sie alsdann fortjagten. Die Ballumer drohten, am nächsten Tage bewaffnet wieder zu kommen. Und so geschah es. Am 21. September fanden sie sich in verstärkter Anzahl auf der Höntjebank bei List ein, und es entspann sich nunmehr ein regelrechtes Seegefecht auf der Austernbank. „Eine Menge Schüsse wurden gewechselt," erzählt ein Chronist, „und die Königlich Ballumer erhielten, obwohl sie an Zahl den Syltern weit überlegen waren, eine tüchtige Lektion von den Fürstlich Insulanern. Sie mußten sich als beschämte Austerndiebe zurückziehen und versuchten seitdem nicht wieder auf der Höntje zu fischen." Spätere Chronisten wissen von einem neuen „Austernkriege" nicht zu berichten. Das Eigentumsrecht verblieb jedoch der Krone Dänemarks oder fiel vielmehr nach Beilegung oder richtiger Beendigung der Wirren zwischen dem herzoglich schleswig-holsteinischen und dem königlich dänischen Hause zu Anfang des 18. Jahrhunderts ungeschmälert an letzteres zurück.

Nach der Pachtsumme zu urteilen, welche die Pächter an die Regierung zu zahlen hatten, müssen die Austernbänke schon damals eine ergiebige Finanzquelle gewesen sein. Von 1714 bis 1728 hatte ein Hamburger Großkaufmann Namens Winkler die sämtlichen Austernbänke an der Westküste Schleswigs pachtweise gegen einen jährlichen Zins von 2600 Reichsthalern im Besitz. Die Pachtung wurde später, da von der Krone eine höhere Entschädigung nicht erzielt werden konnte, bis zum Jahre 1756 erneuert. Die Inselfischer traten nun in die Dienste Winklers, wurden aber von demselben nicht bedingungsgemäß besoldet, der Lohn blieb sogar Jahre lang im Rückstand, so daß sich schließlich die Sylter ganz von dem schlecht lohnenden Erwerb zurückzogen und seitdem vorwiegend die Bewohner Amrums und Röms demselben oblagen.

Im Jahre 1771 betrug die Pachtsumme 3400 Thaler und stieg nach zwölf Jahren auf 3820 Thaler nebst einer Deputatlieferung von 80 Tonnen an den Hof von Kopenhagen und 10 Tonnen an den Grafen zu Schackenburg in Mögeltondern. Im Jahre 1789 übernahm der Kaufmann Asmussen in Tondern die Pacht für 4721 Thaler pro Jahr, mußte aber von 1795 an jährlich 7505 Thaler bezahlen, außerdem die übliche Deputatlieferung machen, wobei jedoch der Pächter nicht bestehen konnte. Die Austernbänke wurden dann 1799 auf 20 Jahre für eine jährliche Pacht von 5700 Thalern nebst Deputatlieferung dem Kaufmann Stuhr überlassen. Dagegen springt sie vom Jahre 1819 an, wo die Austernbänke auf 20 Jahre an ein Konsortium, bestehend aus Flensburger und Sylter Unternehmern, wieder verpachtet wurden, auf 16 664 Reichsthaler. Wegen völliger Entwertung der ehemals bei Fanö und Röm gelegenen Austernbänke wurde die letzte Summe später auf 16 500 Reichsthaler ermäßigt. Die Leitung der Austernfischerei erhielt jetzt der ehemalige Schiffskapitän Jens Bleiken in Keitum als Mitpächter und Direktor, und dieser Mann hat sich um diesen wichtigen Industriezweig der nordfriesischen Insulaner bedeutende Verdienste erworben; er brachte die Austernfischerei durch rationellen Betrieb auf den höchsten Punkt, den sie bis dahin gehabt hatte, so daß nicht bloß der Staat eine bedeutende jährliche Einnahme durch sie gehabt hat, sondern auch die Pächter, die im Jahre 1839 auf 20 Jahre die Pacht unter gleichen Bedingungen wie 1819 übernahmen, gute Geschäfte gemacht und die Austernfischer sogar schönen Verdienst (für die Tonne 6,75 Mark) gehabt haben.

In jenen Pachtjahren beschäftigte der Austernfang jährlich von Mitte August bis Ende April gegen 20 Fahrzeuge und lieferte einen Ertrag bis zu 1600 Tonnen. Befischt wurden 45 Bänke, 20 in der Nähe von Sylt, 14 um Föhr und Amrum und 11 zwischen den Halligen. Die meisten Austern wurden teils nach Flensburg geschickt und von da nach Petersburg verfrachtet, teils direkt von den Fangplätzen nach Hamburg auf den Markt gebracht. Die Bänke wurden jedes zehnte Jahr visitiert, damit sie nicht ruiniert, sondern, wozu der Pächter sich verpflichten mußte, haushälterisch befischt wurden. Vom Jahre 1859,

dem Schlusse der Pachtzeit, an dem die Bänke wohl konserviert und reich besetzt wieder übernommen werden konnten, bis zum Jahre 1879 stieg die Pachtsumme auf 25 000 Thaler. Durch die Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen gingen die Rechte an die Austernbänke an den preußischen Fiskus über, gleichzeitig wurden der Auster durch den Anschluß der Herzogtümer an das deutsche Zollgebiet neue und große Absatzgebiete eröffnet. Der vermehrte Bedarf und die große Nachfrage nach schleswigschen Austern führten naturgemäß zu einer übermäßigen Ausbeutung und Erschöpfung der Bänke, welche das Einschreiten der Regierung im Jahre 1882 veranlaßte. Der Vertrag mit Kuhnerts Söhnen in Hamburg, an welche die Fischerei im Jahre 1879 für 163 000 Mark verpachtet war, wurde gelöst. Der Ertrag, der sich im Jahre 1870 noch auf 6615 Tonnen bezifferte, war schon 1874 auf 4184 Tonnen gesunken und nahm nun von Jahr zu Jahr ab. Während der Saison vom 1. September 1876 bis dahin 1877 wurden nur noch 1420 Tonnen erbeutet und im darauf folgenden Jahre noch 268 Tonnen weniger. Beständig sinkend, erreichte der Ertrag 1881 nur eine Höhe von 1048 Tonnen, um 1882 auf 535 Tonnen zurückzugehen.

Die Konservierung der Austernbänke hängt übrigens mehr noch als von einer vernünftigen und gewissenhaften Behandlung und Benutzung derselben von Witterungsverhältnissen, von Eis und Strömungen ab. Verschlammungen, Sturm und Frost schaden den Bänken, je nach der verschiedenen Lage. Diejenigen, welche mit Uebersandungen, Ueberziehen von Meergras und Muschelanwuchs bedroht scheinen, sucht man durch fleißiges Befischen zu reinigen; doch bei Stürmen kann es geschehen, daß ganze Bänke auf einmal überschwemmt oder unter einer Sandbedeckung begraben werden.

Sehr stark leidet die Auster auch durch den Frost, der oft ganze Bänke zu ruinieren vermag. Es ereignet sich zuweilen im Winter, daß der Fang eines ganzen Tages, wenn eine solche Bank vom Frost gelitten, wieder ins Meer geworfen werden muß. Die Auster zeigt sich dann weich und aufgelöst, überhaupt ungenießbar. Unter der Eisdecke, die im November 1829 bis zum April 1830 auf den Watten und Austernbänken

im nordöstlichen Haff bei Sylt ruhte, erstickten z. B. fast alle Austern der großen Höntjebank und anderer Bänke, so daß diese sich erst nach 25 Jahren völlig wieder erholt hatten und wie früher mit Austern besetzt waren. Dr. Möbius fand im Jahre 1870 auf den flachen Austernbänken von Sylt 7—8 %, auf tiefer gelegenen Bänken aber nur 2—3 % Austern vom Froste getötet. Auch im Winter 1878/79 litten die Austern sehr. Oftmals kommt es auch vor, daß Feinde verschiedener Art, z. B. Miesmuschel und Seepocke (Balanus), Seeigel, Seehand, Seestern und Wellhorn in solcher Zahl anrücken, daß die Auster ganz verdrängt wird. Wo solches geschieht, muß die Bank gereinigt und mit Austern von anderen Bänken wieder bevölkert werden.

Die Austernfischerei nimmt gewöhnlich mit September ihren Anfang und dauert bis in den April hinein, wird also hauptsächlich in den Monaten mit r am Ende betrieben. Der Fang selbst ist das Geschäft der Austernfischer. Dieselben sind in der Regel abgehärtete Menschen, die nicht allein die Watten und Wattenströme genau kennen, sondern sich auch durch jahrelange Beobachtung einen solchen Ortssinn angeeignet haben, daß sie sich selbst bei Nacht und Nebel in dem vielfach verschlungenen Netze der Wattenströme zurecht finden können. Beim Fange bedient man sich kleiner, einmastiger, nicht tief gehender Fahrzeuge von 2 bis 6 Lasten Tragfähigkeit, mit denen man über die Austernbänke hin und her segelt. Gewöhnlich hat jedes Schiff eine Besatzung von 2 bis 3 Mann. Vom Schiff aus geht ein Seil nach unten. An diesem hängt das Fangnetz, das über die Bank hingeschleppt wird. Das Netz ist ein Scharrnetz oder Schaber von höchst einfacher Konstruktion. Dasselbe besteht aus einem dreieckigen Rahmen von starkem Eisen und dem aus eisernen Ringen zusammengesetzten Schleppsack, dem eigentlichen Netz. Der Rahmen hat die Form eines gleichschenkeligen Dreiecks, an dessen Spitze das gut mit dem Schiffe verbundene Seil befestigt ist. Der Grundlinie des Dreiecks parallel hat man eine zweite eiserne Stange befestigt, so daß ein dem Rahmen ähnliches kleineres Dreieck abgeschnitten ist. Die untere wagerechte Stange ist messerartig und nach vorn gebogen, sie streicht die Austern vom Grunde los, schabt sie ab, so daß sie in den Schleppsack fallen, der hinter dem Streicheisen hängt. Nachdem

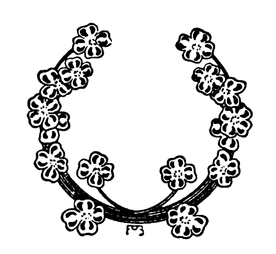
derselbe voll ist, zieht man das schwer gewordene Netz empor, leert es und reinigt die gefangenen Austern. Diese packt man, indem man sie mit der gewölbten Seite nach unten legt, in Tonnen, bringt sie mittelst eines Dampfschiffes nach Husum und bewahrt sie in den dortigen Austernbassins solange auf, bis sie in alle Welt versandt werden. Das Schiff wird segelnd so nahe wie möglich längs der Bank hingesteuert, und die Arbeiter haben durch Ortskenntnisse und Erfahrung sich große Fertigkeit für das Geschäft erworben. Im Jahre 1862 waren die Amrumer mit 12 Fahrzeugen und 36 Mann dabei beteiligt, die Sylter mit 11 Fahrzeugen und 23 Mann. Im Winter 1882 waren in der Sylter Abteilung zuerst sieben, zuletzt nur noch zwei Schiffe in Thätigkeit. „Diese Abteilung fischte früher," schreibt Chr. Jensen in seiner sehr empfehlenswerten Schrift: ‚Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt' (Hamburg 1891), „während einer Fischzeit 1000—1600 Tonnen à 1000 Austern, die Amrumer etwa halb so viele; 1830 strichen die Sylter etwa 600 Tonnen, im Jahre vor der Einstellung des Fanges wurden überhaupt nur 585 Tonnen erbeutet, gegen 1870: 6615 und 1875: 1917 Tonnen à 7 bis 800 Stück. Dabei stieg indes der Fischerlohn von 6,75 Mark auf 19 Mark pro Tonne, ja, es erhielten, des geringen Ertrages wegen, 1832 die Fischer noch eine Mark extra pro Kopf und pro Fischtag." Früher fanden etwa 60 Familien der friesischen Inselbevölkerung bei dem Austernfange ihr Brot. Als der Verdienst ein guter war, gründete man auf Sylt sogar eine „Skraaper-Kass" (Austernfischer-Kasse) zur Unterstützung hülfsbedürftiger Hinterbliebenen der Fischer. Alljährlich kamen die Mitglieder der Skraaper-Kasse zu einer Festlichkeit, dem „Strikkarbiir" zusammen. Der Prediger, der im Kirchengebet den Segen für die Austernfischer erflehte, und der Schmied, der die Fanggeräte anfertigte und reparierte, durften diesem beiwohnen.

Der Preis für die Austern ist im Laufe der Zeit gewaltig in die Höhe gegangen, weil die Nachfrage viel größer ist als die Produktion. Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts kosteten 1000 Stück Austern an der Westküste Schleswigs eine Mark, in den letzten Fangjahren war der Preis schon auf 40—50 Mark gestiegen und dürfte in Zukunft ein beträchtlich höherer werden,

falls der Austernfang hier wieder aufblühen sollte. Im Dezember 1899 kosteten 100 Stück Husumer Austern an Ort und Stelle schon 18 Mark.

Am 1. September 1882 mußte, wie schon gesagt, um die Austernzucht zu heben, die Fischerei einstweilen gänzlich eingestellt werden. Die königliche Regierung war nun eifrigst bemüht, die erschöpften Bänke durch Züchtung junger Austern zu verbessern. Jedoch waren die auf den Austernbänken selbst vorgenommenen Versuche dieser Art wenig erfolgreich, bessere Resultate wurden in den Bassins des Austern-Etablissements zu Husum erzielt. In den Jahren 1886 und 1887 wurden nach Jensen 2800 Stück Brutaustern im Alter von 4—7 Jahren auf dem Bretterboden des Klärbassins dieser Anstalt ausgebreitet und zum Auffangen der Austernschwärmlinge Anfang Juli Drainröhren und Austernschalen ausgesetzt. Die im Oktober stattfindende Untersuchung ergab, daß sich große Mengen von Austernbrut auf den Drainröhren, den Austernschalen, selbst auf den Holzteilen der Bedielung des Bassins und am inneren Mauerwerk der Schleuse angesetzt hatten. Anfangs Dezember wurden 5000 Stück junge Austern gezählt, von denen viele schon 25 Millimeter groß waren. Der strenge Winter schädigte dieselben, so daß etwa 8% verloren gingen. Die übrigen zeigten eine so starke Entwickelung, daß sie im Herbst 1889 die marktfähige Größe erreicht hatten. Von den Brutaustern waren 1888 noch 2600 lebendig. Nachdem man die Austernbänke in der Schonzeit wiederholt eingehend untersucht hatte und eine Erholung derselben konstatiert war, wurde im Herbst 1891 der Betrieb wieder aufgenommen; jedoch entsprach die Ausbeute nicht den Erwartungen. Allgemein glaubte man, daß die Schonzeit zu lange ausgedehnt worden sei und daß die Bänke durch den Mangel der Befischung in unkluger Weise in ihrer Entwickelung gehemmt seien. Die Folge war, daß eine Kommission unter Führung von Ministerialrat Semper und Professor Dr. Möbius eine Untersuchung der Bänke vornahm und sich dann zur Besichtigung der künstlichen Austernzucht nach Arcachon in Frankreich begab. Große Mengen von französischer Austernbrut wurden sodann auf die Austernbänke im Wattenmeer verpflanzt, und man hoffte, diese bald wieder mit marktfähiger Ware zu bevölkern. Bei einer im Herbst 1898

vorgenommenen Untersuchung der Austernbänke hat sich aber leider herausgestellt, daß das Ergebnis des letzteren Versuches hinsichtlich der Verbesserung der Bänke keineswegs befriedigt hat, indem der größte Teil der eingeführten Austern zu Grunde gegangen war. Gleichzeitig konnte aber auch konstatiert werden, daß ein guter Teil des alten Bestandes sich zufriedenstellend entwickelt hatte, so daß die im Herbst 1899 auf den Austernbänken der Watten mit Fischen beschäftigten sechs Fahrzeuge mit den erbeuteten Erträgen zufrieden waren. Es steht daher zu erwarten, daß trotz des teilweisen Unterganges der ausgestreuten französischen Austern eine langsame Besserung im Bestande der Bänke eingetreten ist und für die Folge fortschreiten wird. Es wäre doch wirklich zu beklagen, wenn dieser nordfriesische Erwerbszweig, der der Staatskasse bei verständiger Bewirtschaftung einen jährlichen Pachtzins von vielen Tausenden zuführt und einer ganzen Anzahl von Familien den Lebensunterhalt gewährt, mit der Zeit gänzlich aussterben sollte. Hoffentlich wird es gelingen, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um die einst so blühende Austernfischerei im schleswigschen Wattenmeer zu neuem Gedeihen zu bringen.



Tejada-Spring.

Eine Erzählung aus dem kalifornischen Räuberleben.

Von

Anton von Perfall.

(Nachdruck verboten.)

ie Sättel glühten, am gedörrten Gaumen klebte die fiebernde Zunge Wasser! war der einzige Gedanke. Selbst unsere unermüdlichen Mustangs ließen erschöpft die Köpfe hängen.

Vielgepriesenes, vielbeneidetes Kalifornien, um dessentwillen ich die nebelige, kalte Heimat so oft verachtet! Wo sind jetzt deine Schätze, deine ewigen Rosen und Früchte, deine linden Lüfte?

So grollte ich, auf meiner Rosinante dahintrabend. Mein Begleiter und Führer, der alte Poncho de Soto, der mich zu diesem mehrwöchentlichen Streifzug bewogen, lachte zu diesen Vorwürfen.

Schon näherte sich die Sonne immer mehr der vielzackigen, schneebedeckten Schneide der Sierra Nevada am fernen Horizont,

und noch zeigte sich weit und breit nicht die entzückende, den von Durst Gequälten weithin erkennbare Spur von Wasser. — Nichts als dürres, raschelndes Gras, groteske Felstrümmer, verkrüppelte Zwergeichen.

In acht Stunden versprach de Soto, der Pfadfinder, Wasser. Vor zehn Stunden verließen wir Berspring. Konnte er sich nicht verirrt haben? Konnte der versprochene Quell, den er vielleicht selbst seit Jahren nicht mehr aufgesucht, nicht vertrocknet sein? — Was dann? — Dann heißt es, den Durst löschen an den vielbesungenen, feuchten Mondstrahlen. — Nette Aussicht!

Wieder war eine halbe Stunde verstrichen. Der gewaltige Mount Diavolo glühte jetzt im Feuer der untergehenden Sonne, um den Kamm der Sierra zuckten Rosenlichter. Die Pracht dieses Anblickes ließ mich einen Augenblick meine Qual vergessen. Nicht lange, dann erinnerte er mich an die hereinbrechende Nacht und die schwindende Hoffnung, heute noch zu dem Wasser zu kommen.

O, diese erbärmliche Sklaverei der Sinne!

„Sie haben sich wohl verirrt oder finden die Quelle nicht mehr?" fragte ich endlich unmutig.

Er lächelte. „Ein alter Scout und sich verirren!"

Mich ärgerte das überlegene Lächeln.

„Oder diese verdammte Quelle ist wohl auch vertrocknet? Wäre ja kein Wunder!" fuhr ich fort.

„Tejada Spring vertrocknet nie."

„Wohl eine Sage!" meinte ich in etwas spöttischem Ton. „Warum soll gerade diese nicht vertrocknen können?"

„Weil der Tejada sie zu seinem Aufenthalt und Hauptwasserplatz gewählt hatte."

„Und das soll ein Grund sein für ihre Unversiegbarkeit? Wer war denn dieser Tejada?"

De Soto hielt seinen Mustang an und wandte sich im Sattel nach mir.

„Das wissen Sie nicht, wer der Tejada war? Der Tejada?" Ein spöttisches Lächeln huschte um seine scharfen Züge. Er hätte mir wohl eher verziehen, wenn mir der Name Napoleon fremd gewesen wäre.

„Ein berühmter Räuber wohl, ein Scout oder Jäger?“ entgegnete ich, wohl wissend, daß man hier zu Lande keine anderen Größen kannte.

„Nicht ganz, Sennor,“ entgegnete Soto. „Ein Desperado war er, der Tejada, vor dem das ganze Livermorethal zitterte.“

„Also ein Räuber, ich sagte es ja!“

„Desperado, nicht Räuber! Sie meinen, das sei gleich? Ja, jetzt ist es allerdings gleich, aber früher, zur Zeit, als die Amerikaner ins Land kamen und uns Spanier verdrängten, da gab's noch echte Desperados, Verzweifelte! Das Volk nannte sie auch wohl die ‚Rächer‘, wenn sie aus den Bergen hervordrangen, die Eindringlinge niedermachten und ihre Herden wegtrieben. — Was Räuber! Damals raubte alles: der Stärkere allein hatte recht. Sie raubten am Ende doch noch ritterlicher im offenen Kampf, mit Tollkühnheit, während die anderen es durch Lug und Trug thaten. Tejada war ein solcher Desperado. Man sagte, der Haß gegen die Fremden hätte ihn in die Berge getrieben. Er war fürchterlich, man schreckte die Kinder mit seinem Namen, und doch liebte man ihn, hätte ihn um alles nicht verraten!“

Ich vergaß den quälenden Durst, die Ermattung, alles. Ich war 24 Jahre; wer liebt da nicht die Romantik! Die phantastische Gestalt des ritterlichen Desperado stand rasch vor meiner empfänglichen Seele. Aber Soto schwieg schon wieder zu meiner Verzweiflung.

„Und Tejada lagerte an dieser Quelle, die wir jetzt aufsuchen?“ fragte ich.

„Es war der ständige Lagerplatz von ihm und seinen Leuten, bis er erschossen wurde,“ entgegnete Soto.

„Erschossen? Sie sagten ja doch, es verriet ihn niemand?“

„Niemand, bis auf seine Geliebte. Das ist eine tolle Geschichte!“

„Die Sie mir hoffentlich heute abend am Feuer erzählen werden, lieber Soto?“ setzte ich hinzu.

„Nicht ich, ein anderer, der sie genauer kennt.“

„Ein anderer? In dieser Wildnis?“

„Poncho Mateo,“ entgegnete Soto. „Wir werden ihn am Tejada Spring sicher treffen. Er hat Schafherden in den

Bergen. Es ist sein ständiges Nachtlager dort — wohl aus alter Anhänglichkeit; er kannte den Tejada."

„War wohl selbst bei seiner Bande?" fragte ich erregt. Ich hätte viel gegeben um eine bejahende Antwort.

„Das gerade nicht," erwiderte Soto in einem Ton, der auf eine geheime Verbindung der Namen Mateo und Tejada sicher schließen ließ, allein eine weitere Frage war vergebens, er gab nur ausweichende Antworten.

Die Landschaft glich jetzt einer riesigen Brandstätte. Rote Felsburgen, Kastelle, Kegel und Pyramiden umgaben uns, groteske Formen. Vom Scheine der untergehenden Sonne getroffen, glichen sie im Feuer geglühten Ruinen. Erdeichhörnchen huschten geräuschlos zwischen dem Geröll, erschienen da und dort, auf den Zinnen und Spitzen. Einige Schritte vor uns fiel das Terrain jäh ab, eine scharfe Schneide bildend. Unsere Pferde erhoben die Köpfe und sogen gierig die Luft ein. Das war ein gutes Zeichen. Die Quelle war offenbar in der Nähe und — Poncho Mateo, der Vaquero.

Leises Rauschen wie von Blättern drang aus der Tiefe herauf. Ich gab meinem Mustang die Sporen und stieß unwillkürlich einen Juchheschrei aus.

„Tejada-Spring!" sagte Soto, sich aus dem Sattel schwingend. „Und Mateo ist auch schon da. Steigen Sie ab, es ist ein verteufelter Weg da hinunter."

Für den ersten Augenblick war es mir rätselhaft, wie wir auf dem schmalen, steilen, zerklüfteten Pfad, der abwärts führte, mit dem Pferd hinunter kommen sollten. Doch was ist einem Mustang unmöglich, wenn man ihn ruhig sich selbst überläßt!

Das war allerdings ein unpassierbarer Zugang, wenn ein Tejada mit seinen Genossen ihn verteidigte. Die Schauer wilder Romantik umwehten mich. Durch das Geäst der Lorbeeren blitzte hie und da ein Feuerschein und huschte phantastisch an den Felswänden hin, die hier einen förmlichen Kessel bildeten.

Jetzt waren wir auf ebenem Boden angekommen.

Plötzlich traten wir in einen grellen Lichtkreis. Eine hagere, lange Gestalt, die meinem geblendeten Auge kohlschwarz erschien, erhob sich vom Boden, ein Flinten- oder Revolverhahn knackte, ein struppiger Hund mit leuchtenden Augen knurrte drohend.

„Buenas tardes, sennor Mateo!“ rief de Soto, noch ehe wir aus dem Dunkel der Lorbeeren traten. „Gönnt uns einen Platz an Eurem Feuer und einen frischen Trunk, sonst wollen wir nichts.“

Die lange Gestalt beugte sich vor, wie um das Dunkel zu durchdringen; sie war wie herausgewachsen aus dieser Wildnis, wie ein Stück von ihr selbst, diese hagere, elastische Gestalt in dem abgenutzten, an den Nähten der Hosen mit Fransen versehenen hirschledernen Anzuge. Er steckte den Revolver in den Gürtel zurück, gab dem knurrenden Köter einen Fußtritt und kam uns entgegen, noch immer mit unverkennbarem Mißtrauen und mit einer Vorsicht, wie sie das Leben in der Wildnis erfordert.

„Dio mio! Poncho de Soto, wie kommst du des Weges?“ rief er dann plötzlich aus, als er meinen Begleiter erkannte, und streckte ihm eine dunkle, auffallend kleine Hand entgegen. Dieser sprach einige spanische Worte, die sich wohl auf mich bezogen, den forschenden Blicken nach, die Mateo auf mich richtete, dann begrüßte er mich mit echt spanischer Grandezza, die dieser Rasse nun einmal angeboren ist, und war wie umgewandelt. Er bot uns den besten Platz, legte Decken zurecht, half uns beim Absatteln der Pferde und drückte uns ein dutzendmal seine Freude aus, uns bewirten zu können, kurz, überflutete uns mit spanischer Gastfreundschaft, die wir aber erst würdigten, nachdem wir uns an der über den Moosboden dahinrieselnden Quelle reichlich gesättigt hatten.

Das Camp ist bald bereitet unter diesem milden Himmel. Büffeldecken werden auf den Boden gebreitet, die Pferde ihrer Last entledigt und sich selbst überlassen, der Theetopf wird ans Feuer gerückt und ein Gericht aus Wachteln und wilden Kaninchen zubereitet.

Mateo brachte dazu aus einem im tiefen Schatten stehenden zerfallenen Steingebäude gedörrtes Fleisch und die unvermeidlichen Tortillas.

Die beiden sprachen längere Zeit spanisch miteinander; das gab mir Gelegenheit, meinen Mann zu beobachten. Was mag er einst dem Tejada, dem Desperado, gewesen sein? Mut, Entschlossenheit lag genug in den regelmäßigen, scharfen Zügen,

den dunklen, blitzenden Augen des schon alternden Mannes. Aber Mord und Verbrechen? — Nein! Oder war er auch einer der „Rächer“? Phantasien aller Art bestürmten mich. Die Nacht war eingetreten, die kalifornische Zaubernacht; die Mondessichel schwamm herauf am stahlfarbenen, sternenhellen Firmament; sein blaues Licht spielte in dem flüsternden Lorbeer über uns, im Hintergrund glänzte das alte Gemäuer, von seinem Schein getroffen — wohl die Wohnstätte Tejedas? Aus dem Dunkel klang das Wiehern der Pferde, Leuchtkäfer zogen sprühende Kreise; das unendliche Schweigen der Wildnis umgab uns.

Das klagende Gebrüll eines Puma tönte durch die Nacht.

„Sehen Sie,“ begann in einem schlechten Englisch Mateo, „diesem Burschen muß ich weichen, er frißt mit der Zeit die ganze Herde auf und ist nicht zu erwischen. Ich verstehe mich ziemlich darauf, aber ich sage Ihnen, ein Puma — lieber ein Dutzend Schafdiebe; die treiben es nicht so lange ungestraft.“

„Nun, ich denke, es hat früher hier Diebe und Räuber gegeben, die noch schlimmer waren als die Pumas, und die ihr Unwesen ebenso lange ungestraft trieben?“ erwiderte ich, auf mein Ziel hinlenkend. „Zum Beispiel der Tejada, von dem die Quelle hier den Namen hat.“

Mateo warf einen forschenden Blick auf de Soto, der mit stoischer Ruhe sein Pfeifchen in Brand steckte und in das flackernde Feuer starrte.

„Der hat sich nicht mit Schafen abgegeben.“ Er lächelte bitter. „Haben Sie denn auch schon von dem Tejada gehört?“

„Nicht mehr, als daß er hier sein Hauptquartier gehabt. Das Uebrige möchte ich eben von Ihnen erfahren. Sie haben ihn ja gekannt, Sie sind ja sein Zeitgenosse gewesen, wie mir hier de Soto gesagt, und wissen gewiß mehr davon.“

„Woher weißt du, daß ich ihn gekannt?“ wandte er sich ärgerlich an meinen Begleiter, der sich nicht aus der Ruhe bringen ließ und sich den Anschein gab, als interessiere ihn die Sache wenig.

„Ich hab's eben auch gehört,“ entgegnete er. „Und was ist denn am Ende dabei! Mir gefällt der Tejada, ein schneidiger Bursch, und bei aller Lumperei echt spanisches Blut!“

Mateo stierte wie in Erinnerung verloren vor sich hin, ein freudiger Zug glitt bei den letzten Worten um seine feingeschnittenen Lippen.

„Ja, das hatte er, echt spanisches Blut!“

„Nun, so erzähl' dem Herrn doch davon!“ forderte ihn de Soto auf. „Weißt du, die Geschichte von der Carmella!“

Mateos Stirn zog sich in Falten.

„Von der Carmella, die ihn schimpflich verraten?“

„Und die mit ihm starb,“ setzte de Soto hinzu.

„Mit ihm starb —“ klang es langgezogen, wie eine Totenklage, aus Mateos Mund. „Nun denn, wenn Sie es wollen, von der Carmella!“

Er rückte etwas zurück vom Feuer, daß sich tiefer Schatten über sein Gesicht breitete, rief den zottigen Schäferhund, der seinen klugen Kopf auf seine Knie legte, und begann:

„‚Der Tejada kommt und holt dich!‘ So drohte man vor zwanzig Jahren im ganzen Livermoorethal den unartigen Kindern, dann drückten sie sich ängstlich an die Mutter, die wohl selbst ein Kreuz dazu schlug, und blickte gegen die Berge hin, die Heimat des Gefürchteten. Er war auch zu fürchten. Wie ein Gewittersturm kam er herabgebraust von den Bergen, wie ein Gewittersturm verschwand er wieder, Mord und Brand hinterlassend, mit geraubten Herden und Gütern. Aber die Schwerbetroffenen waren jedesmal aus dem Osten eingewanderte Amerikaner, die damals wegen ihres habsüchtigen, hinterlistigen Wesens, mit dem sie uns Spanier zu übervorteilen wußten, allgemein gehaßt waren; das machte ihn bei uns, trotz seiner Greuelthaten, zum Volkshelden, hie und da nannte man ihn sogar den ‚Rächer‘. Es war das eine andere Zeit, die man jetzt nicht mehr begreifen kann. Gewalt ging vor Recht, nicht nur bei den Desperados; alles wogte damals wild durcheinander, es wurde ein Rassenkampf geführt. Und das machte den Tejada unüberwindlich; man fürchtete ihn und unterstützte ihn dennoch. Schritt die Behörde ein, stand die ganze spanische Bevölkerung auf seiner Seite und gewährte ihm Unterschlupf. Der Schlaue erkannte sehr wohl, daß ihm die Rolle des Nationalhelden förderlich sei, und spielte sie vortrefflich. Er verschonte die Spanier und plünderte die Yankees. Er fuhr dabei nicht schlecht.

Er übte hie und da Großmut, ließ einen armen Teufel eines Morgens einen Beutel Gold in seinem Hause finden, mit seinem Namen darauf. Er spielte die Gerechtigkeit und plünderte das Gehöft irgend eines reichen Mannes, gegen den der arme Nachbar bei dem bestechlichen Gericht sein Recht nicht erhalten konnte. Das ging dann von Mund zu Mund. Die Männer lachten über den gelungenen Streich, die Frauen und Mädchen lispelten errötend, mit blitzenden Augen, den Namen des kühnen Mannes.

„Ich hatte einen Freund, der Name thut nichts zur Sache," — Mateo legte frisches Holz auf die Glut und sah bei diesen letzten Worten mit demselben forschenden Blick, der mir schon einmal aufgefallen war, auf de Soto, aus dessen kalten Zügen nichts zu lesen war — „der hatte einen kleinen Garten in der Nähe von Livermore, wo der Arroyo del Valle das Thal betritt. Seine Frau war schon lange tot; er und seine kleine Carmella, sein Kind, waren die einzigen Bewohner des Hauses. Seine Herden weideten in den Bergen, die dem gefürchteten Tejada zum Aufenthalt dienten. Das Haus lag ungeschützt an der Grenze seines Reviers, und doch fehlte nie ein Rind, ja nicht ein Schaf, und das Haus blieb unberührt, obwohl er unzähligemale den Himmel gerötet sah vom Brande angezündeter Gehöfte, worauf dann durch die finstere Nacht eine Reiterschar bei Fackelschein vorübertobte, dem Gebirge zu, so daß man sich bekreuzigte.

„Fuhr dann die schwarzäugige Carmella aus dem Schlafe auf und sah dem Spuk mit brennenden Augen nach, bis er verschwand, dann war des Fragens kein Ende.

„‚Wer sind diese Leute, Vater?‘

„‚Der böse Tejada ist es, der Räuber,‘ lautete die Antwort.

„‚Warum bös?‘

„‚Weil er Mord und Brand ins Thal trägt.‘

„‚Und warum thut er uns nichts?‘

„‚Weil wir Spanier sind; er mordet und beraubt nur die Amerikaner, die haßt er.‘

„‚Und warum haßt er die Amerikaner?‘

„‚Weil sie uns aus diesem schönen Lande vertreiben wollen.‘

„‚Dann hat er recht!‘ In ihren schwarzen Augen glühte es auf wie Haß. ‚Ich möchte ihn sehen, den Tejada,‘ sagte sie dann nach langem Sinnen.

„‚Sprich das nicht aus! Er hat seine Horcher überall, und dann kommt er und holt dich. Er liebt die schönen Mädchen.‘

„‚Liebt er sie? — Wie sieht er denn aus?‘

„‚Er ist groß und schlank, mit den Sehnen eines Silberlöwen, sein Blick durchdringend wie der des Adlers; ein Reiter, wie es keinen zweiten giebt im ganzen Lande.‘

„Carmella sog die Rede des einfältigen Vaters ein wie ein süßes Gift. Seit dieser Zeit war ihr froher Mut dahin. Des Nachts saß sie stundenlang am Fenster und horchte in die Ferne. Kam sie mit anderen Leuten zusammen, war ihre erste Frage nach Neuigkeiten von Tejada; sie verbarg nicht ihren Wunsch, ihn zu sehen. Den ganzen Tag war sie zu Pferde bei den Herden und ritt weit in die Berge hinaus, als suche sie etwas.

„Der Alte ahnte nichts.

„Eines Abends ritt sie mit Hast dem Hause zu; ihr liebliches Gesicht glühte vor Erregung. — O, sie war schön, die Carmella! — Von weitem schon rief sie dem Vater zu:

„‚Ich habe ihn gesehen! Ich habe ihn gesehen!‘

„‚Wen?‘ fragte dieser erschreckt.

„‚Den Tejada!‘ erwiderte sie, sich an dem Entsetzen des Vaters mit hellem Lachen belustigend; dann schwang sie sich vom Pferde und hing sich schweigend an den sie sprachlos anstarrenden Vater, ihn mit ihren lieben Augen schelmisch ansehend. ‚Ein schöner Mann und gar nicht bös, wie du ihn geschildert. Anfangs fürchtete ich mich vor ihm, aber dann —‘ Sie errötete.

„‚Ja, wie hast du ihn denn erkannt?‘ fragte der Vater.

„‚Weil er es selbst sagte!‘ erwiderte sie. ‚Ich ritt den Arroyo hinauf, um die Speranza zu suchen, die sich verlaufen hatte, und dachte an nichts. Da ertönte Hufschlag, und als ich bestürzt zur Seite sehe, kommt ein Reiter auf mich zu; ich hielt ihn im ersten Augenblick für einen fremden Vaquero, ganz so war er angethan; als er aber näher kam und ein Blick seines Auges mich traf, dachte ich unwillkürlich an Tejada. Doch er — er lachte hell auf.‘

„‚Warum so furchtsam, Carmella?‘“ rief er. „Du wolltest ja einmal den Tejada sehen; da ist er!“ Dabei ritt er vor mich hin. „Sieh ihn dir nur an! Er hat noch keiner Sennora ein Leid gethan!‘

„‚Ich war wie versteinert. Sein Blick war so mild; ich mußte ihn ansehen. Und wie er zu Pferde saß! Dann kam mir wieder die Angst, ich dachte an all das Entsetzliche, was ich von ihm gehört. Er merkte es, es freute ihn offenbar.‘

„‚Sei vorsichtig in deinen Wünschen, Carmella, Tejada wird jeden erfüllen!“ sagte er und verschwand mit einer raschen Wendung seines Pferdes im Gebüsch.‘

„Dem Vater entging die Erregung seines Kindes nicht, aber wer ist nicht erregt, der mit Tejada spricht! dachte er. Bald war die Sache vergessen, Carmella aber, deren frohe Stimme sonst den ganzen Tag zu hören war, wurde immer schweigsamer, die rosige Farbe ihrer Wangen verschwand, das Auge blickte scheu und glühte wie im Fieber. Dem besorgten Vater entging es nicht; er fragte alle Leute um Rat. Carmella war damals siebzehn Jahre. Man sagte, das käme so in diesem Alter bei unserer Rasse. Das beruhigte ihn; doch ging ihm die Begegnung mit Tejada nicht aus dem Kopfe, er wollte sie nicht mehr allein in die Berge lassen. Aber verbietet man einer jungen Spanierin etwas, so thut sie es gewiß, erst gar so ein Wildfang wie Carmella. Ehe der Tag anbrach, war sie schon verschwunden, um des Nachts erst heimzukehren. Da nichts Besonderes vorfiel, sondern ihr Wesen sogar immer heiterer wurde, so war der Alte damit zufrieden. ‚Dem, der die Freiheit gewohnt ist, darf man sie nicht nehmen, sonst muß er sterben!‘ dachte er.

„Eines Abends aber — blieb sie aus. Es war gerade Erntefest in Livermore, der Vater glaubte sie dort, es gab ja dort alles Mögliche zu sehen, und Carmella war jung und neugierig und selbständig wie ein Junge. Vergebens wachte er die ganze Nacht; sie kam nicht. Unruhe erfaßte ihn. Ehe der Tag graute, ritt er nach Livermore und fragte nach seinem Kinde. Niemand hatte sie gesehen. Dann ging's in die Berge zu den Herden; am Ende war ihr etwas zugestoßen. Nichts zu sehen, keine Spur von ihr. Da zuckte es in ihm auf: der Tejada hat

sie geholt! Er ritt den Arroyo hinauf; ihrer Beschreibung nach wußte er ihren ersten Zusammenkunftsort. Er fand, was er suchte, die Spur der Speranza, welche die Carmella gestern geritten — er hätte sie unter tausend herausgekannt — und daneben die eines fremden, starken Pferdes. Die Spuren gingen bergauf: sie verrieten die flüchtige Gangart der beiden Pferde. Es war kein Zweifel, der Tejada hatte sie geholt; mit Gewalt oder mit ihrem Willen, das war noch die Frage. An das Letztere konnte oder wollte er nicht glauben. Seine Carmella, sein einziges Gut auf Erden, die Geliebte eines Räubers! Er sträubte sich gegen diesen Gedanken, er wünschte sehnlichst, daß Gewalt dabei im Spiele gewesen. Sein Entschluß stand fest. Was immer auch geschehe, er wollte sein Kind diesem Wolf nicht lassen. Er wußte genau, wo er zu treffen war mit seiner Beute oder — seiner Geliebten: hier am Tejada-Spring. Damals hatte der Quell diesen Namen noch nicht, aber jeder wußte, daß der Tejada hier hause.

„Was er dort wollte, wußte er selbst noch nicht, er, ein einzelner Mann, gegen die verwegene Schar! Nur eins war ihm bewußt: Rache! Was lag auch an seinem Leben ohne Carmella.

„Er kannte den Weg wohl. Oben am Plateau wartete er hinter den Felsen die Nacht ab; unter ihrem Schutz hoffte er das Lager beschleichen und vielleicht Carmella befreien zu können oder den Räuber inmitten seiner Genossen zu töten, wenn ihm das erste nicht gelang ...“

Mateo zündete seine Thonpfeife an; die Glut derselben beleuchtete sein auffallend bleiches Gesicht: die Erzählung schien ihn anzugreifen.

„Sie werden fragen,“ wandte er sich zu mir, „wie ich das alles so genau wissen kann? Sehr einfach. Der Vater der Carmella war mein bester Freund, sie selbst mein Liebling. Er erzählte mir alles so oft, daß ich den kleinsten Umstand kenne. — Wo blieb ich doch? — Ja. Es war also Nacht, der Vater näherte sich behutsam, vom Schatten der Felstrümmer verdeckt, dem Rande des Abhanges.

„Ein heller Schein lag über den Kronen der Lorbeeren, Lärm drang herauf, der Klang einer Guitarre. Man war

ziemlich sorglos da unten. Trotzdem wagte er es nicht, den schmalen Pfad hinunterzusteigen, sondern ließ sich weiter oberhalb des Abhanges hinab und versuchte es, von unten einen Zugang zu gewinnen. Es war ein böses Stück Arbeit. Stark aufsteigende Felswände verlegten den Zugang. Doch er war ja in den Bergen aufgewachsen. Endlich fand er eine Stelle, wo ein Durchstieg möglich war. Es war ja so hell wie am Tage. Hinter einer Felswand hervortretend, fuhr er entsetzt zurück. Das ganze Lager der Räuber lag zu seinen Füßen. Er hatte es sich nicht so nahe gedacht und fürchtete, gesehen zu werden. Doch dazu hatten die unten keine Zeit!

„Es war ein toller Anblick. Er griff sich an den Kopf, ob er nicht träume, zog sich hinter die Wand zurück und sah mit brennenden Augen hinunter. Was er sah, machte ihn knirschen vor Wut; seine Hände umklammerten krampfhaft die schußbereite Büchse. Um die lustig lodernden Feuer standen und saßen die verwegenen Gesellen, schwatzend, lachend. Die Cigaretten glühten, die Würfel klapperten, der Wein floß in Strömen. Aus dem Dunkel erscholl das Gewieher und Gestampf der stets bereiten Pferde. Waffen aller Art lagen und standen umher.

„Unter dem Lorbeerbaum, wo Sie sitzen, saß ein junger Kerl in abenteuerlicher Tracht, das rote Kopftuch um das Haupt geschlungen, und spielte die Guitarre. Vergebens suchte er nach Carmella und Tejada; sie waren nirgends zu sehen. Hatte er sich doch getäuscht? War ihr am Ende doch irgend ein anderes Unglück zugestoßen?

„Eins fiel ihm auf. Das Gebäude, das aus dem Dunkel der Lorbeeren hervorblitzte — diese Ruine dort — war Gegenstand einer besonderen Aufmerksamkeit. Neugierige Blicke schweiften hinüber, hier und da deutete einer im lebhaften Gespräch darauf hin oder machte eine Kopfbewegung nach dieser Richtung. Magnetisch zog es ihn an.

„Da plötzlich griff der Guitarrespieler, der bis dahin gleichsam nur vor sich hingeträumt hatte, auf seinem Instrument energisch in die Saiten; es waren helle, freudige Töne, die da erschollen. Die Liegenden sprangen vom Boden auf, die Spieler warfen die Würfel hin, die schlanken Körper wiegten sich in

den Hüften. Zweige knackten da, wo der Eingang zum Gebäude sich befand.

„Der Vater mußte den Mund zusammenpressen, um keinen Ausruf hören zu lassen. Ein schlanker, hoher Mann trat aus dem Schatten. Schwarzes, langes Haar fiel auf seine Schultern, der Feuerschein spielte um das bronzefarbene Antlitz, um die elastischen Hüften war die bunte Faja geschlungen. An seiner Seite, von seinem rechten Arm umschlungen, schritt Carmella; ihr dunkles Auge hing an seiner Gestalt. Er flüsterte ihr etwas zu; sie lächelte, daß die weißen Zähne blitzten. —

„Haben Sie schon einen Fandango gesehen?“ unterbrach Mateo seine Erzählung.

„Gewiß,“ erwiderte ich, „erst vorige Woche in Livermore bei Don Pedro.“

Er lachte verächtlich.

„Ja, ja, sie nennen's so, das Gespringe. Was wissen die von einem Fandango, wie ich ihn noch gesehen habe! Das war kein Tanz, das war ein süßer Taumel, ein Wonnerausch.

„Sie erhob die Arme über den Kopf und trat tänzelnd vor.

„Die Kastagnetten klapperten, die Guitarre klang immer wilder, herausfordernder. Der junge Mann an Carmellas Seite — es war kein anderer als der Tejada — begann den Tanz.

„Jede seiner Bewegungen drückte seine Liebeswerbung, seine Sehnsucht nach der Geliebten aus. Sie schien sich zu sträuben, sie wich in anmutigen Wendungen dem heißen Werben aus, ihn mit ihrem Glutblick zu immer leidenschaftlicherem Verlangen aufreizend. Der Guitarrespieler war aufgesprungen, mit beiden Händen wütete er in den Saiten seines Instruments, seine ganze Haltung drückte die Anteilnahme an dem Tanze aus. Auch die übrigen drehten sich im Kreise; die Sporen klirrten, laute Ausrufe ertönten.

„Jetzt hatte Tejada die Geliebte ergriffen, die sich nur noch schwach wehrte. Das Ziel des Tejada war erreicht. Alles drehte sich im wirren, wilden Kreise, daß die brennenden Scheite umherflogen unter den Tritten der Tanzenden.

„Der Vater oben wußte nun alles. Carmella war ihm freiwillig gefolgt, sie hatte ihren alten Vater verlassen um des

Räubers willen. Er nahm die Büchse zur Hand, der Hahn knackte; sie hörten es nicht, die Unvorsichtigen. Sollte er beide töten oder ihn allein? — Was konnte das Mädchen dafür? Er war der Verführer.

„Da erklang wieder die Guitarre. In ihm selbste rollte kastilianisches Blut; in seiner Jugend war er berühmt gewesen als Fandangotänzer; die Musik berauschte ihn, er setzte die Flinte ab; es flammte vor seinen Augen — er träumte von seiner Jugend — und das Unglaubliche geschah: mit einigen Sprüngen stand er mitten unter den Tanzenden.

„Mit einem schrillen Ton brach die Musik ab; alles starrte auf den Verwegenen. Nur ein Wahnsinniger konnte so etwas wagen. Carmella erwachte jäh aus ihrem Taumel, den Vater erkennend, und stellte sich schützend vor ihn.

„‚Du suchst dein Kind, Fernando?‘ sagte Tejada. ‚Sie ist hier. Frage sie selbst, ob ihr Gewalt geschehen.‘

„Carmella fiel dem Vater weinend um den Hals.

„‚Vergieb, Vater! Ich mußte ihm folgen, ich liebe ihn so sehr!‘ schluchzte sie.

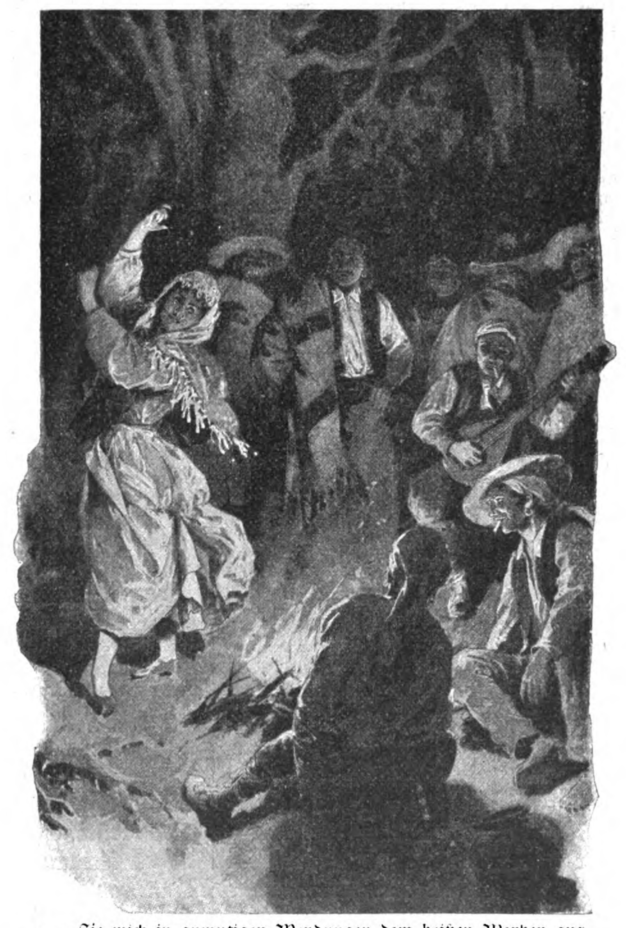
„Fernando war aus seinem Taumel erwacht, in den ihn die wilde Musik, der aufregende Anblick versetzt hatten, er war sich der Gefahr bewußt, in die er sich gestürzt, aber auch des Unglücks, seine Tochter als die Geliebte eines Räubers und Mörders zu sehen.

„‚Und weißt du denn, wen du liebst, thörichtes Kind?‘ rief er, ungeachtet der drohenden Blicke rings umher. ‚Den Tejada, den Desperado, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt ist, der am Galgen enden wird!‘

„Zwei Burschen sprangen bei diesen Worten auf ihn zu mit hoch geschwungenen Nawayas. Tejada hielt sie zurück.

„‚Laßt den Alten!‘ sagte er lächelnd; ‚er hat ja recht. — Carmella,‘ begann er dann erregt und fest, ‚was dein Vater da sagt, ist alles wahr. Ich bin ein Räuber, wenn ich auch meine eigene Art dabei habe. Auf meinen Kopf ist ein hoher Preis gesetzt, und sie haben mir wirklich den Galgen zugedacht. Mein Leben ist Gefahr und Kampf. Wer sich mit mir verbindet, verbindet sich mit Schmach und Tod. Dein Vater aber ist ein ehrlicher Mann, den alles liebt und achtet, der nichts mit mir

gemein haben kann und will. Entweder er oder ich! Du mußt wählen, und ich krümme dir kein Haar, wie die Wahl auch



. . . Sie wich in anmutigen Wendungen dem heißen Werben aus.

ausfällt. Ich raube alles, Geld, Gut und Leben, nur eins kann auch der Tejada nicht rauben, und doch sehnt sich keiner

mehr darnach, wie gerade er, der Verstoßene! Dieses eine muß auch er, der Desperado, geschenkt bekommen — Du weißt, was ich meine, Carmella. Wähle!‘“ —

Das Gebrüll eines Puma erklang jetzt, scheinbar in nächster Nähe. Der Hund des Vâquero erhob knurrend den Kopf; dieser drückte ihn sanft nieder; er war offenbar so in seine Erzählung vertieft, daß er die verhaßte Stimme gar nicht beachtete. —

„Fernando selbst war ergriffen von dem Freimut des Räubers; in diesem Augenblick konnte er ihn nicht so verabscheuen, wie er das sonst gewöhnt war; er wußte nur zu gut, welche Wahl seine Tochter treffen würde.

„‚Tejada,‘ sagte sie, ihr Haupt erhebend, ‚wie kannst du sagen: wähle! Hätte ich nicht schon längst gewählt, wäre ich dann hier? — Ich bin sein, Vater; ist er auch Räuber, was fragt die Liebe darnach! Er ist aber der ‚Rächer‘, wie du ihn selbst früher so oft genannt, der Rächer alles Unrechts, das uns die Fremden anthun! Wer leidet Unrecht ohne Wunsch nach Rache? Und,‘ — sie umfing den Geliebten, ihm tief in die Augen sehend — ‚in meinen Armen wird er der Rache vergessen und vielleicht sich wieder zurückführen lassen in die Welt, die ihn ausgestoßen. Die Welt ist ja groß, und wahre Liebe sühnt alles!‘

„Tejada schloß sie fest an sich. In diesem Augenblick umschwebte ihn sein guter Geist, das fühlte Fernando.

„‚Komm’ mit mir!‘ drängte er. ‚Es ist doch ein Hundeleben, das du führst, und noch kannst du ein anderes anfangen! Kalifornien ist groß. Niemand kennt dich im Süden. Ich verkaufe mein Land und gehe mit euch.‘

„Einen Augenblick schien er fast zu zögern, nur einen Augenblick.

„‚Zu spät!‘ sagte er dann; ‚wer so weit ist wie ich, für den giebt es keinen Rückweg mehr — und ich könnte es auch nimmer führen, dieses zahme Leben. — Mach’ dir keine solche Hoffnung, Carmella!‘ wandte er sich dann an das Mädchen, das noch immer an seinem Halse hing, ‚ich bin nun einmal der Tejada und kann kein Bauer werden. Es soll dich keine Verantwortung treffen, du sollst weniger von meinem Treiben erfahren als bisher, und wird dir das Leben bei uns in den

Wäldern zu rauh, zu hart, so verlasse mich und gehe in die Stadt nach Frisco, wohin du willst; du sollst fürstlich leben dort! Wenn ich dich auch nur selten sehen kann, ich weiß doch, daß es einen Ort giebt, wo der Tejada nicht gehaßt, wo er geliebt wird — und das ist's, wonach ich brenne. — Jetzt, Alter, bleib' wir wollen die Hochzeit feiern!'

„‚Lästere nicht!' warnte Fernando. ‚Deine Geliebte kann sie ja sein, aber nie dein Weib: kein Priester wird euch segnen.'

„‚Glaubst du?' lachte Tejada auf. ‚Und dir liegt viel an diesem Segen, nicht wahr, Alter? Wir Spanier sind ja gute Christen! So sage ich dir, daß kein Tag mehr vergeht, bis Carmella mein angetrautes Weib ist.'

„Er sprach das mit einem Tone, daß man keinen Zweifel auszusprechen wagte.

„‚Bist du's jetzt zufrieden, und willst du unser Fest nicht stören durch saure Miene, so bleib'. Sonst Gott befohlen! Dein Weg steht offen.'

„Darauf gab er dem Guitarrespieler einen Wink, flüsterte einem seiner Leute etwas ins Ohr, worauf dieser in dem Gebäude verschwand, faßte Carmella um die Hüfte und begann den Tanz von neuem. Der Guitarrespieler lärmte, so viel er konnte, ein alter Spitzbube schlug mit den knochigen Fingern das Tambourin dazu. Unterdessen kehrte der von Tejada Abgesandte mit zwei Weinschläuchen zurück. Eine Scene begann, wie Fernando sie nie gesehen. Man sprang über das aufgetürmte Feuer, dessen hochaufschlagende Lohe das Laubwerk umher zu entzünden drohte. In Ermangelung der Mädchen tanzten die Männer zusammen. Den Mittelpunkt bildete das Paar. Die ungezügelte Leidenschaft Tejadas hatte auch Carmella ergriffen. Ihre schwarzen Flechten hatten sich gelöst und umwogten sie wie ein dunkler Schleier, ihre Wangen glühten, ihre Augen sprühten in unheimlichem Feuer, die Kastagnetten knitterten und knatterten in ihren Händen. Dem Alten wurde angst um sie; es war ihm, als sehe er sein liebes Kind in der Hölle. Man brachte ihm Wein, starken, feurigen Wein, er trank und trank — er lachte zu dem tollen Tanze. Er freute sich an seinem schönen Kinde, das alle so begehrlich betrachteten. Da auf einmal sprang er selbst hinein in den sinnbethörenden Wirbel. Alles schwankte und schwebte, glühte und

brannte um ihm herum — immer wirrer, immer toller, bis er die Besinnung verlor.

„Ein fröstelndes Gefühl erweckte ihn. Der Morgen graute im Osten, ein schmaler roter Streifen lag über der Sierra, von der es kühl herüberwehte; vor ihm erloschen die letzten Funken unter der qualmenden Asche. Alles um ihm tot und still; nur der Wachtelruf ertönte von allen Seiten im Busch.

„Hatte er geträumt von Tejada? Von einem großen Feuer, das Carmella langsam verbrannte? — Er hielt sich den schmerzenden Kopf. Erst allmählich fand er sich zurecht, und bitteres Weh überkam ihn. Sie hatte ihn verlassen, wohl aus Furcht vor Verrat. Sein Kind war verloren für immer!

„Ein weißer Zettel war mit einem Messer an dem Lorbeerstamm befestigt; er konnte ihn nicht übersehen.

„‚Leb' wohl, vergiß die Carmella nicht! Sie ist und bleibt dein treues Kind!' stand darauf, von ihrer Hand geschrieben. Darunter mit mühseligen Buchstaben: ‚Such' mich hier nicht mehr! Tejada.'

„Er nahm den Zettel herunter und benetzte ihn mit heißen Thränen um sein Kind.

„Dort stak er, wo die vernarbten Schriften eingeschnitten sind.“ —

Mateo deutete auf einen mächtigen Lorbeerstamm. Der flackernde Schein des Feuers lief über die glatte Rinde und ließ längst verwachsene Einschnitte erkennen. Neugierig trat ich hin. „Jesus Tejada“ war deutlich zu lesen, darunter, in diese Schrift förmlich hineingewachsen und deshalb schwer zu lesen: „Carmella . . .“ Das andere Wort war nicht zu entziffern. Ich konnte mich nicht losreißen von diesen verwitterten Zügen. In dem zuckenden Flammenschein schienen sie sich zu bewegen, sich ineinander zu schlingen; wie Thränen glänzten die Tropfen frischen Harzes, die sich jäh aus den Einschnitten herausdrängten. Auch Mateo starrte regungslos darauf hin und fuhr sich heimlich über die Augen.

Was doch so ein Vaquero für ein weiches Gemüt hat! dachte ich. Ich setzte mich wieder an seine Seite. Die Mondsichel blitzte durch das Geäst, ihr mildes Licht kämpfte mit dem grellen Feuerscheine.

„Er nahm den Zettel und benetzte ihn mit seinen heißen Thränen," begann ich nach langem Schweigen, — „was weiter, Sennor Mateo?"

„Dann stieg er in die Höhe hinauf, wo er sein Pferd gestern gelassen — Sie wissen ja, die guten Tiere gehen nicht weit — und ritt seinem Hause zu.

„Es war jetzt öde und leer; es graute ihm davor. Zwei Tage hielt er es aus, entsetzliche Tage voll Weh nach seinem Kinde; dann ritt er davon nach Livermore. Er wollte Zerstreuung um jeden Preis. Die gab's damals dort zur Genüge

„Fandangohäuser, Spielhäuser, Kneipen aller Art. Der Whisky floß in Strömen. Gold hatte damals keinen Wert, sie gruben es ja genug heraus in der Umgegend.

„Da mitten hinein stürzte sich Fernando. Im Spielhause des Don Pedro ging es am lebhaftesten zu; man spielte Monte, Poker, Faro, Keno.

„‚Warum hast du die schöne Carmella nicht mit?' rief ihm Pedro hinter dem Schenktisch zu.

„‚Und wer soll das Haus hüten?' antwortete er ärgerlich.

„‚Das Mädchen ganz allein zu Hause, in dieser verdammten Gegend? Du hast Courage, Fernando!' entgegnete der Wirt. ‚Fürchtet sie sich denn nicht vor dem Tejada?'

„‚Vor dem braucht sich keine Sennora mehr zu fürchten!' schrie ein junger Mann vom Spieltisch herüber. ‚Wißt ihr denn nicht, daß er verheiratet ist seit zwei Tagen?'

„Lautes Gelächter auf allen Seiten.

„‚Was lacht ihr denn,' fuhr er fort. ‚Verheiratet, sage ich, wie keiner von uns mehr verheiratet sein kann. Von einem Abbate getraut am Altar mit brennenden Kerzen! Habt ihr denn nichts gehört in diesem Nest?'

„Man wurde aufmerksam; das Spiel wurde ausgesetzt; jeder wollte Näheres wissen. Dem Fernando drehte sich alles vor den Augen.

„‚Ein teuflischer Kerl, dieser Tejada!' begann der junge Mann. ‚Man muß doch Respekt vor ihm haben! Vorgestern nacht soll es gewesen sein. Der Abbate von San José, der dicke, kleine Herr — ihr kennt ihn ja wohl? — liegt im festen Schlaf. Da pocht es heftig an das Thor. Wohl Botschaft

von einem Kranken! dachte sich der Abbate. Die alte Haushälterin öffnet, ein Mann steht vor der Thür, in einen Mantel gehüllt, den Sombrero tief ins Gesicht gedrückt.

„„Sag deinem Herrn, er soll sofort aufstehen und in die Kirche kommen, um eine Trauung zu vollziehen.“

„‚Die Alte will die Thür zuschlagen, in der Meinung, sie werde von jungen Leuten zum Narren gehalten, doch der Fremde trat in die Füllung und wehrte es ihr.

„„Wenn du ihn nicht holst, muß ich ihn selber holen,“ sagte er. Der Mantel öffnete sich bei einer heftigen Bewegung, und Waffen blitzten der erschrockenen Alten entgegen.

„„Ja, wen soll er denn trauen, Herr?“ fragte sie, an allen Gliedern zitternd. „Zu solcher Zeit, ohne Zeugen, das kann doch nicht sein!“

„„Den Tejada soll er trauen, sage ihm. Zeugen hat er ein Dutzend mit, und sein muß es, und zwar gleich. Es hat Eile!“

„‚Die Alte hatte kaum noch die Kraft, in das Haus zu gehen, als sie diesen Namen hörte.

„„Mach' rasch, und der Abbate soll ja keinen Lärm machen, sonst rufe ich meine Jungens.“

„‚Bald wurde Licht im Hause. Der Tejada klopfte ungeduldig an das Fenster. Da trat der Abbate heraus in der weißen Soutane, an allen Gliedern zitternd. Tejada grüßte ehrerbietig.

„„Fürchtet nichts, ehrwürdiger Vater,“ sagte er, „ich will Euch nichts Böses anthun; ich will nur als Christ getraut werden von Euch. Da es mir bei Tage verwehrt ist, wählte ich die Nacht.“

„‚Der Abbate machte schüchterne Einwendungen. Tejada nahm ihn beim Arm und führte ihn zur Thür hinaus.

„„Habt Ihr die Kirchenschlüssel?“ fragte er.

„‚Der Abbate nickte sprachlos mit dem Kopfe und folgte ihm.

„‚Hinter den Grabsteinen vor der Kirche schlichen von allen Seiten dunkle Gestalten hervor. Der Abbate sprach sein letztes Gebet; der Tejada mußte die Thür aufschließen, so zitterte seine Hand.

„„Mach Licht!“ befahl er. Die vier Kerzen am Altar verbreiteten Helle.

„„Leise schlich man in die Kirche, kein Wort wurde gesprochen. Zwei Kerle führten ein dicht verschleiertes Mädchen herbei. „Sie weinte,“ erzählte der Abbate.

„„Das ist meine Braut,“ sagte der Tejada, — „macht es rasch!“

„„Die Ceremonie begann. Mit bebender Stimme sprach der Geistliche die Gebete. Sechs dicht vermummte Männer knieten auf den Steinfliesen und murmelten Gebete. Es soll aber hie und da verdächtig geklirrt haben, wenn sich einer bewegte.

„„Der Abbate verband die Hände des Paares, wechselte die Ringe, sprach den Segen. Er wagte es nicht, einen Satz auszulassen, und der Tejada verließ getraut die Kirche, dankte ihm freundlich und drückte ihm einen Beutel Gold in die Hände. Draußen standen Pferde bereit, in einem Hui war alles verschwunden wie ein Spuk. Der Abbate blickte ihnen mit offenem Munde nach, den Beutel mit Gold in der Hand, bis ihn eine weibliche Stimme aufweckte, die hinter einem Grabstein herzukommen schien.

„„Leben Sie denn noch, Padre Felice?“

„„Die treue Alte war es, die hervorhuschte und ihren Herrn betastete, ob er denn wirklich noch lebe. Dann fühlten ihre Finger das Gold im Beutel, den der Abbate noch immer kopfschüttelnd in den Händen hielt.

„„Wie kam das in Ihre Hände?“ fragte sie.

„„Der Tejada hat es mir gegeben,“ stammelte der Greis.

„„Sie nahm es ihm ab, griff dem vor Aufregung Halbtoten unter den Arm und führte ihn zum Wohnhaus zurück.

„„Er ist doch ein Caballero, der Tejada! Ich habe es immer behauptet,“ sagte sie, den Beutel fest an sich drückend.

„„Und trotz alledem ein guter Christ,“ fügte der Abbate hinzu, der sich allmählich von seiner Angst erholt hatte und die Größe des Beutels bewunderte.

„„Ist das nicht ein Kapitalstreich? Und hat der Alte nicht recht?‘ schloß der junge Mann die Erzählung, die er auf seine Art ausgemalt hatte. ‚Ein Hurrah dem Tejada und seiner schönen Frau!‘ „Hurra!“ tönte es aus allen Kehlen.

„Man belachte den Vorfall, riß schlechte Witze über den furchtsamen Abbate und seine Haushälterin. Niemand achtete mehr auf Fernando, der totenbleich fortschlich, sich auf sein Pferd warf und davonsprengte.

„Bis jetzt hoffte er, Carmella werde zur Vernunft kommen und den Desperado verlassen, oder es könne sich bei diesen beiden hitzigen Naturen ein Zwist ereignen, der sie wieder zu ihm zurückführe. Jetzt war alles aus! Jetzt war sie sein Weib, am Altar getraut, jetzt durfte sie ihn nicht mehr verlassen bis zum Tode.

Niemand sah ihn mehr seit diesem Tage. Vom Tejada aber war auch nichts mehr zu sehen und zu hören im ganzen Thale. Kein neuer Mord, kein Ueberfall, kein Viehraub, nichts ereignete sich; es war, als ob er gestorben wäre.

„So verging fast ein Jahr. Fernando verließ sein Haus nicht mehr. Jede Nacht horchte er sehnlichst hinaus, ob er nichts vernehme, keinen Hufschlag, keinen Zuruf. Seine Sehnsucht nach Carmella war unendlich gewachsen; er hätte sie jetzt auch an der Spitze einer Mörderbande mit Freude begrüßt.

„Nichts ließ sich hören. Vielleicht hat Tejada sie getötet in seinem blinden Zorn! Vielleicht ist sie den Strapazen erlegen!

„Er betrauerte sie als tot.

„Da pochte es eines Nachts an das Thor. Er saß eben im Zimmer und stierte wieder in die Nacht hinaus.

„‚Carmella!‘ klang es in seinem Innern. Er hätte aufjauchzen mögen und eilte ans Thor.

„‚Bist du's, Carmella?‘ fragte er.

„‚Ich bin's,‘ klang es leise. ‚Oeffne!‘

„Seine Hand bebte nicht minder als die des Abbate damals, endlich öffnete er.

„Der Mond schien hell. Er fuhr entsetzt zurück.

„Ein zerlumptes, totenbleiches Weib stand vor ihm, offenbar ermattet vom langen Wege; verzerrte, gealterte Züge beleuchtete der Mond. Das sollte Carmella sein, sein blühendes Kind?

„‚Bist du es denn?‘ rief er, ihr in die Augen sehend.

„‚Ich bin es,“ sagte sie schmerzlich.

„Dann schloß er sie in seine Arme, und seine Thränen flossen auf ihren Scheitel.

„‚Tejada ist tot?‘ fragte er.

„‚Nein, er lebt.‘

„‚Er lebt, und du hast ihn verlassen?‘ Er entfernte ihren Arm von seiner Brust.

„‚Weil er mich betrogen hat, weil ich ihn hasse, weil ich mich rächen will!‘ klang es heiß, wuterstickt. Das bleiche Gesicht sah entsetzlich aus mit den drohenden schwarzen Augen. ‚Und du mußt mir helfen, mich zu rächen!‘

„‚Ja, wie soll ich?‘

„‚Tejada ist in diesem Augenblick bei seiner Geliebten in Campo Santo, fünf Meilen von hier. Hole die Nachbarn zusammen, ich zeige euch das Haus. Ihr fangt ihn lebendig, und er muß hängen!‘

„Der tödlichste Haß verzerrte das einst so liebliche Gesicht.

„Fernando war empört über diesen Vorschlag.

„‚Und wer verriet dir das? Einer von seinen Spießgesellen wohl, ein Räuber? Und dem glaubst du?‘

„‚Ich muß ihm glauben. Wir sind jetzt in Sonora; seit Wochen verläßt er mich auf Tage. Er habe wichtige Geschäfte, sagte er. Ich wurde mißtrauisch. Diegno, unser Späher, machte mich aufmerksam, daß er seinen Weg immer nach Campo Santo nehme und dort in einer kleinen Hacienda absteige, die von Frauen bewohnt werde. Heute folgte ich ihm. Diegno hat recht. Ich sah ihn selbst eintreten und sah ein Weib am Fenster. — Er soll Carmella kennen lernen, der Elende!‘

„‚Und doch ist es erbärmlich von dir, seiner Frau, ihn zu verraten,‘ wandte Fernando ein. ‚Wenn es doch ein Irrtum wäre? Und wenn auch nicht — es ist doch erbärmlich!‘

„‚Du weigerst dich also?‘ fragte sie erregt. ‚Du bist alt, und dein Blut fließt träge. So gehe ich nach Livermore zum Sheriff, und ist auch der zu feig, fürchten sie ihn alle, den Tejada, dann will ich ihn töten, ich allein, die Carmella!‘

„Den Vater entsetzte der Anblick der rachedürstenden, haßerfüllten Tochter, zugleich aber sah er das furchtbare Leid, das aus dem gealterten, bleichen Antlitz blickte, zugleich auch kam ihm der Gedanke, daß derselbe Mann, um dessentwillen sein Kind ausgestoßen war aus der Gemeinschaft der Menschen, um dessentwillen sie verdammt war mit Leib und Seele, um dessentwillen

sie ihn, den Vater, verließ, den sie einst über alles geliebt, daß derselbe Mann, dem sie alles, alles geopfert, sie jetzt erbärmlich hinterging, und auch in ihm stieg plötzlich ein unbezähmbarer Haß auf.

„Verdiente er nicht den Tod für all seine Schandthaten, für die Ströme vergossenen Blutes? Verdiente er ihn nicht hundertmal für den Verrat an seinem unglücklichen Kinde?

„‚Ich gehe mit dir, Carmella!‘ rief er plötzlich, aus seinem Nachsinnen erwachend.

„Er sattelte zwei Pferde und steckte Waffen zu sich. Noch einmal zögerte er; eine innere Stimme sagte ihm, daß Carmella nie und nimmer das Recht habe, ihren Mann zu verraten, zu töten. Doch ein Blick in ihr Antlitz, und er schwang sich auf das Pferd. Wie der Sturm ging es nach Livermore; man denkt nicht beim schnellen Ritt.

„In Livermore war damals ein berühmter Sheriff, Henry Morse. Keinem gelang es wie ihm, die Gegend von allem Gesindel zu reinigen. Er scheute vor nichts zurück.

„‚Der Knabe ohne Bart‘, wie sie ihn wegen seiner Jugend nannten, war der Schrecken aller Desperados. Zu diesem ritt jetzt Fernando mit Carmella. Zufällig war er zu Hause.

„‚Willst du den Tejada fangen, Henry?‘ fragte er ihn, in das Zimmer tretend.

„‚Das heißt, du weißt den Weg dazu?‘ erwiderte der Sheriff.

„‚Ich nicht, aber diese hier, Carmella, meine Tochter.‘

„Henry Morse betrachtete das bleiche Weib, das noch immer keine Spur von Reue über seine Handlungsweise verriet, mit durchdringend forschendem Blick. Carmella hielt ihn nicht aus; niemand hielt ihn aus.

„Fernando fürchtete, er werde fragen, woher sie von Tejada etwas wisse. Kein Wort davon; doch es kam ihm vor, als wisse er schon alles, ein so eigentümliches Lächeln flog über sein Antlitz.

„‚Und was weiß die Sennora vom Tejada, was mir nützen könnte?‘ fragte er ruhig.

„‚Er ist in Campo Santo diese Nacht, in der Hacienda, die an den schwarzen Bergen liegt.‘

„‚Und was thut er dort?‘

„Carmella zitterte am ganzen Leibe.

„‚Seine Geliebte wohnt dort,‘ brachte sie widerstrebend hervor. Das sarkastische Lächeln um Morses Lippen zeigte sich wieder.

„‚Ich kenne die Hacienda, Sennora,‘ sagte er. ‚So viel ich aber weiß, wohnt nur eine alte Frau darin, seit Jahren.‘

„Carmella stutzte einen Augenblick; es kam ihr wohl der Gedanke, ob es nicht doch am Ende Verleumdung sei; aber die Eifersucht glaubt ja so gern das Unwahrscheinlichste.

„‚Mag sein,‘ sagte sie, ‚dann wohl die Helfershelferin.‘

Morse zuckte die Achsel.

„‚Sie scheinen gut unterrichtet zu sein. Versuchen wir's denn. Der Tejada ist einen unnützen Ritt schon wert. In fünf Minuten bin ich bereit.‘

„Er warf noch einen langen Blick auf Carmella und verließ das Gemach.

„‚Hast du es gehört?‘ sagte Fernando. ‚Nur eine alte Frau. Wenn du ihn schuldlos verraten hast, es wäre zum Wahnsinnigwerden.‘

„‚Diegno kann sich nicht irren. Was sollte der Tejada bei einer alten Frau? Es ist so, wie ich sagte.‘

„Beide schwiegen, in düstere Gedanken versunken.

„Fernando wollte einmal zur Thür hinaus sehen; sie war verschlossen. Morse war vorsichtig.

„Nach fünf Minuten trat er ein, marschfertig. Zwei Pistolen staken in seinem Gürtel.

„‚Kommen Sie, Sennora:‘ sagte er, reichte ihr galant den Arm und führte sie hinaus.

„Sechs Mann zu Pferde warteten draußen. Er half ihr in den Sattel, und fort ging es gegen Campo Santo. Sie ließen Carmella und den Vater in der Mitte reiten; ein Entrinnen wäre unmöglich gewesen. Kein Wort wurde gesprochen, bis man die Häuser des kleinen Ortes im Mondlicht erblickte, dann hielt der Zug.“ —

Mateo schwieg einen Augenblick, als besänne er sich über den Fortgang.

„Lassen Sie mich das Uebrige morgen, ein andermal erzählen, wenn wir zusammenkommen. Es schläft sich nicht gut

darauf, besonders nicht hier, wo man den Atem der Unglücklichen zu hören glaubt."

Ich brannte auf die Entwickelung, und gerade hier wollte ich sie hören, wo sie am meisten wirken mußte. Er gab meiner Bitte nur mit Widerwillen nach und fuhr fort:

„Morse ließ sich von Carmella die Hacienda zeigen. Sie lag draußen im Waldgebirge. Die weißen Mauern hoben sich grell davon ab, und ein Lichtstrahl lief von einem Fenster aus in das Dunkel des Waldes hinein.

„Er machte die Eifersucht, den Haß in Carmellas Brust neu auflodern. Ihre Phantasie schuf sich hinter diesen Mauern ein für sie furchtbares Bild.

„‚Mein Grundsatz ist, kein Menschenleben unnötig zu riskieren bei solchen Fällen,' sagte Morse. ‚Dringen wir in das Haus, so kostet es Blut; ein Tejada läßt sich nicht fangen wie ein Taschendieb. Es handelt sich darum, ihn herauszubekommen durch List. Und Sie allein können das erreichen,' wandte er sich zu Carmella. ‚Sie besitzen Mut und Entschlossenheit und' — er sprach das Letzte leise, daß es nur von ihr gehört wurde — es liegt Ihnen offenbar viel an der Gefangennahme des Tejada.' Warum? Was kümmert es mich! So thun Sie, was ich Ihnen sage; es soll Ihnen kein Haar gekrümmt werden. Man umzingelt das Haus von allen Seiten. Sie klopfen an und bitten, wenn man Ihnen aufmacht, um ein Nachtquartier. Ihr Aussehen wird das glaubhaft machen. Wenn der Tejada wirklich da ist, wird er sich entfernen, sobald jemand Fremdes, sei es auch nur eine Bettlerin, das Haus betritt; er ist vorsichtig. Bleibt er, so überlasse ich es Ihnen, uns irgend ein Zeichen über den Stand der Dinge zu geben. Die Sennoras und der Haß sind ja erfinderisch darin,' fügte er mit einem vielsagenden Lächeln hinzu.

„Fernando hörte die ganze Unterhaltung; es machte auf ihn den Eindruck, als wisse Morse alles und wollte nur der Carmella freie Hand lassen.

„Carmella erklärte sich einverstanden. Morse versprach ihr, mit ihrem Vater in der nächsten Nähe des Hauses zu bleiben und ihr auf das leiseste Zeichen von Gefahr zu Hilfe zu kommen. Dann ritt er der Hacienda zu.

„Einige Büchsenschüsse davon gab Morse seine Befehle. Die kleine Schar verteilte sich und verschwand in der Nacht. Er selbst, Fernando und Carmella saßen ab und näherten sich dem Eingang. Die beiden Männer bargen sich hinter Baumstämmen.

„Fernando sah mit Todesangst, wie sie sich dem Eingang näherte; er war entschlossen, sie bei dem geringsten Zeichen der Gefahr zu retten. Abhalten konnte er sie nicht mehr, er war schon zu weit gegangen.

„Ehe Carmella an die Thür klopfte, schlich sie, an die Wand des Hauses gedrückt, katzenhaft dem im Erdgeschoß beleuchteten Fenster zu. Sie wollte offenbar einen Blick hinein werfen; es war vom Boden aus leicht zu erreichen. Fernando verlor keinen Blick von ihr. Vorsichtig richtete sie sich jetzt empor gegen die beleuchtete Scheibe; mit einer Bewegung des Entsetzens fuhr sie zurück, ein mühsam unterdrückter Schrei drang an das Ohr der Männer.

„‚Sie hat doch recht vermutet,‘ dachte Fernando, — ‚so stirb, Schurke, du verdienst nicht mehr!‘

„Carmella war zur Erde gesunken. Sie warf einen Blick zurück auf den Platz, wo ihr Vater stand; es war, als ob sie unschlüssig wäre, was zu thun; dann eilte sie plötzlich nach der Thür und klopfte.

„Der Lichtschein verschwand augenblicklich. Carmella hatte den Kopf wie lauschend fest gegen die Thür gepreßt. Jetzt knarrte ein Schlüssel; die Thür öffnete sich ein wenig. Es war Fernando, als sähe er einen Augenblick ein männliches Gesicht in der Spalte, als höre er einen unterdrückten Ausruf, diesmal von einer männlichen Stimme. Doch Carmella huschte rasch hinein, ohne ihre Bitte um Nachtquartier vorzubringen.

„Die Thür fiel in die Angel. Morse wurde unruhig und ließ Fernando nicht aus den Augen. Der horchte mit Bangen auf jedes Geräusch aus dem Hause. Doch es war auffallend still. Auch der Lichtschein erschien nicht mehr. Er glaubte, ein leises Weinen und Schluchzen zu vernehmen. Dann auch das nicht mehr. Eine qualvolle Viertelstunde verging.

„Morse war eben im Begriff, von Besorgnis erfaßt, selbst Einlaß zu begehren, da erscholl hinter dem Hause Hufschlag.

Ein schmaler Wiesenstreif, der das Haus vom Walde trennte, war grell vom Mondlicht beschienen. Darüber sprengte ein Reiter wie ein Blitz, und doch nicht rasch genug. Drei Schüsse fielen, ein jäher Aufschrei erfolgte — ein weiblicher Aufschrei, der Fernando erstarren machte. Er erkannte die Stimme seiner Tochter, und er hatte mit seinen scharfen Augen bemerkt, daß eine dunkle Gestalt sich an den Reiter schmiegte. Im Walde knackten noch Aeste, dann wurde es still."

Auch Mateo wurde still, wir anderen ebenfalls, nur im Lorbeerbaum flüsterte es geheimnisvoll, und der Kauz rief mechanisch in der Felswand über uns.

Ich sah dem Erzähler ins Auge; es glänzte feucht — ein Mondstrahl verriet es — und die Lippe zuckte. Ich ahnte, was ihm die Carmella war, und wagte nicht, weiter in ihn zu dringen; doch er unterdrückte gewaltsam die aufsteigende Weichheit und erzählte weiter:

„Die anderen galoppierten herbei, um Morse Meldung zu machen. Sie hatten auf einen Reiter Feuer gegeben, der aus der Hacienda herausgesprengt war. Auch sie hatten bemerkt, daß etwas sich an ihn anschmiegte, und sie wollten genau gesehen haben, daß der Reiter im Sattel wankte. Weiteres war bei seinem plötzlichen Verschwinden nicht festzustellen. Man wußte nicht einmal bestimmt, ob es der Tejada gewesen.

„Nun gab es kein Zuwarten mehr, und Fernando ließ sich auch nicht mehr zurückhalten. Die Thür war nicht verschlossen. Fernando rief, jetzt alles vergessend, laut nach Carmella. Keine Antwort, kein Laut im ganzen Hause. Es wurde allen unheimlich. Man zündete Licht an und öffnete vorsichtig die Thür zum Zimmer rechts, wo das Licht gebrannt hatte. Morse ging voraus mit dem gespannten Revolver. Plötzlich fuhr er zurück. Sein Gesicht war aschfahl; das war selten bei Henry Morse. Fernando drängte voll böser Ahnung nach. Welch ein Anblick!

„An der Wand hinter der Thür stand ein Bett, und darin lag eine Greisin — tot, das Kruzifix in den auf der Brust gekreuzten Händen. Sie starrte mit gläsernen Augen den Eintretenden gerade ins Gesicht. Alle zogen die Hüte. Die Schauer des Todes wehten durch das Gemach.

„Nur Morse trat näher. Der Sheriff erwachte wieder in

ihm; die Tote war ihm unbekannt. Dann flog sein forschender Blick im ganzen Zimmer umher.

„Am Boden lag ein rotes Tuch. Carmella hatte es, um



Eine dunkle Gestalt schmiegte sich an den Reiter . . .

das Haar gewunden, während des Ritts getragen. Daneben ein kleines Messer. Morse hob es auf.

„‚Es war der Tejada, auf den ihr geschossen,‘ sagte er, es zu sich steckend.

„‚Und die Tote?‘ fragte einer der Leute.

„‚Wohl seine Mutter, an deren Sterbebett er gestanden. Sie soll sich in dieser Gegend aufgehalten haben, und ich ahnte so etwas.‘

„Seine sterbende Mutter! Fernando war zerschmettert. Und der Verräter war sein Weib! — Der Himmel ist gerecht. Jetzt wußte er gewiß, daß der Schrei von Carmella kam, ihr Todesschrei!

„‚Deine Tochter ist eine schlechte Späherin,‘ sagte Morse mit einem verächtlichen Blick, — ‚und ein noch schlechteres Weib,‘ fügte er leise hinzu.

„‚Wenn sie nicht mit ihrem Opfertode alles gesühnt hätte! erwiderte Fernando.

„‚Das wünsche ich ihr,‘ sagte der eiserne Mann. ‚Wir werden morgen mehr davon erfahren.‘

„Dann ging er an das Bett, drückte der Alten die Augen zu und brach auf.

„‚Leb' wohl, armer Fernando!‘ rief er ihm noch zu. ‚Melde es mir, wenn du etwas von ihm oder ihr hörst.‘

„Dann verschwand er mit seinen Leuten.

„Fernando wußte genau, welch erschütternde Scene sich vor dieser Toten abgespielt haben muß. Statt der verhaßten Geliebten fand Carmella die tote Mutter, statt des verräterischen Gatten den trotz aller Verbrechen liebenden, treuen Sohn, und sie wußte ihn vom sicheren Tode bedroht.

„Sie wird vor ihm niedergefallen sein in rasender Verzweiflung und ihm ihren Verrat gestanden haben; er, der Räuber, wird ihr um ihrer Liebe willen verziehen und mit ihr die Flucht versucht haben, auf der Carmella den verratenen Gatten mit ihrem Leibe gegen die Kugeln zu decken suchte. — So mußte es sich abgespielt haben.

„Es trieb ihn fort, nach Hause; vielleicht fand er dort Nachricht, vielleicht sie selbst! Er jagte sein Pferd zu Tode, wie ein Nachtgespenst flog er über Feld und Heide. Daheim fand er natürlich nichts. — Die Nacht ging schon zu Ende, da pochte es wieder am Thor. Helle Freude überkam ihn. Wenn sie es wäre! Wer sollte es sonst sein?

„‚Wer ist's?‘ Keine Antwort.

„Behutsam öffnete er. Da fällt eine weibliche Gestalt in seine Arme, schwer wie Blei, regungslos. Die Knie zitterten ihm; er nahm das Tuch weg, welches das Antlitz bedeckte, und — blickte in Carmellas starre, leichenblasse Züge. Sie blickte nicht mehr finster wie gestern, sie lächelte; sie war wieder so schön wie vor einem Jahre, da sie noch ein Mädchen war.

„Fernando konnte nicht weinen, als er in dieses schöne, friedliche Antlitz blickte; er vergaß alles und glaubte, sie schlafe nur. Sanft ließ er sie zur Erde nieder. Auf ihrer Brust war eine Schrift angeheftet.

„‚Sie hat den Verrat mit dem Tode gebüßt, den sie vergebens von mir abzuwenden suchte. Der sterbende Tejada.‘

„Das gab ihm den Rest, dem Fernando. Wie erbärmlich er sich vorkam neben ihr, der Toten, die feurig liebte und feurig haßte, und die alles sühnte mit dem Tode! Und er — der kalte, hassenswerte Verräter!“

Mateo spuckte mit einer verächtlichen Bewegung aus, so sehr riß ihn die Erzählung hin und ließ ihn aus der Rolle fallen.

„Jetzt haben Sie die ganze Geschichte.“

„Nicht die ganze. Was geschah mit Fernando?“ fragte ich.

„Mit dem? Das ist nichts Interessantes. Der begrub sein armes Kind an einem Ort, den nur er weiß, schloß sein Haus und trieb seine Herde in die Wildnis. Das ist das Schöne hier zu Lande, daß man der Welt entfliehen kann mit seiner Schmach und seinem Jammer.“

Ich suchte Fernando zu verteidigen; sein Verrat sei verzeihlich, da er ja auch an die Untreue Tejadas geglaubt habe, daß dieser am Ende doch ein Desperado gewesen wäre, dessen Tod nur ein Glück für die ganze Umgegend gewesen. — Umsonst.

„Was kümmerte das den Fernando!“ erwiderte er darauf. „Deshalb hat er ihn nicht verraten, sondern aus Neid, weil Tejada von Carmella mehr geliebt wurde als er, der Vater. Das war der Grund. — Es ist spät, Sennor, wir wollen schlafen, und wenn Sie es nicht können und von Carmella träumen, meine Schuld ist es nicht, Sie wollten es nicht anders! Gute Nacht!“

Er verschwand in dem alten Gebäude.

Auch de Soto wickelte sich in seine Decke. Er war ja aufgewachsen unter den wilden Abenteurern der Grenze; ihm raubte diese tragische Geschichte nicht den Schlaf.

Die feierliche Nachtruhe der Wildnis war eingetreten.

Blaue Flämmchen liefen die glimmenden Holzstücke entlang. Ich blickte auf die Inschrift am Lorbeerstamme, als läge darin der Zauber, der die phantastischen Gestalten wieder erstehen läßt, die einst hier gehaust.

Lange lag ich so in wachen Träumen, endlich schlief ich ein. Als ich erwachte, stand die Sonne schon am Himmel und de Soto bereitete das Frühstück.

„Gut geschlafen, trotz der Carmella!“ sagte er lachend.

„Wo ist Mateo?“ war meine erste Frage.

„Fort, noch ehe der Tag anbrach,“ war die Antwort. „Es leidet ihn nirgends lange, den armen Teufel!“

„Und der Grund?“

„Den wissen Sie nicht seit gestern? Er ist der Vater der Carmella, Fernando Mateo!“

Ich ahnte es schon längst. So kann nur der erzählen, der es selbst erlebte.

„Tejada — Carmella,“ las ich am Lorbeerbaum noch einmal, ehe wir aufbrachen, und unwillkürlich zog ich ein Messer und schnitt unter ihre Namen den meinen in die zähe Rinde.

Und wenn auch er einst verwittert und vernarbt sein wird und die Kultur auch hierher gedrungen ist, so hält man mich vielleicht für einen Genossen des Räubers und ich werde der Nachwelt Kaliforniens als der berüchtigte Desperado Antonio, Tejadas treuester Gefährte, überliefert. Und vielleicht träumt einst wieder ein deutscher Träumer an der Quelle und sieht Antonio sich im Fandango schwingen mit der Carmella.





Frau von Lavalette.

Eine Märtyrerin der Gattenliebe.

Historische Erzählung von Ernst Velgentreu.

(Nachdruck verboten.)

Wie ein Komet, hellleuchtend, aber auch schreckenverbreitend, und zwar nicht nur in den von mittelalterlichem Wahn befangenen Köpfen abergläubischer Leute, sondern auch unter den Großen und Mächtigen der Erde, eine ganze Welt aus den Angeln hebend und Nationen zu seinen Füßen zwingend — so erschien Napoleon Bonaparte am europäischen Horizont und alles blickte bewundernd zu ihm auf oder beugte sich knirschend seinem Scepter. Wie ein reinigendes Gewitter fuhr er in das durch die Revolution zerwühlte arme französische Land, das den Traum von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" mit einer langen Schreckensherrschaft, mit blutigen Bürgerkriegen büßen mußte, und mit eiserner Faust zwang er die widerstrebenden Elemente zusammen, um sie als Werkzeug zur Erreichung seiner ehrgeizigen Zwecke zu benutzen. Dem Erfolg laufen stets die großen Massen nach, und so konnte der Korse, als er den Aufstand gegen den Konvent — so nannte sich die Vertretung der herrschenden Revolutionspartei — niedergeschlagen hatte und aus den Feldzügen in Italien und Aegypten mit dem Lorbeer des Siegers zurückgekehrt war, auf die errungene Popularität gestützt, die Direktorialregierung, der er sich erst zur Verfügung gestellt hatte, kurz vor der Wende des Jahrhunderts stürzen, dann zum Konsul der Republik auf zehn Jahre, später auf Lebenszeit sich ernennen und schließlich zum erblichen Kaiser der Franzosen sich ausrufen lassen.

Emporkömmling im größten Stil, wußte er sich lange Jahre hindurch auf der Höhe der Volksgunst zu halten und fast allen Staaten Europas seine Gesetze zu diktieren. Als aber sein Stern zu sinken begann, als seine große Armee nach dem Brande Moskaus in den russischen Steppen durch Frost und Hunger aufgerieben wurde und der in der Völkerschlacht bei Leipzig völlig aufs Haupt geschlagene Feldherr abdanken und nach Elba flüchten mußte, da waren nur wenige, die ihm über seinen Sturz hinaus die Treue bewahrten; und als Ludwig der Achtzehnte, der Bruder jenes unglücklichen Königs, welcher unter dem Fallbeil der Revolutionsmänner sein Leben beschloß, die Zügel der Regierung ergriff, da gingen viele der anscheinend eifrigsten Anhänger Bonapartes in das Lager der Bourbonen über.

Solche Fahnenflucht lag dem Charakter eines Mannes fern, der sein Handeln nicht nach dem Vorteil des Augenblicks bestimmte, der von tiefster Dankbarkeit zu seinem Gönner erfüllt war und in aufrichtiger Bewunderung zu dessen Größe emporsah. Und dieselbe Treue, mit der er seinem Heros diente, empfing er von seiner herrlichen Gattin, die mit einer That, die für alle Zeiten den Blättern der Geschichte eingereiht zu werden verdient, ihre Liebe besiegelte.

Joseph Chamans de Lavalette, im gleichen Jahre wie Napoleon als Sohn eines kleinen Kaufmanns zu Paris geboren (1769), hatte sich beim Ausbruch der großen Staatsumwälzung noch keinem bestimmten Beruf zugewandt. Nachdem er kurze Zeit Theologie studiert und sich bei einer Bibliotheksverwaltung vorübergehend beschäftigt hatte, entschied er sich für die kriegerische Laufbahn. Nach kurzem Dienst bei der neugeschaffenen Alpenlegion wurde er Leutnant bei der Rheinarmee, trat dann in Bonapartes italienisches Heer über und wurde Adjutant Napoleons. Lavalette erwarb sich in dieser nicht ungefährlichen Stellung das Vertrauen des jugendlichen Feldherrn in so hohem Maße, daß er bereits während des italienischen Feldzugs vertrauliche Sendungen nach Genua und anderwärts erhielt. Bei Ausführung eines solchen Auftrages wurde er in Tirol schwer verwundet und erntete für die Tapferkeit, mit der er sich bei dieser Gelegenheit geschlagen, die Anerkennung seines Auftraggebers.

Bonaparte gewann den wohlunterrichteten, gut erzogenen jungen Mann, der nicht nur ein tüchtiger Offizier war, sondern auch durch feines Benehmen von seinen rauhen Waffengefährten vorteilhaft abstach, bald lieb und berief ihn, als er sich zum Feldzuge nach Aegypten rüstete, abermals zu seinem Adjutanten. Um ihn noch fester an sich zu ketten, kam er vierzehn Tage vor der Einschiffung auf den Gedanken, seinen Liebling mit Emilie Louise Beauharnais zu verheiraten. Emilie, eine Nichte Josephinens, der ersten Gemahlin Napoleons, war die Tochter des seit Beginn der Revolution von seiner Frau geschiedenen Marquis Franz von Beauharnais, der nach Deutschland geflüchtet war und dort eine Stiftsdame geheiratet hatte, während Emiliens Mutter, als Frau eines Emigranten, im Namen des Nationalkonvents verhaftet und ins Gefängnis überführt wurde. Emiliens Vaterbruder, Alexander von Beauharnais, der erste Gatte Josephinens, von dem letztere zwei Kinder, Eugen und Hortense, hatte, war für die Freiheit eingetreten und dafür mit dem Tod auf dem Schafott belohnt worden. Für die Befreiung der Mutter aus dem Gefängnisse war die damals erst dreizehnjährige Emilie, die bei einer Gouvernante untergebracht war, durch Abfassung von Bittschriften und ähnliche Schritte unermüdlich thätig; doch, als die egoistische Frau nach zwei Jahren endlich entlassen wurde, lohnte sie die Treue des Kindes schlecht, indem sie eine neue Ehe mit einem Mulatten einging und sich um die Tochter gar nicht mehr kümmerte. Josephine Beauharnais nahm sich des verlassenen Kindes an und brachte dasselbe in einem vornehmen Pensionat unter. Auch später in ihrem Glück, als Bonapartes Frau und einflußreiche Kaiserin, blieb sie die Beschützerin des jungen Mädchens, welches die Ferien meist bei ihr verbrachte.

Mit siebzehn Jahren war Emilie ein berückend schönes, gebildetes, sehr sanftes Geschöpf, das im Fluge alle Herzen gewann. Trotzdem hielt es in Rücksicht auf ihre Eltern schwer, sie zu verheiraten. Ihr Liebreiz blieb auch auf Napoleon Bonapartes Herz nicht ohne Wirkung; er verliebte sich sterblich in die schöne Emilie und machte



Emilie Louise, Gräfin von Lavalette.

aus seiner Neigung durchaus kein Hehl. Eine Verbindung mit ihr hätte aber, auch wenn er dem später ausgeführten Gedanken einer Scheidung von Josephine schon jetzt hätte näher treten wollen, die ehrgeizigen Pläne des Oberfeldherrn gefährdet, und so befahl er, um der Sache ein schnelles Ende zu machen, seinem treu ergebenen Adjutanten Lavalette kurzerhand, das Mädchen zu heiraten. Eines Tages, als er mit ihm nach

dem Schatzamt fuhr, um die Absendung der Gelder für die Marine zu beschleunigen, machte er einen Umweg über die neuen Boulevards und eröffnete ihm seinen Plan. „Ich will Sie verheiraten. Sie sollen der Gatte der Emilie Beauharnais werden. Sie ist schön und gut erzogen. Kennen Sie das Mädchen?“ — „Ich habe sie zweimal gesehen. Aber ich bin arm, mein General, und wir ziehen nach Afrika; was soll aus der armen Witwe werden, wenn ich den Tod auf dem Schlachtfeld finde? Uebrigens habe ich gar keine Lust, zu heiraten.“ — „Man muß sich verheiraten, das ist der Endzweck unseres Daseins. Gewiß können Sie auf dem Felde der Ehre fallen, aber dann ist sie die Witwe eines Vaterlandsverteidigers und meines Adjutanten; als solche erhält sie eine angemessene Pension und kann sich vorteilhaft versorgen. Jetzt will sie niemand, weil sie die Tochter eines Emigranten ist. Das arme Kind verdient ein besseres Los. Die Sache ist also abgemacht! Sprechen Sie heute abend mit Madame Bonaparte darüber; die Mutter Ihrer Braut hat bereits ihre Zustimmung gegeben. In acht Tagen findet die Hochzeit statt; dann gebe ich Ihnen vierzehn Tage Urlaub, und nach Ablauf desselben treffen Sie mich in Toulon.“ Lavalette mußte herzlich lachen über diesen kategorischen Heiratsbefehl. „Gut, ich will mich Ihren Wünschen fügen,“ antwortete er, „aber wird mich das junge Mädchen denn nehmen?“ — „Bah, das Kind wird froh sein, unter die Haube zu kommen; es langweilt sich in der Pension und würde sich bei der Mutter tief unglücklich fühlen. Während Ihrer Abwesenheit mag sie in Fontainebleau bei ihrem Großvater bleiben. Sie werden nicht sterben, sondern in zwei Jahren gesund und munter in die Arme Ihrer Gattin zurückkehren!“

Am nächsten Tage fuhr vor Emiliens Pensionat eine Kalesche vor, der Bonaparte, seine Gemahlin, sein Adjutant und Josephinens Neffe Eugen entstiegen. Das war für die Backfischchen ein großes Ereignis; alle Pensionärinnen waren an den Fenstern, im Salon, auf den Höfen, denn man hatte soeben Abschied gefeiert. Bald stürmte man hinunter in den Garten, und unter dieser Schar von vierzig jungen Mädchen suchte Lavalette voller Ungeduld die, welche für ihn bestimmt war. Ihre Cousine Hortense führte sie näher, zur Begrüßung des Generals und zur Umarmung ihrer Tante. Sie war in der That die Netteste von allen. Schlanke Figur und elegante, anmutige Haltung, liebreizendes Gesicht mit schönen Farben, welche die holde Verwirrung noch steigerte, und dabei eine verlegene Scheu, die dem großen Napoleon ein Lächeln entlockte. Man beschloß, im Garten, auf dem Rasen zu frühstücken. Der Zwangsfreier wurde inzwischen von allerlei Sorgen geplagt. Wird sie ihn auch wirklich wollen? Wird sie ohne Murren gehorchen? Die Plötzlichkeit der Heirat, die Eile der Abreise beunruhigte ihn. Als man sich erhoben und der Kreis sich aufgelöst hatte, bat Lavalette den jungen Eugen, seine Cousine in eine einsame Allee zu führen. Dort holte er sie ein, und Eugen entfernte sich. Sofort begann der Freier ein Gespräch; er verheimlichte dem Mädchen weder seine einfache Herkunft, noch seinen Mangel an irdischen Glücksgütern. „Ich besitze nichts als meinen Degen und das Wohlwollen des Generals, und ich muß

Sie in vierzehn Tagen verlassen. Oeffnen Sie mir Ihr Herz! Ich für meinen Teil fühle, daß ich Sie von ganzer Seele werde lieben können, aber das genügt nicht. Wenn dieser Bund nicht nach Ihrem Geschmack ist, gestehen Sie es mir ein! Es wird mir nicht schwer fallen, einen Vorwand zu finden, um ihn zu lösen. Ich werde meinen Befehl zur Abreise erhalten, Sie werden nicht beunruhigt werden und ich werde Ihr Geheimnis streng bewahren.“ Emilie hatte die Augen gesenkt; statt jeder Antwort lächelte sie und gab Lavalette den Strauß, den sie in der Hand hielt. Glückstrahlend umarmte er sie, und dann schritten sie dem Landhause wieder zu.

Acht Tage nach dieser ersten Begegnung fand die Hochzeit statt. Vierzehn Tage später muß sich Lavalette aus den Armen der schönen Frau losreißen, um über Toulon, wo er mit Napoleon zusammentrifft, nach Aegypten zu eilen; er hat die kurze Frist benutzt, sich die Liebe seiner Gattin zu erringen. Frau von Lavalette zieht sich nach der Abreise ihres Mannes zu ihrem Großvater nach Fontainebleau zurück; sie lebt dort in strengster Abgeschiedenheit, nur darauf bedacht, ihre Schönheit für den geliebten Gatten fleckenlos zu erhalten. Doch die Einsamkeit lastet auf ihrem Gemüt, und zudem wird sie auch noch von Krankheit heimgesucht. Sie erkrankt an den Pocken und schwebt lange zwischen Leben und Tod. Als sie sich endlich vom Krankenlager erhebt, ist ihr schönes Gesicht grausam entstellt. Verzweiflungsvoll sehnt sie den Tod herbei. Da aber die Narben nach und nach fast vollständig verschwinden und die Züge sich wieder glätten, gewinnt sie neuen Lebensmut und fügt sich in das Unabänderliche. Wirklich ist sie, wie selbst eine Neiderin zugeben mußte, noch so hübsch, daß viele Frauen mit dem Rest von Schönheit, der ihr geblieben ist, sehr zufrieden wären. Sie hat einen blendend weißen Teint, den sie sich bis an ihr Lebensende bewahrte, schöne Zähne und einen bezaubernden Blick, ist hübsch gewachsen und besitzt eine eigentümlich lässige Grazie, die von Freunden oft für nachlässiges Sichgehenlassen gehalten wird. Ein Trost in der Einsamkeit wird der jungen Frau die Geburt eines Töchterchens, das den Namen Josephine erhält. Andererseits bereiten ihr die ehelichen Zwistigkeiten ihrer beiden Mütter und ihrer zwei Väter viel Kummer. Wie taktvoll sie ihre schwierige Stellung zwischen den beiden Familien zu wahren wußte, das beweist ein für ihren ganzen Charakter kennzeichnender Brief Frau von Lavalettes an die Marquise Beauharnais, die zweite Frau ihres Vaters.

„Glauben Sie, verehrte Frau, daß die Teilnahme, die Sie mir beweisen, mich nicht rührt? Glauben Sie mir, Liebe trägt reiche Zinsen; das Wohlwollen, das man uns entgegenbringt, weckt auch unsere Sympathie! So ist es mir mit Ihnen ergangen! Ich liebe Sie, wie Sie mich lieben, und noch weit mehr. Das sind keine leeren Worte; es ist der Ausdruck meines innersten Fühlens! Sie sind lieb und gut zu mir, aufmerksam und hingebend gegen meinen Vater; was wäre ich, wenn ich das nicht mit Zuneigung vergelten würde? Ein undankbares kleines Geschöpf, nicht wahr? Das bin ich

nie gewesen und will Ihnen gegenüber nicht den Anfang damit machen. Leben Sie wohl, verehrte Frau; wenn ich auch nicht so häufig schreibe, bleibe ich im Herzen doch stets dieselbe. Der lose Vogel ist davongeflogen, weil er einmal in anderen Zonen herumflattern wollte. Die einsame, stille Herberge, mein trautes Zimmerchen, der blaue Himmel über mir würden mich heiter stimmen, wenn ich nicht so traurig über den Abschied von Ihnen wäre. Ich sende Ihnen, verehrte Frau, herzliche Grüße und die Versicherung meiner aufrichtigen Zuneigung. Das kleine Enkeltöchterchen giebt seiner Mutter an Zärtlichkeit nichts nach.

gez. Beauharnais de Lavalette."

Lavalettes böse Vorahnungen gingen nicht in Erfüllung; er war einer der wenigen, die unverletzt zurückkamen. Mit tiefem Schmerz gewahrte er bei seiner Heimkehr die Veränderung in dem Wesen seiner schönen jungen Frau. Aber, so sehr auch ihre Schwermut sein Heim verdüsterte, nichts ließ er Emilie von seiner Enttäuschung merken, obgleich sein heiterer, lebhafter Geist unter dem auf seiner Häuslichkeit liegenden Druck doppelt litt. Seine Liebe zu der Gattin war nicht geringer geworden, und gern hätte er sein Herzblut hingegeben, um seine Frau glücklich zu machen. Obgleich die Charaktere der beiden Gatten grundverschieden waren, kam es doch nie zu einem ernsteren Zerwürfnis, und gern begleitete Frau von Lavalette ihren Gemahl, als dieser zum bevollmächtigten Gesandten ernannt wurde, nach Dresden und Berlin.

In Dresden schließen sie einen Freundschaftsbund für das Leben mit Baudus, dem ehemaligen Redakteur einer französischen Zeitschrift. Die keusche Grazie der Frau von Lavalette erregt in Deutschland allgemeine Bewunderung. Die Gesellschaft feiert die liebenswürdige tugendhafte Frau, die, in leuchtendem Gegensatz zu der sittenlosen Pariser Gesellschaft, ein so würdevolles, zurückhaltendes Benehmen hat und durch herzliche Liebenswürdigkeit und gewinnende Schönheit die Herzen aller im Sturm erobert.

Nach der Rückkehr nach Frankreich erhält Lavalette die Stelle eines Domänendirektors, während seine Frau am Hofe des Konsuls vorläufige Anstellung findet.

Damit kommt die junge Frau in eine Welt, in der sie sich nur schwer heimisch machen kann. Zu schüchtern, um sich eine einflußreiche Stellung zu erobern, bleibt sie bescheiden im Hintergrund und begnügt sich damit, eine zuverlässige Dienerin zu sein, ohne sich als Nichte der Kaiserin aufzuspielen. Geduldig erträgt sie die nicht immer liebenswürdige Behandlung ihrer Tante, die ihr zwar anscheinend mit verwandtschaftlicher Zärtlichkeit entgegenkommt, sie trotzdem aber auf jede Weise demütigt und stets fühlen läßt, daß sie als arme Verwandte keinerlei Ansprüche machen darf.

Nach Errichtung des Kaiserreichs erhält Emilie feste Anstellung am kaiserlichen Hofe. Napoleon ernennt ihren Gatten zum Generaldirektor der Posten, sie zur Kammerdame der Kaiserin. Man räumt ihr keine Stellung von politischem Einfluß ein, sondern einen Ver-

trauensposten; sie erhält die Oberaufsicht über die Garderobe der verschwenderischsten aller Fürstinnen. Napoleon hätte für dies undankbare Amt keine ungeeignetere Persönlichkeit wählen können. Wie sollte die schwache, schüchterne, ganz unter dem Einfluß ihrer Tante stehende Frau Josephine vor dem Ansturm der aufdringlichen Lieferanten schützen; wie sollte sie gegen die täglich stärker auftretende Verschwendungssucht der Kaiserin ankämpfen! Josephine hat durchaus keine Lust, irgend jemand eine Einmischung in ihre Toilettenangelegenheiten zu gestatten, und Frau von Lavalette ist in dem ungleichen Kampfe von vornherein die Besiegte. Sie weiß sich nicht einmal Respekt bei ihren Untergebenen zu verschaffen; die Garderobenfrauen, die der Kaiserin größtenteils schon unter dem Konsulat gedient haben und deren Gunst besitzen, machen sich über sie lustig und lassen gegen ihren Willen täglich Lieferanten bei Josephine vor, die Aufträge erschwatzen und es der Kaiserin überlassen, sich mit ihrer Kammerdame auseinanderzusetzen. Napoleon aber, der streng anbefohlen hat, daß nur Frau von Lavalette Aufträge erteilen und Zahlungsanweisungen geben soll, macht diese für die stetig wachsenden Ausgaben verantwortlich und überschüttet sie mit Vorwürfen.

Die Ernennung einer Garderoben-Intendantin, die, direkt unter Frau von Lavalette stehend, die Bestellungen aufgeben, die Lieferungen in Empfang nehmen und für Innehaltung des Budgets sorgen soll, bessert nichts an den unhaltbaren Zuständen. Schon nach wenigen Wochen hat Josephine die Intendantin, Frau Hamelin, für sich gewonnen und schmiedet im Verein mit derselben allerlei Ränke, um Frau von Lavalette zu hintergehen. Auf äußerst raffinierte Weise werden die Bestellungen vergrößert; um die Schulden zu decken, nimmt man Geld bei Wucherern auf. Frau von Lavalette merkt bald, wie übel ihr mitgespielt wird; trotz ihres sanften, nachgiebigen Temperaments kommt ihr Blut in Wallung. Die ehrenhafte, uneigennützige Frau kann es nicht mit ansehen, daß ihre Gebieterin auf so schmähliche Weise ausgebeutet wird; es entsteht zwischen ihr und der Intendantin, welche die Zügel der Herrschaft an sich reißen will, ein erbitterter Kampf.

Die Entrüstung Frau von Lavalettes erscheint begreiflich, wenn man das Garderobenverzeichnis Josephinens durchsieht; es sind darin tausende von Samt- und Seidenroben, vierhundertachtundneunzig Hemden, zweihundert Paar weiß- und rosaseidene Strümpfe, unzählige spitzenbesetzte Unterkleider und Hunderte von Schlafröcken, Unterröcken und Hüten aufgeführt. Oft werden teure Sachen zur Befriedigung einer flüchtigen Laune bestellt, um dann unbenützt der habsüchtigen Hamelin in die Hände zu fallen.

Auf einer zwölf Folioseiten starken Liste, die den Vermerk trägt: „Ueber nachstehend Verzeichnetes kann Frau Hamelin verfügen — Josephine“ sind sechsundvierzig weiße Spitzen, fünfundzwanzig schwarze Spitzen, dreizehn Gala-Cour-Toiletten, fünfzig verschiedene Roben, neun Kostüme, Dutzende ungebrauchter Leibwäsche, zehn Shawls,

zweihundertundvierzig Paar ganz neue rosaseidene Strümpfe usw. verzeichnet. Angesichts dieser Zahlen erscheint der Zorn des durchaus nicht geizigen Kaisers über die maßlose Verschwendung seiner Gemahlin wohl berechtigt. Ebenso begreiflich ist es aber auch, daß Frau Hamelin durchaus keine Lust verspürt, den Ansturm der verdienstlustigen Geschäftsleute abzuwehren und die Ausgaben zu beschränken.

In dem steten Kampfe mit der unbequemen Kontrolleurin gewinnt die Intendantin nach und nach die Oberhand und verdrängt die Kammerdame. Bald fühlt auch Frau von Lavalette, daß sie sich in diesem Kampfe nutzlos aufreibt; sie räumt freiwillig das Feld und läßt die habsüchtigen Untergebenen nach Belieben schalten und walten. Von nun an beschränkt sie sich darauf, die Ehrendame der Kaiserin, Frau de la Rochefoucauld, zu vertreten, wenn diese durch Abwesenheit oder Krankheit behindert ist.

Nach der Scheidung Napoleons von seiner Gattin zog sich Frau von Lavalette ganz vom Hofe zurück und lebte nur der Erziehung ihres Kindes.

Inzwischen war ihr Mann von seinem Gönner in den Grafenstand erhoben und zum Staatsrat und Großoffizier der Ehrenlegion mit Generalsrang ernannt worden. Bis zum Sturz des Kaiserreichs blieb er Generalpostdirektor und bewältigte die Aufgaben, die ihm in dieser schwierigen Stellung zur Lösung oblagen, mit großem Geschick und staunenswertem Organisationstalent.

Als das Kaiserreich im Jahre 1814 zusammenbrach, verlor auch Lavalette seinen Posten; sein Nachfolger wurde der bejahrte Graf Ferrand, ein fanatischer Anhänger des Königtums, der der neuen Stellung durchaus nicht gewachsen war und sich bald ebenso verhaßt machte, wie sich Lavalette beliebt gemacht hatte.

Zu bieder und ehrenhaft, um gleich vielen anderen Günstlingen Napoleons zur neuen Regierung überzugehen, lebte Lavalette während der ersten Restauration (Zeit der Neuherrschaft der zurückberufenen Bourbonen) äußerst zurückgezogen und enthielt sich jeder politischen Thätigkeit. Obgleich im Herzen immer noch ein treuer Anhänger Napoleons, unterhielt er doch keinerlei Beziehungen zur bonapartistischen Partei.

Erst bei der Rückkehr Napoleons aus Elba trat Lavalette wieder in die Oeffentlichkeit. Kaum war die Nachricht von der Landung des Unerwarteten ihm zu Ohren gekommen, als er, einer augenblicklichen Eingebung folgend, nach dem Postgebäude stürzte, sein altes Amt eigenmächtig sich wieder anmaßte und, wieder als Direktor zeichnend, Eilboten nach allen Teilen des Reiches sandte, um die bevorstehende Ankunft des Kaisers anzuzeigen. Sein verdrängter Amtsnachfolger Graf Ferrand ließ sich zu seiner persönlichen Sicherheit einen Paß von ihm ausstellen und reiste mit seiner Frau ab.

Lavalette beließ alle Beamten in ihren Stellungen, ohne Rücksicht auf deren politische Gesinnung. Als ihm ein höherer Beamter seiner Verwaltung eine Liste aller politisch Verdächtigen vorlegte, ließ Lavalette den Denunzianten ruhig ausreden und sagte dann kühl: „Haben Sie schon einmal das Antlitz eines Ehrenmannes im Spiegel gesehen, ver-

ehrter Herr?" Als der Beamte darauf verlegen einige Worte der Erwiderung stammelte, ergriff Lavalette schweigend die Liste und warf sie ungelesen ins Feuer. Wahrlich, in jener Zeit elenden Strebertums ein seltener Beweis vornehmer Denkungsart!

Schnell gingen die Monate dahin, in denen Napoleon die Zügel der Herrschaft noch einmal in Händen hatte. Als das Kaiserreich durch den europäischen Staatenbund zum zweiten Male gestürzt, als die Schlacht von Waterloo geschlagen, Napoleon endgültig abgesetzt und nach St. Helena verschickt war, als die Bourbonen wieder ihren Einzug in die Tuilerien gehalten hatten, war Lavalette einer der ersten Bonapartisten, gegen welche die Verfolgung eingeleitet wurde. Man war äußerst aufgebracht gegen ihn und verlangte seinen Kopf. Seine Freunde warnten ihn wiederholt und rieten ihm, für seine Sicherheit zu sorgen. Trotzdem blieb Lavalette aus Rücksicht auf seine kränkelnde Frau in Paris. Er hatte keine Ahnung von dem Ernst der Lage und hielt es gar nicht für möglich, daß man ihn als Verräter anklagen könne, da er doch nur Treue bewiesen hatte. Erst wenige Tage vor der drohenden Verhaftung kam er zur Besinnung und gab in einem langen Briefe an den berühmten Diplomaten und Minister Talleyrand die Gründe für sein Verhalten an. Diesem Briefe fügte er folgende „Erklärung" bei: „Ich versichere an Eidesstatt, daß ich während des elfmonatigen Aufenthalts Napoleons auf der Insel Elba keinen Briefwechsel mit ihm oder seiner Umgebung unterhalten habe. Ich habe nur ein einziges Mal anläßlich des Jahreswechsels zwei Zeilen an ihn gerichtet, um ihm meine besten Wünsche für das kommende Jahr auszusprechen. Ebensowenig habe ich Postbeamte beeinflußt, ihm Depeschen zukommen zu lassen; habe mich überhaupt gar nicht um die Postverwaltung bekümmert. gezeichnet: Lavalette." Diese Erklärung nützte dem Verdächtigten nur wenig; seine Name stand obenan in der Liste der Offiziere, die „den König verraten, Frankreich und die Regierung mit bewaffneter Hand angegriffen und sich gewaltsam der Herrschaft bemächtigt hatten". Er wurde daher am 18. Juli verhaftet, um sich vor einem Kriegsgericht zu verantworten. So lautete der Verhaftsbefehl; dessenungeachtet wurde jedoch Lavalette, trotz seiner wiederholten Beschwerden, nicht von einem Militärgericht, sondern von dem Schwurgericht der Seine abgeurteilt.

Bis zum 21. Dezember schmachtete der Arme in der „Conciergerie", dem Staatsgefängnisse. Seine Zelle war nur durch eine dünne Wand vom Frauenhofe getrennt, von dem von früh bis spät wüstes Geschrei herüberdrang. Auch die beiden Fenster der Zelle, welche die unglückliche Königin Marie Antoinette bewohnt hatte, gingen auf den Frauenhof hinaus. Dies Gemach diente den Gefangenen, welche die Erlaubnis hatten, Besuche zu empfangen, als Sprechzimmer; Lavalette mußte es stets passieren, wenn er sich auf den Hof begeben wollte. Oft, wenn er traurig und niedergeschlagen war, betrat er dies Zimmer, in dem ein schlechtes Bett, ein Tisch und zwei Stühle die ganze Bequemlichkeit für eine Königin bildeten, das durch einen aufgespannten großen Teppich, der die Gefangene von dem Kerkermeister trennte, in der Mitte geteilt

war und zu dem ein finsterer Eingang führte. Hier schöpfte er Mut und neue Kraft; wie durfte er mit dem Schicksal hadern; was war sein Unglück im Vergleich zu dem furchtbaren Geschick, dem die arme junge Königin verfallen war! Lavalette war wohl der Erste, der den Wunsch ausdrückte, diese Kerkerzelle in eine Kapelle umgewandelt zu sehen, was später auch geschah.

Trotz des Trostes, den der Gefangene in dem Gedanken an ein noch größeres fremdes Leid findet, quält ihn doch in schlaflosen Nächten das Schreckbild des Schafotts. In traurigen Stunden, wenn er an seiner Rettung verzweifelt, malt er sich sein Ende unter dem Beile des Henkers aus. Er kann den Gedanken nicht ertragen, daß er, der ehemalige Soldat, wie ein gemeiner Verbrecher sterben soll! So schreibt er seinem alten Freunde Marmont, der einst mit ihm Adjutant Napoleons gewesen: „Der Tod schreckt uns alte Soldaten nicht; wir haben ihm auf dem Felde der Ehre ja oft ins Auge geblickt; aber von Henkershand zu sterben, ist grauenvoll! Geben Sie es um unserer alten Freundschaft willen nicht zu, daß Ihr alter Waffenbruder auf dem Schafott stirbt; die Kugel eines Grenadiers setze seinem Leben ein Ziel! Dann will ich den Tod willkommen heißen, will mit dem Gedanken zur Ruhe gehen, daß ich auf dem Schlachtfelde sterbe.“ — Sein Wunsch verhallte ungehört; der Soldatentod wurde ihm versagt.

Als Trost diente ihm nur noch die Erinnerung an die Vergangenheit. „Nicht aus trügerischen Hoffnungen schöpfte ich die moralische Kraft, die ich brauchte, sondern aus meiner Verehrung für den Kaiser. Alles, was ich litt, trug ich für ihn; mein Name und mein Geschick waren mit seinem unsterblichen Namen verknüpft; der Ruhm, seinem Genius gedient zu haben, blieb mir. Und waren seine Qualen nicht ungleich bitterer, als die meinigen; durfte ich klagen, wenn er klaglos litt? Die Rache der Könige hatte uns leider getroffen; ich war stolz darauf, sein Unglück zu teilen. Dieser Gedanke hielt mich aufrecht und bewahrte mich vor Schwäche.“

Die einzigen Lichtblicke während der langen Leidenszeit Lavalettes bildeten die Besuche seiner vertrauten Freunde. Die Seinigen sah er äußerst selten; seine Frau war sehr leidend, und seinem Kinde wollte er den traurigen Eindruck ersparen. Erst in der letzten Zeit vor Beginn der Verhandlungen gelang es Frau von Lavalette, deren moralische Kraft durch das Unglück ihres Gatten gehoben wurde, ihre physische Schwäche soweit zu überwinden, daß sie sich täglich in einer Sänfte — denn zum Gehen war sie zu entkräftet — nach der Conciergerie tragen lassen konnte und dort mit ihrem Gatten speiste.

Die geliebte Tochter sah der Gefangene vor dem Abschluß seiner Leidenszeit nur einmal, am Vorabend ihres ersten Ganges zum heiligen Abendmahl. Von der Mutter geschickt, trat Josephine in die Zelle, um den väterlichen Segen zu empfangen. Als das einzige Kind, mit allen Reizen der Jugend geschmückt, thränenüberströmt in seine Arme sank und gleich darauf ohnmächtig zu seinen Füßen lag, da verlor er die mühselig bewahrte Fassung und mit Allgewalt überkam ihn das Gefühl seines großen Unglücks; heiße Thränen rannen ihm von den

Wangen nieder und, segnend die Hände auf das Haupt seines Kindes legend, vermochte er kein Wort hervorzubringen.

Am 20. November begann der Prozeß vor den Geschworenen Die Anklage stützte sich hauptsächlich auf zwei Punkte:

1) legte man dem Angeklagten zur Last, an dem im Februar und März gegen die geheiligte Person des Königs geschmiedeten Komplott, das den Sturz des Königtums und die Rückkehr Napoleons bezweckte, teilgenommen zu haben;

2) beschuldigte man ihn, sich ein öffentliches Amt eigenmächtig angemaßt zu haben.

Das Letztere konnte Lavalette nicht leugnen; ebensowenig, daß er am Tage der Rückkehr Napoleons aus Elba an sämtliche Postdirektoren des Königreichs folgendes Rundschreiben gerichtet hatte: „Der Kaiser wird in längstens zwei Stunden in Paris eintreffen! In der Hauptstadt herrscht allgemeiner Jubel; es wird keinen Bürgerkrieg geben! Es lebe der Kaiser! gez.: Der Staatsrat und Generaldirektor der Posten Graf Lavalette.“ Daß aber dieses Rundschreiben im Einverständnis mit Napoleon erlassen war und daß er mit diesem in verbotener Verbindung gestanden hatte, das konnte der Angeklagte mit gutem Gewissen bestreiten, und auch nicht der Schimmer eines Beweises wurde für diese Behauptung erbracht. Trotz der mehr als zweifelhaften Rolle, welche Graf Ferrand, der Amtsnachfolger Lavalettes, und andere höhere Beamte als Belastungszeugen spielten, hätte der Angeklagte wegen der eingestandenen Aneignung des Amtes nur zu zwei bis fünf Jahren Gefängnis bestraft werden können. Aber man lechzte nach seinem Blut, denn einen Verwandten Napoleons und einen der höchsten Würdenträger des Kaiserreiches wollte man nicht leben lassen, weil man sich so dem Hofe gefällig zu zeigen hoffte. Aus Mangel an Beweisen schob der Oberstaatsanwalt dem Angeklagten die „Absicht“ unter, daß er durch seine Schritte den Marsch Bonapartes von Fontainebleau nach Paris habe „vorbereiten“ und dem Kommenden die Hand habe bieten wollen; und diese angebliche „Absicht“ stempelte er zum todwürdigen Verbrechen. Die gefälligen Richter ließen sich auch davon überzeugen und legten, um die Wirkung der glänzenden Rede des Verteidigers abzuschwächen, den Geschworenen nur eine einzige Schuldfrage vor: „Ist der Angeklagte der Amtsusurpierung und des Verrats gegen das Königtum zu Gunsten des Kaiserreichs schuldig?“ Bejahten die Geschworenen die Amtsusurpierung, so sprachen sie Lavalette gleichzeitig des Hochverrats schuldig und überlieferten ihn dem Tode; verneinten sie Lavalettes Teilnahme an dem Komplott, so sprachen sie ihn gleichzeitig von der Amtsusurpierung, die doch bewiesen und zugestanden war, frei. Ein unparteiisches Gericht hätte bei zwei so verschiedenen Vergehen unbedingt zwei getrennte Schuldfragen stellen müssen, aber das verbot die Rücksicht auf das eigene Fortkommen, und so beugte man das Recht. Die Geschworenen gingen in die gestellte Falle, und ihr Wahrspruch lautete auf Schuldig. Der Angeklagte wurde zum Tode durch das Fallbeil verurteilt.

Vergeblich suchte er nun, sich den Tod durch Erschießen als Gnade auszuwirken; vergeblich verwandte sich sein Freund Marmont, der den Bourbonen sich angeschlossen hatte, für Lavalette, um ihm die Gunst eines Soldatentodes zu verschaffen. „Nein," antwortete Ludwig XVIII. trocken, „er gehört unter die Guillotine!"

Die von dem Verurteilten beim Kassationshof eingelegte Berufung verzögert die Vollstreckung des Urteils um einige Wochen, wird aber schließlich zurückgewiesen.

Wenn die Not am größten, dann ist Gott am nächsten und — die Liebe eines treuen Weibes. Zwar schlagen Frau von Lavalettes Versuche, den König und dessen Nichte, Herzogin von Angoulême, die verbitterte Tochter Marie Antoinettes, zur Gnade zu bewegen, fehl. Am Tage nach der Verurteilung kommt sie um eine Audienz beim König ein. Wider alles Erwarten wird die Bitte gewährt und Frau von Lavalette sofort zum Könige beschieden. Die Unglückliche wirft sich ihm zu Füßen.

„Ich habe Sie empfangen, Madame, um Ihnen mein Interesse zu beweisen," sagt der König ruhig zu ihr. Die arme Frau wartet knieend auf ein weiteres Wort der Gnade, aber der Monarch erhebt sich schweigend und geht hinaus. Die Gräfin sinkt ohnmächtig zu Boden und muß fortgetragen werden.

Totenbleich und mit tonloser Stimme erzählt sie am nächsten Tage ihrem Gatten den Verlauf der Audienz.

Immer näher rückt der Hinrichtungstermin und strenge Maßregeln werden getroffen, um Frau von Lavalette das Betreten des Schlosses unmöglich zu machen.

Da greift wieder Freund Marmont ein, der im Schlosse aus und ein gehen kann, und verschafft der armen kranken Frau eine Begegnung mit dem Monarchen, der gerade von der Messe zurückkommt, und mit seiner ihm auf dem Fuße folgenden Nichte.

Beim Anblick der jungen Frau stutzt der König und will umkehren, aber schon liegt die Gräfin ihm zu Füßen.

„Gnade, Sire, Gnade!" fleht sie.

Der König betrachtet die Bittstellerin kalt und antwortet: „Madame, ich nehme teil an Ihrem gerechten Schmerze, aber ich muß meine Pflicht thun." Mit diesen harten Worten geht er vorüber.

Noch will die Aermste einen Versuch bei der Herzogin von Angoulême machen und streckt ihr flehend ein Bittgesuch entgegen, aber der Hofkavalier der Herzogin vertritt ihr den Weg, und die Tochter Ludwigs XVI. geht mit haßerfülltem, verächtlichem Blick an der Unglücklichen vorüber.

Der König verschwindet nach dieser tragischen Scene schweigend in seinen Gemächern. Marmont Herzog von Ragusa bietet der unglücklichen Gräfin den Arm und geleitet die Halbohnmächtige zu ihrer Sänfte.

Schon auf dem Wege nach ihrer Wohnung schöpft die tapfere Frau wieder Hoffnung; ihr Mut wächst mit der Gefahr. Zwar ein erneuter Versuch, ins Schloß einzudringen, wird schon am Fuße der Treppe zurückgewiesen. Aber ein anderer Ausweg winkt.

Rasch wird ein Fluchtplan entworfen, und Baudus, der alte, in Dresden gewonnene Freund, in denselben eingeweiht. Er soll ein Versteck ausfindig machen, in welchem sich der Flüchtling bei Gelingen des Wagnisses verborgen halten kann. Da erinnert sich Baudus seiner Freundschaft mit dem ehemaligen Girondisten Bresson, dem Direktor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und des Gelübdes das einst Frau Bresson aus Dankbarkeit für die glückliche Errettung ihres Gatten gethan hat, sich eines politischen Flüchtlings anzunehmen. Beide werden in das Geheimnis eingeweiht und sagen in hochherziger Weise ihren Beistand zu.

Ein Zufluchtsort ist also gefunden; nun fragt es sich nur noch, ob Lavalette auf das kühne Wagnis eingehen wird, das außer seinem noch vier Menschenleben kosten kann.

Frau von Lavalette, die sich seit einigen Tagen jeden Abend nach der Conciergerie tragen läßt, um dort mit ihrem Gatten zu speisen, kommt zur gewohnten Stunde zu ihm und entrollt voller Zuversicht und Mut den kühnen Plan, den sie geschmiedet.

Der Gefangene will zuerst das Opfer seiner Frau nicht annehmen und erbebt vor den Folgen, die das Wagnis für dieselbe haben kann. Frau von Lavalette aber giebt ihre Sache nicht so leichten Kaufes verloren. Sie bittet und fleht; die Liebe verleiht ihr eine Beredsamkeit, welcher der Gatte nicht widerstehen kann. „Wenn du stirbst, so sterbe ich mit dir," erklärt sie voll Selbstverleugnung und bringt ihn, trotz seiner Bedenken, schließlich zur Erfüllung ihrer Bitte.

Am Tage vor der Hinrichtung, am 20. Dezember, um fünf Uhr, erscheint wie gewöhnlich die Sänfte der Gräfin vor der Pforte des Gefängnisses. Frau von Lavalette ist von ihrer Tochter Josephine, deren alter Gouvernante und einem Kammerdiener begleitet; die beiden letzteren bleiben im Bureau zurück.

Da es sehr kalt ist, hat sich die Gräfin unauffällig sehr warm kleiden können; sie trägt über ihren gewöhnlichen Kleidern noch ein weites Gewand aus rotem Merino mit Pelzfutter; das Haupt ziert ein großer schwarzer Hut mit Straußfedern. Unter dem Mantel hält sie noch einen schwarzseidenen Rock verborgen.

„Mehr brauchst du nicht, um dich in eine Dame zu verwandeln," sagt sie scherzend zu dem Verurteilten. Dann schickt sie ihre Tochter an das Fenster und giebt dem Gatten flüsternd genaue Anweisungen. „Um sieben Uhr steht alles bereit; du verläßt in meinen Kleidern, am Arm Josephinens, langsamen Schrittes das Gefängnis; das Antlitz verhüllst du dir mit dem Taschentuche; auf einen Schleier mußt du verzichten, weil ich nie in einem solchen dich besucht habe. Du mußt das Bureauzimmer passieren und dabei acht geben, daß du nicht mit dem Hut an die sehr niedrigen Thüren anstößt; im Bureau werden wie gewöhnlich die Wärter versammelt sein. Dann betrittst du das Vorzimmer; kommst durch zwei Thüren in einen kleinen Hof; steigst einige Stufen empor, gehst an den Wachen vorüber und gelangst endlich in den großen Hof, wo dich am Fuße der großen Treppe die Sänfte erwartet. Unterwegs wirst du Herrn Baudus treffen, der dich in einem

Wagen nach deinem Versteck bringt. Also, Gott befohlen, Geliebter, thue, was ich dir sage, und bleibe ruhig. Gieb mir deine Hand und laß mich deinen Puls fühlen ... Recht so ... jetzt fühle den meinigen; schlägt er schneller als gewöhnlich? Bemerkst du die geringste Aufregung?" Die arme Frau spürt gar nicht, daß sie heftiges Fieber hat. „Vor allem kaltes Blut und keine Rührung, sonst sind wir verloren!" fügt sie noch hinzu.

Das Mahl verläuft sehr einsilbig. Frau von Lavalette ist trotz ihrer gegenteiligen Behauptung äußerst erregt; ihr Mann starrt schweigsam vor sich nieder.

Als die entscheidende Stunde herannaht, ziehen sich die Gatten hinter einen in der Ecke stehenden Wandschirm zurück; Frau von Lavalette bekleidet ihren Mann mit dem schwarzseidenen Rock und dem pelzgefütterten Mantel. Die Verkleidung glückt besser, als sie zu hoffen wagten. Lavalette, der in Männerkleidung viel kleiner erscheint als seine Frau, ist thatsächlich ebenso groß wie seine Gattin. Da der Verurteilte in der Zeit der Gefangenschaft auch viel magerer geworden ist, sieht seine Gestalt in der Verkleidung derjenigen seiner Frau täuschend ähnlich. Josephine, die herbeigerufen wird, um ihr Urteil abzugeben, erkennt den Vater kaum wieder.

Als die Turmuhr die siebente Stunde verkündet, giebt Lavalette scheinbar sehr ruhig das Glockenzeichen, das die Wärter zum Oeffnen der Thür herbeiruft. Einer derselben, Eberle, steckt den Kopf zur Thür herein und verschwindet sofort wieder, um die Sänftenträger zu benachrichtigen.

„Jeden Abend, wenn du fort bist, kommt der Pförtner zu mir; verbirg dich hinter dem Wandschirm und thue, als ob du irgend ein Möbel anders stellst. Er wird mich dahinter vermuten und ich werde dadurch Zeit gewinnen, mich zu entfernen." —

Ein letzter Blick, ein Händedruck. Frau von Lavalette verschwindet hinter dem Wandschirm. Die Thür öffnet sich auf einen Wink Eberles. „Laßt sie passieren!" sagt der gutmütige Wärter.

Lavalette geht voran, ihm folgt seine Tochter, dann die Gouvernante. Ein Taschentuch verhüllt das Gesicht der vermeintlichen Gräfin; ihre Tochter geht bitterlich weinend neben ihr her. Die beiden „Frauen" bieten ein Bild des Jammers; man glaubt, sie hätten soeben Abschied für ewig von dem Gatten und Vater genommen.

An der Thür des Bureaus angekommen, bückt sich der Verurteilte, um nicht mit den Federn anzustoßen. Er geht, die kleine Josephine am linken Arm führend, langsam an den fünf Kerkermeistern vorüber; die rechte Hand preßt das Taschentuch vor die Augen. In diesem Augenblick nähert sich der Hausmeister Roquette und legt seine Hand auf den Arm des Verurteilten, der erschreckt zusammenzuckt. Mit den freundlichen Worten: „Frau Gräfin begeben sich ja heute so früh nach Hause" geht der Beamte, der für die Unglückliche tiefes Mitleid empfindet, vorüber.

Lavalette antwortet nicht. — Endlich ist der Ausgang des Zimmers erreicht, aber das Schwerste steht ihm noch bevor. Wird der Pförtner

am eisernen Thor nicht argwöhnischer sein? Ein Aufenthalt von wenigen Minuten, und er ist verloren!

Auch diese Befürchtung erweist sich als hinfällig. Lavalette und seine Tochter gehen ungehindert durch das Portal über den kleinen Hof an zwanzig Gendarmen vorüber; jetzt endlich haben sie glücklich den großen Hof erreicht! Am Fuße der großen Treppe finden sie die Sänfte, in welche Lavalette sogleich einsteigt. Zu seinem Entsetzen ist weit und breit kein Träger zu sehen. Nach zwei bangen Minuten, die ihm zu Jahren werden, flüstert ihm sein Diener leise ins Ohr, daß die Träger verschwunden sind, daß er aber zwei andere besorgt hat.

Lavalette fühlt sich emporgehoben und wird durch mehrere Straßen getragen, bis ihn Freund Baudus in Empfang nimmt und in einem Cabriolet zum Ehepaar Bresson bringt, in dessen Wohnung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten der Flüchtling, unter den Augen der auf ihn fahndenden Polizei, vierzehn Tage lang verborgen gehalten wird, bis er unter Beobachtung von allerlei Vorsichtsmaßregeln über die Grenze geschafft wird und über Brüssel nach Bayern entkommt, wo sein Verwandter Eugen von Beauharnais ihm freundliche Aufnahme gewährt. —

Bei Beginn der Flucht, die so gut vorbereitet und so glücklich verlaufen, hat Frau von Lavalette in der Kerkerzelle ihres Gatten große Geistesgegenwart gezeigt. Hinter dem Wandschirm giebt sie so deutliche Zeichen ihrer Anwesenheit kund, daß der Hausmeister Roquette in die Falle geht und das Zimmer beruhigt verläßt. Als er jedoch nach Verlauf von fünf Minuten wiederkommt und noch immer niemand sichtbar ist, schöpft er Verdacht, schiebt den Wandschirm beiseite und entdeckt Frau von Lavalette. Er stößt einen Wutschrei aus und eilt auf die Thür zu, um seine Untergebenen zu benachrichtigen. Aber die Gräfin klammert sich angstvoll an seinen Rock und ruft flehend: „Um aller Barmherzigkeit willen, warten Sie, lassen Sie meinen Gatten entkommen!“ — „Sie stürzen mich ins Verderben!“ schreit Roquette und will sich gewaltsam losreißen. Aber die Verzweiflung leiht der armen Frau Riesenkräfte; sie umklammert ihn mit eiserner Faust; ein Stück seines Rockes bleibt in ihren Händen. An diesen wenigen Sekunden hängt wahrscheinlich das Leben des Flüchtlings, der dadurch Zeit gewinnt und den nachjagenden Häschern entschlüpft. Auf einer Brücke wird die Sänfte entdeckt, aber statt Lavalettes findet man die kleine Josephine darin; das arme Kind wird, ebenso wie die Mutter, in das Gefängnis geschleppt.

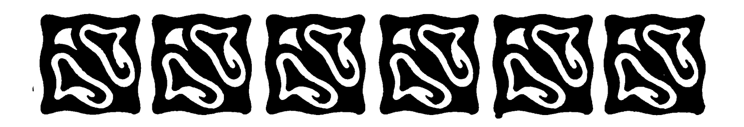
Nach Wiedererlangung ihrer Freiheit nimmt Frau von Lavalette ihre Tochter ganz zu sich; denn im Kloster, wohin Josephine nach der Flucht wieder zurückgekehrt ist, ist sie für ihre Mitschülerinnen und für die Nonnen ein Gegenstand des Abscheus. Die Eltern drohen, ihre Kinder aus dem Kloster fortzunehmen, wenn Josephine dort bleibt; ja, man schämt sich nicht, das Kind, welches sein Leben für den Vater eingesetzt hat, einen Bösewicht zu nennen.

Um so lieber erinnerte sich die spätere Baronin Forget noch in hohem Alter genau an jene Episode der Flucht ihres Vaters und erzählte gern davon. Jedesmal, wenn ihr Wagen an der betreffenden Brücke vorüberkam, befahl sie dem Kutscher, Schritt zu fahren, um die Erinnerung aus dem Jahre 1815 noch einmal zu durchleben.

Die furchtbaren Aufregungen, die mit der Rettung des geliebten Mannes verknüpft waren, kosteten der armen Mutter den Verstand. Ihr Geist umdüsterte sich immermehr, und die strenge Ueberwachung durch die Polizei, die ihr das Leben zur Qual machte, zeitigte bald Symptome von Verfolgungswahn. In diesem Zustande fand sie der Gatte, als er nach einigen Jahren, von Ludwig XVIII. begnadigt, in die Heimat zurückkehrte. Er kann das Schreckliche nicht fassen, will die Hoffnung noch nicht aufgeben. Durch liebevolle Aufopferung glaubt er erreichen zu können, was der Kunst der Aerzte versagt blieb. Er weicht nicht von der Seite der Unglücklichen, ist unablässig zärtlich um sie beschäftigt, ist sie doch trotz ihrer tiefen Melancholie das sanfte, herzensgute, liebenswürdige Geschöpf geblieben, welches sie war.

Ein gemeinsames Grab auf dem berühmten Pariser Kirchhofe „Père Lachaise“ umfängt die Gebeine des Ehepaares; ein Marmorrelief daran verewigt die That einer allzeit denkwürdigen Gattenliebe, die dem Leben einer seltenen Frau Inhalt verliehen und ihren Namen unsterblich gemacht, ihren Geist aber für immer zerstört hat.





Der gute Rat.

Humoreske von **Paul Oskar Höcker.**

(Nachdruck verboten.)

Als der Geheime Kommerzienrat Karl Maria Pernhofer, der Besitzer der Champagner-Fabrik ‚Rhenania', von seiner Geschäftsreise nach Boppard zurückkehrte, fand er im Kontor ein Telegramm von seinem Sohn, dem Leutnant in Koblenz-Ehrenbreitstein, vor.

„Komme bestimmt noch heute abend. Wichtige Angelegenheit. Theo."

Aergerlich lachend brummte Pernhofer: „Das soll nun militärische Kürze sein. Spart ganze fünf deutsche Reichspfennige, der Bengel, und läßt seinen leiblichen Vater dafür im Unklaren, ob er nun herkommen wird, oder ob er erwartet, daß ich zu ihm hingondle."

Der Bequemlichkeit halber nahm er das erstere an und verfügte sich mit Kontorschluß um fünf Uhr nach seiner Villa.

Aber gemütlich war es da nicht. Seit dem Hinscheiden seiner Gattin kam er sich in dem weitläufigen Gebäude, das auf einen Hausstand in größerem Stile berechnet war, oft ganz verzweifelt einsam vor. Besonders seitdem seine beiden Kinder draußen im Leben standen. Minchen war an den jüngsten Batteriechef von Theos Regiment verheiratet. Außer Tante Zandten, die Minchens Nesthäkchen halber sich gleichfalls in Koblenz niedergelassen hatte, besaßen die Pernhofers keine nähern Verwandten.

Mit dem Dampfer, der um halb sechs Uhr den Rhein zuberg kam, traf Theo richtig ein. Die Villa war nicht weit von

der Landungsstelle. Vom Erkerfenster aus begrüßte Pernhofer den jungen Offizier im goldenen Licht des klaren Spätherbsttages. Eine hübsche, flotte Erscheinung war er; die Artilleristenuniform stand ihm ausgezeichnet. Es hatte seinerzeit Kämpfe gegeben, ehe er sie anziehen durfte; aber schließlich hatte der Kommerzienrat seinem Jungen den Willen doch noch gelassen. Unpraktisch, schwärmerisch und allzu temperamentvoll, wie Theo veranlagt war, hätte er fürs Geschäftsleben auch gar nicht getaugt.

Stürmisch und in sichtlicher Erregung begrüßte der junge Leutnant seinen ‚alten Herrn'.

„Hast du Schulden, Junge?" fragte der Geheime Kommerzienrat zunächst, indem er sich Mühe gab, seinem jovialen, immer frischen Antlitz eine ernste Linie abzugewinnen.

„Nein, Papa. Wenigstens ist das nicht der Rede wert."

„Woher dann das leidenschaftliche Ungestüm? Ich schrieb doch, daß ich so wie so morgen mittag zu Hauptmanns essen kommen würde."

„Ach Papa —"

„Jemine, du machst ja so verzweifelte Augen! Junge, 's ist doch nichts Dienstliches? Oder 'n Pferd gefallen?"

„Nein, absolut nicht."

„Etwa 'ne Paukerei?"

„Auf Wort nicht."

Der Geheime Kommerzienrat war beruhigt. Er schob seinem einzigen männlichen Sprößling schmunzelnd die Havannakiste hin. „Na — also wie heißt sie?"

„Wieso — du weißt, Papa?"

„Daß sich's um ein Mädel handelt? Kunststück! Ganz einfach, du bist verliebt!"

Theo setzte sich seufzend. Ganz gegen seine Gewohnheit verzichtete er auf die väterliche Import-Zigarre. „So eigentlich verliebt bin ich nicht. Nein, das wäre kaum das richtige Wort. Und ein junges Mädchen ist es auch nicht, sondern eine Frau, die — wie soll ich sagen — na, sie ist entschieden älter als ich — und an 'was Ernsthaftes denkt sie ebenso wenig wie ich . . ."

„Hm. Aber irgend 'ne Theaterdiva ist's doch totsicher?"

„Bewahre. Ich schwöre dir, Papa —"

„Nu hab' dich 'mal nicht, mein Junge! Daß du der glutäugigen rumänischen Altistin im vorigen Winter Blumen gestiftet hast, das hab' ich doch aus der Rechnung von deinem Hoflieferanten ersehen."

„Ach, das war doch nichts Seriöses."

„Na, und diesmal?"

„Ist es nicht im geringsten damit zu vergleichen."

„Dann laß endlich das Geschütz auffahren und protze ab, sonst bekomm' ich Zahnschmerzen. Warte, ich werde dir das Zungenband ein bißchen lockern. Was meinst du zu einer Flasche?"

Der Schloßabzug that wirklich Wunder. Theo beichtete.

Also es war eine charmante kleine Pariserin, die Witwe des bekannten Akademikers du Brieux. Sie selbst war eine Deutsche, eine wirklich sympathische kleine Frau, nicht mehr blutjung, aber geistreich, talentvoll, hübsch und elegant. Es hieß, daß sie in Paris ein großes Haus geführt hätten. Aber, wie so häufig in Künstlerehen, nach dem Tod ihres Gatten hatte sich Madame du Brieux darauf angewiesen gesehen, selbst ihr Fortkommen zu verdienen. So war sie in ihre Heimat zurückgekehrt und hatte sich in Koblenz niedergelassen, um eine Malschule zu gründen. Theo, der von jeher künstlerische Neigungen besessen, hatte bei ihr im Landschaftsmalen Unterricht genommen. Er bezeichnete die junge Frau als eine ganz hervorragende Lehrkraft.

„Na, die Talente wuchern in eurer Garnison ja nicht allzu üppig," sagte Pernhofer leicht ermunternd, da sein Sohn zögerte, „aber immerhin — in künstlerischer Hinsicht . . ."

„In künstlerischer Hinsicht," fiel Theo fast verzweiflungsvoll ein, „ist Koblenz ein Krähwinkel, ein so entsetzliches Nest — und auch in jeder anderen Hinsicht — daß ich dir gestehen muß, ich habe die größte Lust, um meine Versetzung einzukommen!"

„Nanu!"

„Ja, Papa. Und zwar gleichzeitig auch wegen Frau du Brieux."

„Was ist passiert?"

„Passiert — nichts."

„Das ist dann doch kein Grund —"

„Nein, für vernünftige Menschen nicht. Aber für die Stadtklatschbasen, für die Kaffeekränzchen, für die treue Tante Zandten und für Schwester Minchen."

„Ruhe, Ruhe, Ruhe! Nimm erst 'mal einen Schluck, Junge, und zünde dir eine Zigarre an. Du ahnst nicht, wie besänftigend das wirkt."

„Ich kann nicht, Papa. Ich bin zu fuchtig."

„Auf das ganze weibliche Geschlecht von Koblenz-Ehrenbreitstein, ausgenommen Frau du Brieux?"

„Ja. Denn sie machen der armen kleinen Frau das Leben sauer, sie schneiden sie, sie chikanieren, sie kujonieren, sie quälen sie.“

„Grund — Mittel — Zweck?“

„Grund: ihre Freundschaft mit mir. Mittel: perfide. Zweck: unbekannt. Oder generaliter: sie wollen eben etwas zu klatschen haben.“

„Du urteilst ein bißchen schroff, mein Junge!“

„Wenn ich noch einen schlechten Ruf hätte, ein leichtsinniger Strick wäre, dann besäßen sie vielleicht das Recht, in unsere durchaus platonische Freundschaft einen Zweifel zu setzen. Aber so! Du lächelst, Papa! O, jetzt denkst du am Ende gar an die schreckliche Rumänin?“

„Ich werde mich hüten, eine Silbe zu sagen. Du wärest im stande, mich zu verstoßen und dich zu weigern, mich nach meinem Tode zu beerben.“

„Siehst du, du machst dich bloß lustig über mich!“

„Also ernsthaft, mein Junge, sachgemäß und chronologisch. Wann, wie und wo hast du sie kennen gelernt?“

„Ganz einfach. Ich bummelte Ende September einmal, gleich nach dem Manöver, durch die Rheinanlagen. In einem Vorgärtchen Ecke der Alleestraße sah ich da eine elegante, hübsche junge Dame vor einer Staffelei sitzen und die Uferpartie malen. Am Gartenthor hing ein Schild. Darauf stand: Frau Charlotte du Brieux, Malschule. Ich trat ein. Sie entpuppte sich als eine ganz goldige Person, mit der man allerliebst plaudern konnte, und ich nahm also Malstunde.“

„Wie oft?“

„Zunächst wöchentlich zweimal, dann dreimal. Und schließlich täglich.“

„Hm! Das ist ein bißchen viel bei deinen bescheidenen Anlagen.“

„Gerade weil ich nur ein kleines Talent besitze, muß ich fleißig sein. Und wovon sollte die arme Frau denn leben, wenn sie keine Schüler hätte? Ich warb natürlich auch sonst für sie. Mit Ach und Krach brachte ich's endlich dahin, daß sie ihr leidliches Auskommen findet. Aber da nun unser gutes, teueres Minchen — — ach, es ist um auf die Bäume zu klettern, Papa!“

„Thu' das lieber nicht! — Was war mit Minchen?“

Theo zündete sich die Importcigarre, die ihm immer wieder ausgegangen war, schon zum zwölftenmale an.

„Also Minchen hatte ihr auf meine Bitte auch noch ein paar Schülerinnen verschafft. Das eröffnete sie mir gönnerhaft, als ich eines Abends hinkam, um mit dem Hauptmann noch 'was

Halbdienstliches zu besprechen. ‚Famos‘, sagte ich, ‚da springe ich schnell noch hinüber und melde ihr's, das wird ihr eine große Freude sein.‘ Darauf Minchen nun sofort äußerst steif: wie ich daran denken könne, abends acht Uhr einer alleinstehenden jungen Frau noch einen Besuch zu machen! Ich lachte sie aus. ‚Aber sie ist doch meine Lehrerin, ich bin schon häufig abends um die Zeit bei ihr gewesen. Wer kann darin was erblicken? Wir treiben zusammen Lektüre und französische Konversation!‘ — Na, das Entsetzen von Minchen! Ihr Mann, der göttergleiche Hauptmann, kam dazu, und da gab's denn eine akademische Erörterung über Schicklichkeit, Bürgertugenden, guten Ton, Erziehung, Formen und so weiter. Ich war nahe daran, aus der Haut zu fahren, sag' ich dir —"

Der Kommerzienrat lächelte. „Es bleibt gewöhnlich beim frommen Wunsche. Aber weiter, die Sache interessiert mich."

„Ja, was weiter? Der Fall war für Minchen unerhört. Ich stellte für sie von Stund' an einen moralischen Abgrund dar. Und Frau du Brieux erst recht. Und sie blieb eben dabei: von den Beispielen der leichtlebigen, frivolen Pariserinnen, der emanzipierten Künstlerinnen wollten sie sich ihre guten deutschen Sitten nicht verderben lassen. Dann weinte sie, und der Hauptmann hielt mir eine händeringende Standpauke, deren Schluß lautete, ich sollte unverzüglich den Verkehr abbrechen."

„Das hast du gethan?"

„Nein, Papa."

„Also war doch etwas Verliebtheit dabei?"

„Papa! Wenn ich in sie verliebt wäre, oder gar, wenn irgend etwas zwischen uns bestände, was das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen hat, dann würde ich doch nicht so offenkundig bei ihr aus und ein gehen. Das ist doch einleuchtend, nicht? Und würde ich sonst so frank und frei zu dir sprechen können?"

„Hm. Na ja. Ein aufrichtiger Kerl warst du ja immer. — Es spielt schon längere Zeit, das Zerwürfnis mit Minchen?"

„Gleich nachdem du die Reise nach England angetreten hattest. Und seit der Zeit gab es fortgesetzt Erörterungen. Minchen forderte das Gutachten ihrer sämtlichen Freundinnen. Ich selbst kam noch glimpflich weg. Meine Jugend galt ihnen als Milderungsgrund. Aber die arme kleine Madame du Brieux verurteilten sie einstimmig. Schon weil sie so niedliche Hände und Füße hat und so hübsche Hüte trägt. Sie verlor daraufhin ihre sämtlichen Schülerinnen — viele waren's ja so nicht."

„Du allein bliebst ihr treu?"

„Ich allein. Denn das war nun doch meine Ehrenpflicht.“

Der Geheime Kommerzienrat folgte mit steigendem Interesse. Angenommen, daß Theos sonstige Angaben über die Charaktereigenschaften der jungen Künstlerin zutrafen, lag ihrer Vertrauensseligkeit und ihrer Unbekümmertheit um den Klatsch eigentlich ein sie selbst ehrender Stolz zu Grunde.

„Ja, ich gebe zu: ein eigenartiger Konflikt. Sprachst du mit Kameraden darüber?“

„Nur mit Reedern, dem Adjutanten. Der ist ein diskreter Mensch, mein aufrichtigster Freund und er kennt Frau du Brieux wenigstens vom Sehen.“

„Was sagt er?“

„Na, Reedern ist ja immer gleich Feuer und Flamme. Er legte sofort los: ‚Du weißt, Pernhofer, daß ich 'n armer Teufel bin und nur 'ne vermögende Frau heiraten kann; aber stünde ich an deiner Stelle, so würde ich der gesamten Damenflora von Koblenz und Umgebung ein Schnippchen schlagen, ich ginge stante pede hin, hielt um ihre Hand an und ehelichte sie.‘“

„Ist er bei Troste?“ rief der Geheime Kommerzienrat erschrocken. „Wo du doch selbst sagst, du liebest sie nicht?“

„Ich liebe sie nicht. Nein, bis jetzt allerdings noch nicht. Ich verehre sie. Aber darin hat Reedern recht: ihre Freundschaft zu mir hat sie brotlos, hat sie in der ganzen Garnison unmöglich gemacht. Ich bin also im Grunde an ihrem Unglück schuld. Und als Gentleman müßte ich allerdings thun, was mir Reedern rät.“

„Jesses, Jesses, das ist ja auf die Spitze getrieben! — Was sagt denn Tante Zandten zu der Geschichte?“

„Die hatte es brühwarm von Minchen erfahren. Es war dieselbe Arie: ich sei es mir, ich sei es ihr und ich sei es namentlich meinen Verwandten schuldig, daß ich mich schleunigst zurückzöge. Ich erwiderte ihr kühl darauf, das sei mir unmöglich. Ueberhaupt: ich lernte bei ihr, sie sei das anregendste, geistreichste Weib, das ich je kennen gelernt habe.“

„Das hat dir die gute Tante übel genommen?“

„Mächtig! Und dann fing sie wieder mit Fräulein von Eusebius an, der faden Geheimratstochter; rettungslos will sie mich mit der verloben.“

„Barmherziger!“

„Ja, sie sagt, das einzige Mittel, Frau du Brieux zu rehabilitieren, sei das, daß ich mit meiner Braut zusammen bei ihr den Unterricht fortsetzte. Wenn Frau du Brieux wirklich

fair sei, so könnte ich bestimmt auf die Einsicht des Fräulein von Eusebius rechnen."

„Sicher hat sie mit ihr schon darüber verhandelt."

„Ach Papa, weißt du, und dieses Mädel kommt mir mit ihren superklugen Ansichten immer vor — wie ihre eigene Großmama. Wahrhaftig, wenn ich an sie denke, werde ich nur mit Anstrengung die Vorstellung eines nassen Regenschirmes los."

Der Kommerzienrat wollte böse sein, mußte aber doch lachen. „Hm — die wahre Liebe ist das allerdings nicht. — Ja, sage 'mal, Junge, aber wenn sich nun seit geschlagenen vier Wochen alle redegewandten Damen deiner Garnison über deine Beziehungen zu Madame du Brieux aufgehalten haben, dann ist sie doch schon ganz allein dadurch kompromittiert?!"

„Das ist's ja eben, Papa, das macht mich doch so ganz verzweifelt. Minchen hat sie nicht empfangen, ihren Besuch auch nicht erwidert. Das war sofort Parole innerhalb des Regiments. Die Damen vom Civil folgten dem Beispiel. Die arme kleine Frau merkte es natürlich, sie sprach aber kein Wort zu mir darüber. Bloß die letzten paarmal im Unterricht fiel mir's auf, wie seltsam ernst und traurig sie war. Gestern abend wollte ich mir ein Herz fassen, offen mit ihr über alles zu reden. Aber als ich hinkam, ward ich nicht vorgelassen. Madame habe Migräne — oder sonst ein Vorwand."

„Ein Vorwand?"

„Ja — denn als ich heute früh vom Dienst heimkam, fand ich einen Brief vor, in dem sie mir offiziell — den Abschied giebt. Da — lies."

Er las:

„Mein lieber junger Freund! Ich kann den Unterricht leider nicht fortsetzen. Der geringe Anklang, den meine Malschule hier gefunden hat, gestattet mir leider kein längeres Verweilen an Ihrem schönen deutschen Rheine. Ich verlasse Koblenz dieser Tage für immer, um wieder nach Paris zurückzukehren. Der Abschied wird mir schwer. Aus einem Grunde, den ich Ihnen leider nicht nennen darf, wird er mir besonders schwer von meinem eifrigsten und liebenswürdigsten Schüler. Neulich wollten Sie durchaus die Photographie von mir haben, die Sie in der alten Mappe aufstöberten. Ich gebe sie nur ungern her, denn ich finde sie nicht mehr ähnlich. Aber weil ich nicht weiß, wie ich Ihnen für all das Liebe, das Sie mir gewesen, sonst danken soll, lege ich sie Ihnen zur freundlichen Erinnerung bei. Ihre alte Freundin Charlotte du Brieux."

Pernhofer war etwas gerührt. „Hm. Sie hat dich gern gehabt. Sicher. Das ist nett geschrieben. So warm — und doch keine Silbe zu viel.“ Er machte einen Gang durchs Zimmer. „Na, da tritt sie also den Rückzug vor dem Kaffeeklatsch an. Aber — im Grunde — Siegerin bleibt sie doch.“

„Nicht wahr, Papa?“

Der Kommerzienrat rief plötzlich ziemlich hitzig: „Diese Weiber, nee, nee, diese Weiber!“ Er setzte darauf seine Wanderung wieder fort. — „Und du glaubst wirklich, sie habe nun obendrein auch noch materielle Sorgen?“

„Sie hat keinerlei Vermögen, ist aufs Stundengeben angewiesen. Der Umzug kostet doch auch 'ne Masse ... Ach, ihre kleine Wohnung war so süß eingerichtet, so wirklich traulich und behaglich — weißt du, bescheiden, aber so ein echtes, rechtes Künstlernestchen. Wenn ich dagegen Minchens steife, teure, korrekte, gediegen-prätentiöse Häuslichkeit annehme! — Nein, Papa, du machst dir keinen Begriff, wie haarscharf man die beiden Frauen beurteilen kann, bloß aus ihren Salons. Bei Minchen alles akkurat so, wie bei anderen Leuten derselben Steuerstufe — und bei Frau du Brieux ein jedes Stück voll Individualität.“

Der Kommerzienrat sah sich in dem öden, weiten Erkerzimmer um, das mit ebenso betrüblichem Dutzendgeschmack eingerichtet war wie das ganze übrige Haus. Seine Frau war steinreich gewesen, aber Kunstsinn hatte sie absolut nicht besessen.

„Ach, weißt du, Theo,“ sagte er, leicht aufseufzend, „es ist eben nur herzlich wenigen Menschen gegeben, so Wärme und Sonne und Heiterkeit um sich her zu verbreiten. Die gute Mama war ja auch eine wackere Frau, eine treue Seele, aber ... Ja, sieh 'mal, noch kurz, bevor ich mich mit ihr verlobte — das ist jetzt rund dreiundzwanzig Lenze her — da war ich selbst 'mal so im Zweifel wie du heute. 's war so ein frisches, helläugiges junges Weib, wie sie eben nur von Zeit zu Zeit 'mal vom Himmel herunter fallen. Auch 'ne Künstlerin. Wollt' es wenigstens werden. Und selbstredend beschämend mittellos. Na, das waren damals überhaupt noch andere Zeiten. Künstler, Komödianten, fahrend Volk und Silberdiebe — das nannte man bei uns daheim so ziemlich im selben Atem. Und der Mordsspektakel, als ich da zu meinem Vater kam und erklärte: Die oder keine! Na, Schwamm drüber! Ich war bald zahm, und ließ mich nolens volens unter die Haube bringen, wie sie's wollten. Aber als du dann auf die Welt kamst und so 'ran wuchsest, du Schlingel, da sagt' ich mir manchmal: I was, sein Schicksal schafft

sich selbst der Mann, und ich werde seinem Glücke niemals im Wege sein, nee, ich nicht ... Uebrigens, Theo, versteh' mich nicht etwa falsch! Nicht als ob ich irgend etwas hätte bereuen müssen! Nee, nee." Er atmete tief auf. „Ich bin immer glücklich gewesen. So — na ja, was man so sagt."

Theo sah seinen Vater voll warmer Zärtlichkeit an.

„Na, aber wenn ich nun mit der herzlichen Bitte um deinen Rat zu dir komme, Papa! Wenn ich dich frage: Hand aufs Herz — was hältst du nun als gereifter Mann fürs beste? Soll ich Minchen folgen — oder Reedern — oder gar Tante Zandten? Oder soll ich sie sang- und klanglos ziehen lassen — vielleicht ins Unglück? Was ist da das Rechte, das Gute — nicht das ‚Korrekte', sondern das wirklich Ehrenhafte?"

„Ei, Junge, so aus dem Stegreif, ohne sie gesehen, gesprochen zu haben, kann ich kein salomonisches Urteil fällen. Aber ich will dir 'was sagen: In zehn Minuten fährt der Dampfer ‚Frieda' zu Thal, damit können wir um Achte 'rum in Koblenz sein und du machst den Versuch, mich deiner kleinen Pariser Wittib gleich heute abend noch vorzustellen."

„Papa, du wolltest —?!"

„Na ja, das ist doch Menschenpflicht, wenn die Racker mit ihren elenden Klatschereien sie nun gar noch um ihre ganze Existenz bringen wollen. Vielleicht kann man ihr auch irgendwie pekuniär helfen!"

„Um Gotteswillen, Papa!"

„Ich meine bloß — ihr zum Beispiel ein paar Bilder abkaufen." —

In lebhafter Stimmung verließen sie beide die Villa, Arm in Arm. Theo war aufrichtig gerührt, daß sein ‚Alter' ihn so in allem verstanden hatte.

„Hast du übrigens das Bild von ihr zufällig bei dir?" fragte der Geheime Kommerzienrat interessiert.

Theo zog das Couvert aus der Tasche und reichte es ihm hin. Erschrocken griff er sich plötzlich an die Stirn.

„Aber meine Mütze hab' ich vergessen — und den Säbel!"

Darüber lachten sie nun beide herzlich.

Theo eilte flugs ins Haus zurück, während Pernhofer voraus und an Bord ging. Als Theo wieder kam, war es zu spät, das Dampfboot stieß bereits ab.

Ein kurzes „Na — auf Wiedersehen mit dem nächsten Schiff!" — dann nahm Pernhofer auf dem Promenadendeck Platz.

Das Bild von Frau Charlotte du Brieux hielt er noch in Händen. Er öffnete jetzt das Couvert.

Aber wie elektrisiert zuckte er zusammen, und überrascht, nein erschrocken, geradezu verstört betrachtete er den feinen, liebenswürdigen, ausdrucksvollen Frauenkopf.

Die Lehrerin seines Sohnes Theo war niemand anders als — —

Der Geheime Kommerzienrat fuhr sich über die Stirn. Das Bild, das er da in Händen hielt, war dem Photographenstempel nach vor acht Jahren angefertigt worden. Er zählte, rechnete. Rund zwei Dutzend Jahre lang hatte er die kleine Lotti nicht mehr gesehen — seine Lotti, von der er noch heut seinem Jungen erzählt hatte, seine Lotti, über die er damals seinem Vater zu sagen sich vermessen hatte: Die oder keine! Damals war er fünfundzwanzig gewesen, sie siebzehn. Aber auf dem Bild da war sie ja gar nicht verändert? Wahrhaftiger Himmel, kaum verändert! Und er täuschte sich nicht, sie war nicht zu verkennen! — Die lieben, lieben, hellen, festtäglichen Augen — das schelmische Lächeln, — der feine Mund und der sinnige, träumerische Zug in dem immer noch jungen, frischen und verständigen Gesicht! — Ob sie dem Bilde auch heute noch ähnlich sah? Wenigstens ein ganz klein wenig? Und ob sie sich seiner noch entsann? Ob sie gewußt hatte, als sie mit Theo sprach, daß der ausgewachsene große Bengel sein Sohn war? O, gewiß, gewiß wußte sie das! Ja, darauf hatte doch zweifellos der eine Passus in ihrem Schreiben an Theo Bezug genommen! — Und nun würde er sie also wiedersehen, seine Jugendliebe, seine kleine Lotti! Ach, soviel Schwärmerisches, Liebes, Sinniges und Trauliches fiel ihm wieder ein. Nur, als er dann an all die ‚korrekten‘ Leute dachte in seinem gestrengen Vaterhaus und in Theos Garnison, da huschte ein seltsam bitteres und melancholisches Lächeln über seine Züge.

* * *

Als Theo mit dem nächsten Dampfer landete und an der Haltestelle seinen Vater nicht entdecken konnte, schlug er voller Ungeduld den Weg zur Malschule der Madame du Brieux ein.

In dem behaglichen kleinen Salon empfing ihn sein ‚Alter‘.

„Lieber Junge,“ flüsterte der ihm strahlend zu, „du hast mich um meinen Rat gebeten. Ich ersetze ihn durch die vernünftigste That meines Lebens: ich habe mich soeben mit Frau Lotti verlobt.“

Theo war zuerst perplex, dann umarmte er seinen Vater. „Papa — aber das ist ja reizend! Nur — ich verstehe nicht — wie ist denn das so schnell gegangen?“

Der Geheime Kommerzienrat lächelte wehmütig. „O, nicht so schnell wie du denkst, mein Junge. Ich habe so beiläufig meine vierundzwanzig Jahre darauf gewartet.“

„Vier—und—zwanzig?! Ja, wieso denn? Frau Charlotte ist doch selbst erst . . .“

„Bitte, bitte, keine Zahlen nennen, Theo! Auch vor Minchen nicht. Weißt du, deren Strafe soll sein, daß sie sich bis zu unserer Hochzeit darüber ärgert, daß ihre Stiefmama noch jünger ist, als sie selbst. Denn, bei Gott, so sieht sie doch thatsächlich aus! Oder etwa nicht, he, du Schlingel?“

Die kleine Pariserin trat ein. Glück und Rührung standen in ihren Augen. Theo ging ihr entgegen. Stumm küßte er ihr die Hand.

O, jung war sie noch — wenn auch Vater, der sie mit den Augen der Liebe sah, ein wenig übertrieb. Er selbst konnte sich's eigentlich ganz gut vorstellen, daß er die sinnige, feine, fröhliche kleine Frau ‚Mama‘ nannte.

Und jetzt wußte er auch, was ihm den Verkehr mit ihr so besonders sympathisch gemacht hatte: der mütterliche Zug, den ihre Freundschaft für ihn besessen und von dem all die ‚korrekten‘ Leute der Garnison nichts geahnt hatten.





Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl, München.

Vor dem Circus. Nach einem Bilde von H. Oehmichen.

(Siehe Gedicht auf der nebenstehenden Seite.)

Vor dem Circus.

Von Julius Lohmeyer.

(Zu dem nebenſtehenden Bilde.)

Heiſſa! Iſt das eine Pracht!
Immer in der Runde
Sauſt und brauſt die wilde Jagd,
Huſſa! Hirſch und Hunde!

Jetzt raſt auch die „Pußta-Poſt“
Schneller, immer ſchneller!
Wenn es drin fünf Groſchen koſt',
Draußen keinen Heller.“

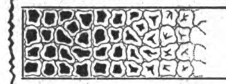
„Willem, läßt du mir nu ran?
Ich war längſt vor dir da.“
„„Aujuſt, nee, ick denk' nich dran;
Nun kommt das Turnier ja.““

„Willem, wirſt du endlich jehn!
Sahſte nicht jenug noch?“ —
„„Wer das Loch zuerſt jeſehn,
Dem gehört das Guckloch!““

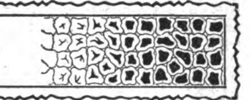
Und nun packen mit Gewalt
Sich die wilden Jungen,
Bald hat Auguſt Wilhelm, bald
Dieſer ihn bezwungen.

Raufen ſich, wie toll und blind,
Blutig Kopf und Hände —
Als die zwei zu Ende ſind —
War das Spiel zu Ende.





Allerlei.



Napoléon diktiert Marschall Berthier seine Befehle. (Zu unserer Kunstbeilage nach dem Gemälde von J. A. Meunier.) Es war in der Nacht vom 18. zum 19. Oktober 1813. Napoléon hatte längst erkannt, daß längerer Widerstand gegen die ihn umgebenden Heere für ihn vergeblich sei und nur zu seinem völligen Verderben führen müsse. Sein einziges Heil lag im Rückzuge über Leipzig nach Westen bis an den Rhein. Er wußte, man würde ihn nicht allzu stark dabei belästigen und froh sein, wenn er das deutsche Land endlich preisgäbe. Denn unter den Heerführern seiner Gegner kannte er nur einen, der das Verfolgen verstand und es gern auf sich nahm, nämlich Blücher, und was dieser thatkräftige Degen darin leisten konnte, sollte er 1½ Jahr später nach der Schlacht bei Belle-Alliance genügend erfahren. Aber vorläufig konnte Napoléon sicher darauf rechnen, daß man im Lager der Verbündeten sich und ihm Zeit lassen werde, und darauf baute er seine Entschlüsse für den kommenden Tag. Ein Armeekorps wollte er dran geben, das sollte Leipzig verteidigen; mochte es, der Uebermacht erliegend, dabei untergehen, wenn nur das übrige Heer gerettet wurde. Darauf hin diktierte er, wie immer, seinem langjährigen Generalstabs-Chef Marschall Berthier, den er 1807 zum souveränen Fürsten von Neuchâtel, das Preußen ihm hatte abtreten müssen, ernannt hatte, seine Befehle. Denn das war seine Eigenart und eine Seite seiner militärischen Größe: er befahl, entschied, ordnete alles selber an, nur auf sein Wort arbeitete die Kriegsmaschine seiner Armee. Dazu hatte er in Berthier, den er mit Vorliebe „mon cousin!“ anredete, einen überaus geschickten Gehilfen gefunden, der ihm namentlich 1806/7 und zuletzt von 1812—1814 die treuesten Dienste leistete und nie von seiner Seite wich. Was mochte beiden in dieser Stunde durch die Seele gehen, als sie nach jenen entscheidenden Schlachttagen wieder beisammen waren? War's der Gedanke an den Rückzug vom Jahre zuvor, der fast genau am selben Tage aus Moskau begonnen wurde, und der so niederschmetternd endete? War's der Gedanke an die Zukunft und das, was man in Frankreich sagen würde, wenn der Kaiser nun zum zweiten Male seit Jahresfrist fast ohne Armee und als der Besiegte nach Paris zurückkehren werde? War es etwas von dem, das der Dichter sagt: Und alle Schuld rächt sich auf Erden? Stiegen die Schatten der Tausende und Abertausende vor ihrem Geiste auf, die schuldlos in all den grausen Feldzügen des Kaisers hingeopfert waren, und forderten Rache? Wer mag es sagen! Aber ergreifend hat der Künstler die Stimmung beider darzustellen verstanden, und die gewaltige Tragik der Stunde zum Ausdrucke gebracht.

Eine Schwester des Großen Kurfürsten. Mit ihrem drei Jahre älteren Bruder Friedrich Wilhelm, dem späteren Großen Kurfürsten, wuchs im Residenzschlosse zu Kölln an der Spree seine

Schwester Luise Charlotte oder, wie sie eigentlich getauft worden war, Elisabeth Carolotta, auf. Die Geschwister lebten in herzlichem Einvernehmen miteinander, und die Geschicke Luisens sind vielfach in die des Bruders verwoben. In den drückenden Jahren des Elends und der Gefangenschaft, die dem sonnigen Glück an der Seite ihres Gemahls folgten, flogen ihre Gedanken oft in die Ferne zu dem geliebten Gefährten der Kindheit; er sollte sie retten, ihr und den ihrigen zur Freiheit verhelfen. Zum erstenmal hat ein berufener Historiker, der Königsberger Bibliothekar Dr. A. Seraphim, das Bild der vielgeprüften Fürstin gezeichnet (Berlin, A. Duncker. 1901), deren Lebensberuf einem fernen Lande angehört hat.

Von Luisens Kindheit wissen wir wenig. Ihre Bildung wird sich nicht über die anderer Fürstenkinder ihrer Zeit erhoben haben. Bei der Erziehung lag das Hauptgewicht darauf, daß sie im reformierten Bekenntnis gefestet dastand, in ihm den Halt in allen Nöten des Lebens zu suchen gewöhnt wurde. Die Anhänglichkeit an die reformierte Kirche begleitete sie auch aus den Grenzen Brandenburg-Preußens heraus.

Um Luisens Hand ist viel geworben worden. Zweimal hielt ein Bruder König Wladislaw IV. von Polen, Prinz Kasimir, um sie an, aber die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses und außerdem noch dynastische Bedenken ließen eine Vermählung mit ihm nicht erwünscht erscheinen. Ein vielbesprochener Plan des unheilvoll einflußreichen Grafen Adam Schwarzenberg, seinen Sohn mit der Kurfürstentochter zu vermählen, hat, wie man jetzt annehmen darf, nicht bestanden. Die Prinzessin verlobte sich mit einem ihrer Vettern, einem Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf, aber noch bevor der Bund geschlossen wurde, siechte der schwächliche Bräutigam hin. Die ärztliche Kunst nannte sein Leiden ein „profundissima melancholia“, die durch übermäßiges Essen und Trinken schwerer Weine gefördert worden wäre. Der Leibarzt Dr. Magirus aber gutachtete: „Zu diesem allem (Unmäßigkeit) seind nun kommen die Bewegung des Gemüts, Traurigkeit, Sorgen, Schrecken, Furcht und sonderlich die Liebe, welche dann, ob sie gleich aus einem züchtigen Herzen kömmt, wann sie überhand nimmt, den Menschen nicht allein um die Gesundheit, sondern auch um das Leben bringen kann.“

Der Streit um Hab und Gut des toten Markgrafen war noch nicht ausgetragen, als sich wiederum die Freier um die inzwischen an das Ende der Zwanziger vorgerückte Prinzessin meldeten. Diesmal König Wladislaw in eigener Person, der Vetter Karl Ludwig von der Pfalz, ein Sohn des Winterkönigs, und der Herzog Jakob von Kurland, der gleichfalls dem Brandenburger Kurhause verwandt war. Er ließ durch einen seiner klugen Räte, den ehemaligen Königsberger Professor Christoph v. Derschau, seine Bewerbung anbringen, und nachdem der Hof Für und Wider ernstlich erwogen hatte, führte der Kurländer die Braut heim, nachdem er ausdrücklich hatte zusagen müssen, daß den reformierten Gottesdiensten seiner Gemahlin in Kurland kein Hindernis

in den Weg gelegt werden und bei der Taufe der zu erwartenden fürstlichen Kinder in dem lutherischen Glauben der in Kurland noch immer übliche Akt der Teufelsaustreibung unterbleiben sollte. Die Morgengabe des Herzogs war reich bemessen, und der Kurfürst sagte ein Ehegeld zu, das die Stände des Herzogtums Preußen aufbringen mußten, — die „Fräuleinsteuer", die später zur Quelle vieler Verdrießlichkeiten wurde.

Im Oktober 1645 wurde in Königsberg unter vielen Festen die Hochzeit gefeiert, die Simon Dach in treuer Ergebenheit mit lateinischen Versen besang.

Herzog Jakob von Kurland ist außerhalb seines Herzogtums ein lange vergessener Mann, und doch war er ein hochbedeutender Fürst, ein seiner Zeit mit kühnen Unternehmungen weit vorauseilender Kopf. „Zu arm für einen König, aber zu reich für einen Herzog", hat Karl Gustav von Schweden von ihm geurteilt. Im Lande ließ er Eisen- und Kupferhämmer, Glashütten, Webereien und andere Fabriken erstehen, er betrieb eifrig den Bau von Schiffen und einen schwungvollen Handel und gründete überseeische Kolonien.

Luise Charlotte, die den Herzog nicht aus Neigung genommen hatte, führte doch eine glückliche Ehe mit ihm. Neun Kinder sind ihr entsprossen, bei deren Erziehung sie nur eins schmerzte: daß sie sie nicht im reformierten Bekenntnis unterweisen durfte. Vortrefflich hielt sie mit ihren Geldern Haus und konnte selbst dem Herzog davon leihen. Eifrig pflegte sie die Verbindung mit der alten Heimat, „mit ihren Leutchen in den Marken", und unterhielt mit ihrer alten Mutter, dem Kurfürsten und dessen Familie, auch mit Staatsmännern und Predigern einen Briefwechsel, der ihr die Kenntnis der Begebnisse der großen Welt vermittelte. Friedrich Wilhelm war freilich kein fleißiger Korrespondent, in einem Briefe bekannte er ihr, er schriebe nicht gern und sei auch ziemlich faul, habe auch bis Neun geschlafen. Viel mehr ist den Briefen Otto v. Schwerins zu entnehmen aus der Zeit, da die Wogen der kurländischen Politik hoch gingen, und das kleine Land und sein ehrgeiziger Herrscher sich den nordeuropäischen Mächten mehr als unbequem machten, die wie Geier über der verlockenden Beute kreisten. Die Selbständigkeit des Herzogs und seine schlau zwischen den Mächten lavierende Politik hatten insbesondere Schweden mißtrauisch gegen ihn gemacht. Schweden ging darauf aus, den Herzog daran zu hindern, eine größere Militärmacht zusammenzubringen, denn besaß er sie, so konnte er das Zusammengehen der schwedischen Truppen in Livland und Litauen vereiteln, indem er ihnen den Durchzug durch sein Land verbot. Karl X. Gustav griff daher zu einem Gewaltstreich: er befahl dem schwedischen Oberkommandierenden in Livland Feldmarschall Douglas, die kurländischen Festungen Mitau und Bauske zu besetzen und den Herzog mit seiner ganzen Familie gefangen zu nehmen. Mit allen Listen wurde der ahnungslose Herzog in einer Oktobernacht 1658 überfallen, das Schloß geplündert, das Archiv nach Schweden geschickt, und nun herrschte statt des Herzogs der schwedische Feldherr über Stadt

und Land. Vier Wochen später schleppten die Schweden die Herzogsfamilie nach Riga und von dort in das ferne Iwangorod bei Narwa. Dort hat der Herzog mit seiner Gemahlin und seinen Kindern in Entbehrung und Dürftigkeit gelebt, in niedrigen, von einer hohen Mauer umgebenen Holzhäusern, in einer unwirtlichen Landschaft. Einen trübseligen Brief nach dem andern sandte die Herzogin in die Ferne, an Mutter und Bruder, sie schilderte herzzerreißend das unwürdige Leben der fürstlichen Familie. Aber am Berliner Hof war man machtlos, und der treue, redliche, alte Schwerin, dem sie die Vertretung ihrer Interessen, auch beim Kurfürsten, ans Herz legte, vermochte nur seine Teilnahme auszusprechen. Endlich gab den Gefangenen der Friede von Oliva die heißersehnte Freiheit wieder, und im Sommer 1660 kehrten sie nach Kurland zurück. Aber wie anders fanden sie es, seit sie es verlassen hatten, vor! Die fremden Truppen hatten es ruiniert, die Pest es verödet, die Aecker waren nicht bestellt, sie sahen den Bankerott vor Augen.

Der Lebensabend der alternden Fürstin ist von düsteren Sorgen beschattet gewesen. Das sonnige Glück, das ihre jungen Jahre beschienen hatte, kehrte nicht wieder. Wohl fehlte ihr und dem Herzog weder der Mut, noch die Kraft, sich um die Hebung des Landes zu mühen, nur blieb leider der Erfolg aus. Sie trug schwer am Leben und seufzte: „Ich bin in dieser verkehrten Welt wenig oder nichts nütze.“ In dem Wechsel des Glücks verharrte sie unerschütterlich in ihrem Glauben. An Gemahl und Kindern hing sie mit zärtlicher Liebe. Sie war der gute Engel ihres Hauses. Eine ihrer Töchter heiratete den von Heinrich von Kleist verherrlichten Prinzen Friedrich von Homburg, und es mag ihr eine Genugthuung gewesen sein, daß ihr Schwiegersohn zur Entscheidung des Tages von Fehrbellin erfolgreich beigetragen hatte. Den Schweden, die die schwersten Leiden ihres Lebens über sie und ihr Land gebracht hatten, gönnte sie alles Schlechte.

Am 18. August 1676 ist Luise Charlotte sanft entschlafen. In dem Gruftgewölbe des Mitauer Schlosses fand sie ihre letzte Ruhestätte.

Der Sonnenstich. Die Münchener „Jugend“ erzählt folgende Anekdote: In dem Dörfchen Meißenheim bei Lahr i. B. ruhen die Ueberreste von Friederike Brion, der Jugendliebe Goethes. Ein Grabstein, von Lahrer Verehrern des Dichters gestiftet, schmückt die Grabstätte. Das Monument trägt folgende Inschrift:

„Ein Strahl der Dichtersonne traf auch sie
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.“

Der frisch ins Dörfchen versetzte Lehrer besah sich auch den Friedhof. Der Kirchendiener, der ihn auf diesem Gang bemerkte, kam auf ihn zu und sagte: „Luege Se, do ruet die Friedrike Brion, daß isch em Goethe si Bekanntschaft gsin. Wie Sie uff em Stein lese chönne, het se en Sunnestich troffe, unn an dem het se sterwe müesse.“

Naturwissenschaftliche Fortschritte. Das vorige Jahr hat einige recht merkwürdige Neuigkeiten gebracht. In der Zoologie haben die größte Aufmerksamkeit zwei neue Tiere auf sich gelenkt.

Das eine ist das Neomylodon von Südamerika. Man fand die Hautreste eines Tieres in einer südamerikanischen Höhle und stellte fest, daß sie einem Geschöpf angehört haben müßten, das die Eigenschaften des ausgestorbenen Faultiers von der Gattung Mylodon besaß. Die Zoologen gerieten über diesen Fund in eine nicht geringe Aufregung; es wurden besondere Expeditionen ausgesandt, um das Tier etwaigenfalls noch lebend zu finden. Die Bemühungen sind jedoch bisher vergeblich geblieben, obgleich die Eingeborenen des betreffenden Gebiets versichern, daß das Tier noch lebend vorkommt. Die zweite Sensation aus der Tierkunde war die Entdeckung des Okapi durch Harry Johnston in den Wäldern des Semliki-Stroms in Afrika, eines giraffenähnlichen Tiers, das jedoch kein Gehörn, auch nicht die eigentümlichen Hautflecken der Giraffe besitzt, dagegen auf den Schenkeln zebraartig gestreift ist. Der bekannte Zoologe Ray Lankester hat das Tier zu einer neuen Gattung erhoben. Leider hat ein vollständiges Exemplar bisher der Untersuchung noch nicht vorgelegen. Eine Untersuchung seltenster Art hat die Zoologie dem Dr. Lindsay Johnson zu verdanken, der in jahrelanger schwierigster Arbeit die Eigenschaften des Tierauges erforschte, und zwar nicht nur an Haustieren, sondern auch an zahlreichen wilden Tieren, die einem solchen Studium begreiflicherweise erhebliche Schwierigkeiten bereiteten. Als wichtigere Veröffentlichungen aus der Tierkunde können ferner noch erwähnt werden: die Forschungen über den Ursprung der Beuteltiere seitens des amerikanischen Zoologen Bensley, der das amerikanische Opossum bezw. dessen Ahnen für die Urväter aller Beuteltiere hält; die Untersuchungen über die Ahnen unseres Hausschafs, ausgeführt von Professor Keller in Zürich auf Grund des Vergleichs zwischen dem noch lebenden Graubündener Schaf, dem Torfschaf der alten Pfahlbauten und dem altägyptischen Schaf, welch letzteres der Vorfahre des Hausschafs der alten Pfahlbauer gewesen sein soll; die Zusammenstellung aller Thatsachen über die mit einem Knochenpanzer bekleideten Urahnen der Walfische durch Dr. Abel; die schöne Arbeit über das Rauchen der Walfische von Professor Henking. Professor Lydekker beobachtete auf das genaueste die Linien auf der Handfläche der Affen und verglich sie mit denen der menschlichen Hand. Dr. Albini in Rom führte eine neue Untersuchung über den Winterschlaf der Murmeltiere aus und stellte fest, daß nicht die Kälte allein zu dem merkwürdigen Zustand der winterlichen Erstarrung führt, sondern auch die freiwillige Nahrungsenthaltung, was übrigens auch für den sonderbaren Winterschlaf zutrifft, den die russischen Kleinbauern durchzumachen pflegen. Als eine merkwürdige Entdeckung ist endlich noch die Thatsache zu nennen, daß die südamerikanischen Faultiere eine Art von Pflanzenpelz besitzen, indem sich kleine grüne Algen in den Querspalten der Tierhaare ansiedeln. Die Faultiere haben einen besonderen Nutzen davon, da sie im Laub eines Baumes infolge der grünen Farbe ihres Pelzes kaum wahrnehmbar sind. Die Röntgenstrahlen haben für die zoologischen Untersuchungen weiterhin wertvolle Dienste geleistet, indem sie von Dr. Rodman zur Aufklärung des Baus von Muscheln und Schneckengehäusen benutzt wurden. Der schönste Beitrag zur

Pflanzenkunde, den das vergangene Jahr geliefert hat, war, allgemein betrachtet, der Vortrag von Professor Francis Darwin, dem großen Sohn seines größeren Vaters, über die Geisteskraft der Pflanzen. Der Schluß seiner Untersuchungen ging dahin, daß er es zwar als bequemer hinstellte, die Pflanzen vorläufig für vegetabile Automaten zu halten, wie ja Huxley sogar von menschlichen Automaten gesprochen hätte. Jedoch bekannte sich Darwin selbst zu dem Glauben, daß mit jedem Leben auch ein Geist verbunden wäre und daß man bei tieferer Erkenntnis von dem Wesen des Bewußtseins gewisse Zeugnisse geistiger Bethätigung auch bei den Pflanzen würde feststellen können. Professor Flammarion, der vielseitige Pariser Gelehrte, stellte Forschungen über den Einfluß des Lichts auf Pflanzen und Tiere an und sprach davon sogar als von einer neuen Wissenschaft, der er den Namen Radiokultur beilegte. Im besonderen berücksichtigte er den Einfluß verschiedener Farben auf die Erzeugung der beiden Geschlechter und fand erhebliche Verschiedenheiten bei andersfarbiger Beleuchtung. Dr. Augustus Waller führte eine Reihe interessanter Experimente über Pflanzenelektrizität aus, die den Nachweis brachten, daß schon ein schwacher mechanischer Reiz einer im Wachstum begriffenen und zarten Pflanze eine elektrische Wirkung hervorruft, die jedoch durch starke Erwärmung oder durch starke Abkühlung aufgehoben wird. Dr. Waller fand auch, daß die Blätter verschiedener Pflanzen eine positiv elektrische Ladung in den Teilen erhalten, die vom Licht getroffen werden. Eine wertvolle Hinterlassenschaft des hervorragenden österreichischen Botanikers Kerner, weiland Direktors des Botanischen Gartens in Wien, kam im vergangenen Jahr zur Veröffentlichung. Sie enthielt die Beobachtungen des Forschers über das Erwachen der Blüten zu den verschiedenen Tageszeiten. Die Zahl der verwerteten Beobachtungen betrug mehrere Tausende. Sie geben ausführliche Aufklärung über das Oeffnen und Schließen der Blüten verschiedener Pflanzen, auch die Aenderung der dafür bestimmten Tagesstunden mit den Jahreszeiten, ferner über die Frage, wie das Oeffnen und Schließen der Blüten erfolgt und wodurch es hervorgerufen wird, endlich auch einige Angaben über das zeitliche Auftreten des Blütendufts und seine Beziehung zur Oeffnung der Blüte. Der Pariser Botaniker Beulaygue stellte Versuche mit lebenden Blumen an, um den Einfluß des Lichtes auf die Entwickelung der einzelnen Blütenteile und ihrer Farbe zu bestimmen. Er that dies in der Weise, daß er von zwei gleichen Pflanzen die eine unter gewöhnlichen günstigen Verhältnissen beließ, die andere in einen völlig lichtlosen Raum einschloß; die Entwickelung beider wurde dann von Zeit zu Zeit verglichen. Es stellte sich heraus, daß die Form der Dunkelblüten unverändert war, dagegen die Größe etwas verringert und auch die Farbe nicht ganz unterdrückt, wenngleich wesentlich heller als bei der normalen Blüte. Ein interessantes und auch praktisch wichtiges Gegenstück zu diesen Versuchen sind die Errungenschaften in der künstlichen Färbung von Blüten, die dadurch erreicht wird, daß ein frisch abgeschnittener Blütenstiel in eine farbige Lösung getaucht wird. Auf diese Weise kann eine ursprünglich weiße Blüte verschieden gefärbt werden, besonders violet und rosa. Zu dem

Zustandekommen dieser künstlichen Färbung scheint die Einwirkung der Luft beizutragen, da sie nur in den Pflanzenteilen stattfindet, die mit der Luft in Berührung stehen.

Ein eigentümliches Recht der Jenenser Studentenschaft. An den meisten Universitäten Deutschlands war es noch bis vor wenigen Jahren Sitte, daß beim Rektoratswechsel feierliche Fackelzüge von der studierenden Jugend veranstaltet wurden. Auch an der Hochschule in Jena herrschte dieser Brauch, wobei aber den Studenten das seltsame Recht zustand, dem alten Rektor, während demselben ein Pereat gebracht wurde, die Fensterscheiben zertrümmern zu dürfen. Daß es bei dieser Gelegenheit nicht selten recht drastisch und hoch herging, ist leicht begreiflich und finden wir darüber in einem alten Buche nachstehende ergötzliche Aufzeichnungen: „Alljährlich wurde in Jena, wie auch auf anderen Universitäten, ein neuer Prorektor, der Magnifikus, gewählt, und an demselben Tage, wo der neugewählte sein Amt antrat, legte der alte seine Würde bescheiden nieder. Dies war für die Studenten ein bedeutungsvoller Tag, denn am Abend desselben brachten sie dem Neuerwählten einen Fackelzug mit Musik und Vivat und dem Abgeschiedenen riefen sie ein Pereat und warfen ihm die Fensterscheiben ein zum Dank für Karzer, Konsilium und sonstige Plackerei. So war es alljährlich und immer gewesen, denn dies war ein altes und durch sein Alter geheiligtes, akademisches Recht der Studentenschaft.

Wieder war der Tag der Prorektorwahl erschienen. Der alte, ein Jurist, hatte sein Amt niedergelegt, und der neue Magnifikus, ein Professor der Theologie, seine Antrittsrede glücklich gehalten. Feierlich bewegte sich ein langer Fackelzug am Abende vor sein Haus und Hunderte von kräftigen Studentenkehlen riefen ihm ein donnerndes Vivat! Er trat an das Fenster und hielt eine lange Dankrede, denn so gehörte es sich. Laut jubelnd ging es nun fort zu dem Hause des Abgeschiedenen, um ihm und seinen Fenstern das übliche Pereat zu bringen. Aber Juristen haben bekanntlicherweise oft sonderbare Begriffe vom Rechte. Von diesem akademischen Rechte der Jenenser Studenten stand, soviel er sich erinnerte, nichts in seinem Corpus juris, und um seine Scheiben zu schützen, hatte er die Fenster außen durch Laden verschließen lassen. Ein lauter Schrei des Unmutes erhob sich, sobald die Burschen dies bemerkten. Dies war ein Eingriff in ihre akademischen Rechte, ein Frevel, der nimmer ungesühnt bleiben durfte. Keine persönliche Rache trat ins Spiel, es galt nur, ein altes akademisches Recht zu schützen und aufrecht zu erhalten. Die Burschen würden in ihrem Zorne das ganze Haus vernichtet und dem Erdboden gleich gemacht haben, wären nicht besonnene Gemüter unter ihnen gewesen, welche davon abgeraten hätten. Denn geschah dies, so nahm das Ganze den Charakter persönlicher Rache an. Nur das Recht sollte ausgeübt und die Fensterscheiben sollten eingeworfen werden — und sie wußten sich zu helfen. Die Steine wurden dicker genommen, als Studentenbrauch war, die Laden wurden zertrümmert und lustig klirrten die Scheiben dahinter. Das Werk war vollbracht, das alte Recht gewahrt. Ruhig hatten die Pedellen daneben gestanden und zugeschaut, sie wußten, daß sie nicht einschreiten

konnten und durften; auch sie fühlten, daß ein Eingriff in die akademischen Rechte der Burschen geschehen war, der gesühnt werden mußte. Die Burschen schlossen einen Kreis, und laut erschallte das alte Lied: Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus.

Aber auch die Professoren hatten ihre akademischen Rechte, in welche kein Student eingreifen durfte. — Das Jahr des neu erwählten Magnifikus war zu Ende, er hatte das irdische Glück dieser Würde im vollen Maße genossen und saß ruhig an dem verhängnisvollen Abende in seinem Studierzimmer, mit Gleichmut seinem Pereat entgegensehend. Nimmer war es ihm in den Sinn gekommen, sich dagegen zu sträuben. Seine Zimmer waren erhellt, damit die Fenster um so deutlicher hervortreten möchten: nur die Rouleaux hatte er niedergelassen, um den Steinen ein Hindernis entgegen zu setzen — das war in der Ordnung. Laut jubelnd hörte er die Burschen heranziehen, ein donnerndes Pereat erschallte und dazwischen klang das Klirren der eingeworfenen Fensterscheiben lustig und munter — es störte ihn nicht. Ruhig saß er an seinem Schreibtisch und arbeitete. Da flog ein dicker Stein durch das Rouleaux in das Zimmer und fiel auf seinen Schreibtisch nieder. Das war zuviel. Das war gegen alle Studentensitte, solch dicke Steine durften nicht geworfen werden. Erzürnt erhob er sich, trat an das Fenster, zeigte den Stein und rief hinab: „Dieser Stein ist auf meinen Schreibtisch geflogen. Nur ein Fuchs kann ihn geworfen haben, denn ein ordentlicher Bursch' wirft mit solch' einem dicken nicht!" Und heftig schleuderte er den Stein auf die Burschen zurück.

Ein lautes Vivat trat nun an die Stelle des Pereat, denn die Burschen wußten auch die Rechte der Professoren zu ehren, und solch ein Stein war gegen den Komment. —

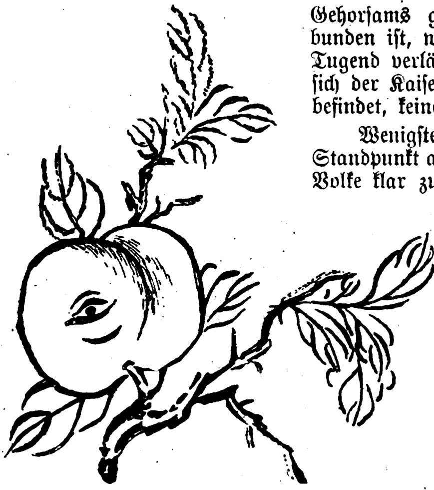
Am Tage darauf wurde dem Professor durch eine feierliche, mit Schärpen und Schlägern angethane Deputation ein neues Rouleaux überreicht, und freundlich nahm er es an. Th.

Persische Frauen. Wilfred Sparroy, der als Prinzenerzieher längere Zeit am persischen Hofe lebte, beschreibt in einem interessanten Aufsatze Tracht und Leben der Damen aus dem Lande des Sängers von Schiras. Er erzählt darin, daß, als der Schah Nasr-ed-Din von seiner Reise durch Europa nach Persien zurückkehrte, seine Hauptreform der Tracht seiner Haremsdamen galt. Daß Bestechung und Korruption, Erpressung und Ungerechtigkeit in seinem Lande üppig weiterwucherten, kümmerte den König der Könige nicht, er hatte aber in Paris in einer Oper bis zum Ende ausgeharrt und war von der luftigen Kleidung der Ballettdamen so bezaubert worden, daß er bei seiner Rückkunft sie sogleich in seinem Harem einführte. Das hergebrachte Kleid der Perserin ist das Gegenteil der Trikottracht und äußerst prächtig, wenn die Trägerin die Mittel dazu hat. Es besteht aus einem perlenbesetzten dünnen Gazehemd in Weiß Blau oder Rot, das über die Taille herabhängt bis auf die weiten, pumphosenähnlichen Unterkleider, die von einem Bande festgehalten werden. Ueber dem Hemd wird ein kleines Jackett in Silber- oder Goldbrokat getragen, das bis zur Taille reicht und vorne offen ist;

den Kopf schmückt ein schmaler, juwelenbesetzter Shawl, der unter dem Kinn zusammengehalten wird. Auch die vorerwähnten Hosen haben edelsteinbesetzte Säume. Je reicher die Frau, desto mehr Hosen trägt sie. Es giebt Damen, die elf Paar übereinander tragen, und man könnte fast meinen, daß dieser Sitte die Krinoline ihren Ursprung verdankt. Das Haar ist in die Bänder geflochten und fällt unter dem Shawl in dünnen Flechten herunter, bei den Frauen der dienenden Klasse ist es in einer geraden Franse bei den Augenbrauen abgeschnitten und in steife Locken verwandelt, die auf die Wangen herabhängen. Die Füße stecken in feinen Kaschmirstrümpfen, Schuhe werden nicht getragen, wenigstens nicht im Hause. Die Toilette der Frau ist mit dem Färben der Handflächen und der Fingernägel mit Henna, der Augen und Wangen mittelst Antimon und Rot beendet, Arme und Nacken werden zuguterletzt mit Spangen und Ketten geschmückt. Will die Perserin ausgehen, so zieht sie über ihre weiten Unterkleider das Schach-chur an, eine Art Hose, d. h. halb Stiefel, halb Hose, in welche die Unterkleider hineingestopft werden. Dann umhüllt sie sich mit einem betttuchähnlichen schwarzen oder dunkelblauen Seidenschleier, der auf dem Kopfe fest ansitzt wie eine Haube und das Gesicht und die ganze Person bis zu den Knien bedeckt. Ueber den Augenbrauen wird dann noch das weiße leinene Ruband befestigt, das über das Gesicht und den Busen bis zur Taille herabhängt und nur Oeffnungen zum Sehen und Atmen hat. Dies ist die Straßentoilette einer Perserin, und sie hat zum Ausgang nur noch nötig, die Füße in leichte Pantoffeln zu stecken, die indes nur den halben Fuß bedecken, gewöhnlich ohne Absätze sind oder diese in der Mitte haben. Diese Straßenvermummung ist so vollkommen, daß oft ein Gatte sein eigenes Weib nicht erkennt. Wenn ein Europäer das Glück hat, das Antlitz einer Perserin zu erblicken, wird er es voll und ruhig finden „wie die Scheibe des Mondes". Die Hautfarbe, die eine Pfirsiche beschämen könnte, giebt dem grübchenreichen Lächeln einen Sonnenton, der das an die heimatlichen mehr bleichen Gesichter gewöhnte Auge bezaubert. Die Augen der Perserin selbst sind leuchtend, feucht und braun. Sie sind außerordentlich schön und wenn auch nicht gedankenvoll, so doch nicht ausdruckslos. Sie blicken wie Tieraugen, die mehr Gefühl verraten. Nach persischem Geschmack muß eine Frau fett und stattlich sein. Sie muß einen Gang haben wie ein Pfau, was mit den eigentümlichen Pantoffeln unschwer zu erreichen ist. Lesen und Schreiben soll eine persische Frau können, doch giebt es im Lande des Löwen und der Sonne keine Blaustrümpfe. Der Unterricht läuft nur auf die Anlernung des Nützlichen hinaus: den Kleiderschmuck anzufertigen und in der Küche walten zu können. Das sind die höchsten Tugenden, die man von einer Perserin verlangt und deren Vorhandensein sie dem Manne begehrenswert macht.

Ein altes chinesisches Wahrsagebuch. (Mit 2 Abbildungen.) Obgleich der Kaiser von China als Sohn des Himmelreiches bezeichnet wird, ist es doch ein alter chinesischer Grundsatz, daß der Kaiser für das Unglück verantwortlich ist, welches das Land trifft. Und da der alte Konfuzius lehrte, daß das Volk von der Pflicht des

Gehorsams gegen den Herrscher entbunden ist, wenn dieser den Weg der Tugend verläßt, ist die Lage, in der sich der Kaiser von China seit Jahren befindet, keine beneidenswerte.


Chinesisches Wahrsagebuch.

Wenigstens ist es vom chinesischen Standpunkt aus gar nicht schwer, dem Volke klar zu machen, daß der Kaiser von China den Weg der Tugend verlassen hat. Denn alljährlich hat der Zorn des Himmels den einen oder andern Teil des großen Reichs getroffen. Bald war es die Hungersnot, der Tausende zum Opfer fielen, bald der gelbe Fluß, der aus seinen Ufern trat und ganze Provinzen mit seinem unreinen Wasser überschwemmte, bald der Krieg mit den Japanern und zum Schluß die Demütigungen der letzten Zeit. Alles dies gab den vielen unzufriedenen und aufrührerischen geheimen Gesellschaften einen guten Nährboden. Auch die Boxerbewegung entstammt einer solchen geheimen Gesellschaft, und wenn die Boxer, als es gegen die Europäer losging, die Worte „Schutz für die Dynastie“ auf ihre Fahne setzten, geschah es, weil sie die berechtigte Hoffnung hatten, daß die Regierung mit ihnen gemeinsame Sache gegen die Fremden machen würde. Vor dieser Zeit war die Gesellschaft der Boxer bekanntlich verboten und galt in den Augen der Regierung für gefährlich und aufrührerisch.


Chinesisches Wahrsagebuch.

Bei den heimlichen Zusammenkünften der Boxer und anderer Gesellschaften spielte ein altes Buch, „Die Wahrsagungen", eine große Rolle. Seines Inhalts, namentlich aber der Erklärungen wegen, die die Führer ihm geben, ist es von der jetzigen Regierung streng verboten. Ja, schon das Lesen des Buches wird mit dem Tode bestraft. Da viele der Wahrsagungen von dem Sturz der Dynastie handeln, begreift man die Furcht der Regierung vor dem Buch. Dem bekannten Missionar Pater Stenz ist es glücklich gelungen, ein Exemplar dieses merkwürdigen Buches in seinen Besitz zu bringen. Dasselbe wird im St. Gabriel-Museum in Wien aufbewahrt und ist wohl das einzige Exemplar des Buches, das seinen Weg nach Europa gefunden hat. Ueber die Entstehung erzählte ein vornehmer Chinese, der früher einer der geheimen Gesellschaften angehörte, dem Geistlichen, daß das Buch von zwei Gelehrten stamme, die vor 1500 Jahren lebten. Ohne daß sie gegenseitig von ihrer Arbeit wußten, malte der eine die Bilder, während der andere die Verse schrieb. Ein Dritter sah die Bilder und später die Verse, und war erstaunt darüber, daß Bilder und Verse dasselbe ausdrückten. Beim genaueren Vergleich zeigte es sich, daß sie wirklich alle zusammenpaßten.

Von den beiden Illustrationsproben, die wir unseren Lesern aus dem Buche vorführen, gehört das erste Bild der Vergangenheit an. Der darunter stehende Text lautet: „Wir sehen, wie ein Apfel mit einem menschlichen Auge ohne Hindernis gen Peking zieht. Da wurde die Furcht der drei Reiche erweckt. Kurz darauf kam das Reich in die Hände des großen Ts'ing." Diese dunklen Worte sollen auf den Zug des Räuberhauptmanns Li-tse-tscheng nach Peking (1643) hindeuten. Der Kaiser erhängte sich bei seinem Nahen, und alle Prinzen der Ming-Dynastie wurden ermordet. Darauf kam die Dynastie Ts'ings ans Ruder. Zur Erklärung des Bildes dient, daß ein Apfel auf chinesisch Li heißt, und daß Li in Peking das eine Auge verlor. — Das andere ist gewiß das erste der Bilder, das die Zukunft betrifft. Man sieht einen Vogel auf einem gehörnten Tier sitzen. Nach Pater Stenz' Aussage ist es eine Gans, die auf einem Ochsen sitzt. Unter dem Ochsen, der auf dem Original gelb gemalt ist, verstehen die Chinesen China. Die Gans soll eine fremde Macht bezeichnen, die zu Schiff nach China gekommen ist. Im Gedicht heißt es, daß der Kaiser schläft. Als er erwacht und den Thron besteigen will, wird das Reich vollständig, wie von Donner und Blitz, vernichtet. Die Worte sind sehr allgemein gehalten. Aber Unklarheit in den Ausdrücken ist eine Eigenschaft, die die chinesischen Prophezeiungen mit denen anderer Länder gemein haben.

Ein weiteres Bild spricht von „Glocken, die im ganzen Lande gehört werden". Es wird von einigen dahin ausgelegt, daß ein christlicher Kaiser dereinst das Land regieren wird. Schließlich wird der Untergang der Welt prophezeit. „Alles in der Welt wird umgekehrt. Gesetz und Ordnung giebt es nicht. Die Menschen bekämpfen und ermorden einander."

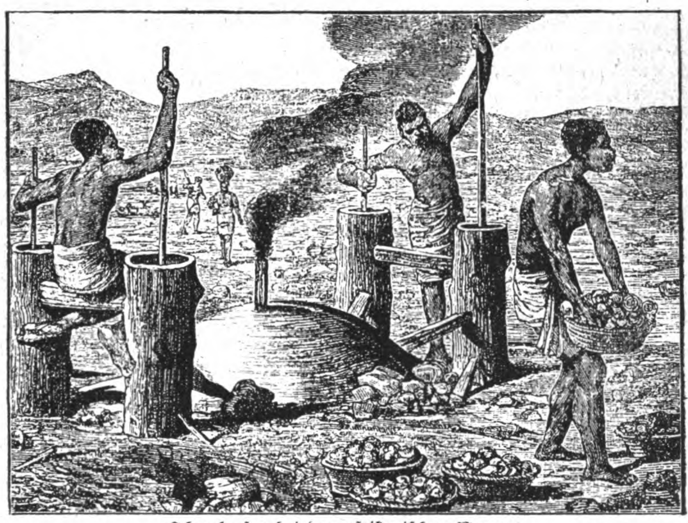
Die größten Gegenstände der Welt. Die Wunder der Natur und die mechanischen Meisterwerke der Menschen lassen sich am besten beurteilen, wenn man die größten Gegenstände der Welt, d. h.

solche Gegenstände betrachtet, die alle andern derselben Art an Größe überragen. — Die größte Karte der Welt ist die militärische Karte von England, die mehr als 180 Blätter enthält. Zu ihrer Herstellung gebrauchte man 20 Jahre. Die jährlichen Kosten beliefen sich auf eine Million Pfund Sterling, so daß die fertige Karte 20 Millionen Pfund Sterling oder 400 Millionen Mark kostete. Der Maßstab wechselt zwischen 3 m und $^1/_4$ cm per Meile. Die Details sind so genau ausgeführt, daß auf einer Karte mit einer Skala von $1^1/_2$ m jeder Zaun, jede Hecke, Mauer und jedes Gebäude, ja selbst jeder einzelne Baum aufgezeichnet ist. Die Karten zeigen nicht nur die Façon jedes Gebäudes, sondern auch jeden Vorbau, jedes Beet, jeden Laternenpfahl, jede Pumpe und Feldbahn. — Das größte Geschichtswerk, das je ausgegeben wurde, ist „The war of rebellion", das aus 120 gewaltigen Teilen in Oktavform besteht. Jeder Teil hat 1000 Seiten, und zu dem Werke gehört eine Riesenkarte in dreißig Teilen. Die Arbeit nimmt 10 m Platz im Bücherspind ein und wiegt fünf Zentner. — Die größte Hängebrücke der Welt ist die Newyork-Brooklyn-Brücke, die auch von der größten Anzahl Menschen passiert wird. Ihre Länge ist mit Einschluß der Aufgänge ca. 1890 m, der Abstand zwischen den Türmen ist 300 m, das Gewicht des ganzen Bauwerks 130000 Zentner, und die Erbauungskosten betrugen über 15 Millionen Dollars. — Die größte Stadt ist bekanntlich London. Es liegt in vier Grafschaften und hat 4250000 Einwohner oder ebensoviel, wie Paris, Berlin, Rom und St. Petersburg zusammengenommen. Um alle Straßen, Gassen, Parke und Alleen zu durchfahren — vorausgesetzt, daß man täglich 10 englische Meilen ($18^1/_2$ km) zurücklegt —, gebraucht man neun Jahre. Würde man die Straßen in eine Linie legen, so würde ihre Länge nicht nur ausreichen, um die ganze Erdkugel zu umspannen, sondern es würde noch ein Stück übrig bleiben, das der Entfernung von London nach San Francisco entspricht. — Der größte Kanal ist der Suez-Kanal, der am 16. November 1869 eröffnet wurde. Seine Länge beträgt 176 km, seine Tiefe 8 m, die jährliche Einnahme wird auf 15 Millionen Pfund berechnet, die Ausführung kostete 100 Millionen Pfund. Zum Passieren des Kanals gebraucht man ca. 20 Stunden. In der letzten Zeit hat man den Kanal vertieft, und diese Extraarbeit hat 40 Millionen Pfund verschlungen. — Der längste Kanal der Welt ist der Kaiser-Kanal in China, der die stattliche Länge von 1854 km hat. — Der größte Krater ist der Haleakala auf den Sandwichinseln. Der Umkreis des Kraters ist ungefähr 37 km, seine Tiefe an einzelnen Stellen bis 1200 m. Ließe sich sein Inneres von allen Steinen und Schlacken befreien, so würde die Vertiefung so groß werden, daß die ganze Stadt Newyork in ihm Platz hätte. Vier oder fünf andere große Städte könnten dann noch darüber gestellt werden, ohne daß ihre Turmspitzen aus der Kraeröffnung herausragen würden. — Für das prachtvollste Bauwerk der Welt wird der Tempel in Karnak gehalten, der an Umfang doppelt so groß wie die St. Peterskirche in Rom ist. Das Aeußere des ganzen Tempels gleicht einem poetischen Traum in Stein, und beim Anblick seiner riesenhaften

Dimensionen, seiner herrlichen Alleen und wunderschönen Höfe ergreift den Menschen das erklärliche Gefühl seiner eigenen Niedrigkeit. — Die größte Bibliothek ist die Nationalbibliothek in Paris, die 40 000 Reale mit zusammen 1 400 000 Büchern, 175 000 Manuskripten und 300 000 Karten nebst 150 000 Münzen und Medaillen enthält. — Das größte Wohnhaus der Welt ist das Freihaus in einer der Vorstädte Wiens. Es enthält 15 000 Räume und ist in 400 Wohnungen geteilt. Dieses umfangreiche Haus, in dessen Mauern die Bevölkerung einer ganzen Stadt lebt, arbeitet, ißt und schläft, besitzt nicht weniger als 13 verschieden große Höfe und einen großen Garten. — Die größte Statue ist Bartholdis Freiheitsstatue vor dem Hafen von Newyork. Ihre Höhe vom Sockel bis zu der Spitze der Fackel, die die Göttin in ihrer Hand hält, beträgt 47 m. 40 Personen haben im Kopf der Göttin Platz, und die Fackel, zu der man auf einer Wendeltreppe gelangt, faßt ungefähr 14 Personen. — Der längste Tunnel ist der St. Gotthard-Tunnel. Er ist $17^1/_2$ km lang, und das Bauwerk kostete ca. 200 Millionen Mark. — Die merkwürdigste Brücke ist die Agaterbrücke in Arizona. Sie ist aus versteinertem Holz gebildet, hat eine Länge von über 60 m und ihre Endpunkte ruhen auf Sandstein. — Der größte Dom der Welt ist der St. Peter in Rom. Der Bau dieses Prachtwerkes begann bereits 1450, aber erst im Jahre 1880 wurde er vollendet. 45 Päpste hatten inzwischen auf dem Stuhl Petri gesessen. Die Kosten des Gesamtbaues werden auf ca. 300 Millionen Mark geschätzt. — Das prachtvollste Grab der Welt ist das vom Schah Jehan zur Erinnerung an seine Gemahlin Taj Nubal errichtete. Das Grab liegt in Agra (Hindostan) und ist in weißem Marmor aufgeführt, in den Jaspis, Türkisen, Ametisten, Saphire und Opale eingelegt sind. 22 000 Menschen arbeiteten 20 Jahre daran, und obgleich alle Arbeiten kostenfrei ausgeführt und die meisten Juwelen zum Grabe geschenkt wurden, kostete es doch 60 Millionen Mark. — Das größte Gemälde mit der Ausnahme der Panoramen ist das Paradies von Tintoretto, das sich in einem Salon im Dogenpalast zu Venedig befindet. Das Gemälde ist 26 m breit und 11 m hoch. — Die größte Mauer ist bekanntlich die lange Mauer, die China an der Grenze gegen die Tartaren aufgeführt hat. Sie wurde ungefähr 200 Jahre vor Christi Geburt gebaut, ist 6 m hoch und etwa 8 m dick und erstreckt sich ca. 25 km über Berg, Thal und Ströme. — Die größte Blume der Welt ist die Rafflesia Arnoldi auf Sumatra. Sie hat etwa 1 m Durchmesser, ist also ungefähr so groß, wie ein gewöhnliches Wagenrad. Die Blume ist veilchenblau mit cremefarbigen Staubfäden. Sie wiegt ungefähr 15 Pfund und verträgt 7 Liter Wasser. Ihre Knospen gleichen unförmig großen Kürbissen. — Das größte Insekt der Welt ist eine Motte in Zentralamerika mit Namen Erebus Strix. Ihre Länge von Flügelspitze zu Flügelspitze wechselt zwischen 30 und 50 cm.

Eisengewinnung bei den Naturvölkern. (Mit einer Abbildung.) Obgleich die uncivilisierten Volksstämme zur Gewinnung und Behandlung des Eisens Oefen und Gerätschaften benutzen, die im

Vergleich zu unseren sehr einfach sind, verstehen doch die Eingeborenen Indiens sowohl, wie Afrikas, gutes Eisen herzustellen und es mit Tüchtigkeit zu schmieden. Die Eisenschmelzer ziehen oft von Ort zu Ort, und wo sie ein passendes Eisenerz finden, bauen sie ihre Oefen aus Thon. Oft sind es kleine „Hochöfen“, allerdings selten höher, als einige wenige Meter; aber sie können auch, wie das Bild zeigt, andere Formen haben. Im Ofen werden kleine Stücke von Erz und Holzkohle schichtweise übereinander aufgestapelt. Gewöhnlich wird der erforderliche Zug auf künstlichem Wege hervorgebracht. Dazu verwendet man häufig aus Ziegen- oder Büffelhäuten hergestellte Blasebälge.



Schmelzofen bei den afrikanischen Negern.

An andern Stellen wird die Luft durch Kolben in die Oefen gepreßt, die in ausgehöhlten Baumstämmen hin und her bewegt werden. In den offenen Hochöfen fährt man fort, immer neue Erz- und Kohlenlager aufzuschichten, bis man im Verlauf von vier bis sechs Stunden einen porösen Eisenklumpen von 3 bis 15 kg Gewicht erzielt. Dieser wird dann nachher auf dem Ambos weiter behandelt.

Ueber berühmte Junggesellen veröffentlicht ein amerikanisches Blatt eine interessante Studie, der wir folgende Einzelheiten entnehmen: Alexander v. Humboldt antwortete einstmals einer Französin, welche ihn fragte, ob er niemals geliebt habe: „Meine Liebe hat immer nur der Wissenschaft gegolten!“ Wie Humboldt ist auch Leibniz unvermählt geblieben. Er hegte den Grundsatz, man müsse sich erst vierzig Jahre besinnen, bevor man einen so wichtigen Schritt

thue. Und als er sich endlich genug besonnen hatte, wies die Frau, die er heiraten wollte, den Antrag ab, weil auch sie sich besonnen hatte. Ein Junggeselle blieb auch Leibniz' Zeitgenosse Isaac Newton, der sich sogar oftmals seine Mahlzeiten selbst bereitete. Bekannt ist die Geschichte, wie einst seine Haushälterin, die er fortgeschickt hatte, ihn bei ihrer Rückkehr dabei betraf, wie er statt eines Eies, das er hatte kochen wollen, seine Uhr ins kochende Wasser geworfen hatte, während er mit dem Ei in der Hand dabei stand. Rousseau, der ebenfalls Junggeselle geblieben war, wurde in den letzten Jahren seines Lebens von seiner Haushälterin in furchtbarer Weise tyrannisiert. Voltaire, Plato, Petrarca, Tasso, Dante, Spinoza, Calderon, Richelieu sind unvermählt gestorben. Von Neueren seien in bunter Reihe erwähnt: Heinrich v. Kleist, Hölderlin, Grillparzer, Hamerling, Bauernfeld, Gottfried Keller, Graf Schack, Roquette, Nietzsche, Brahms. Auch unter den Politikern gab es viele Verächter der Ehe. Von den Politikern unserer Tage seien nur Gambetta, Caprivi, Lasker und Windthorst erwähnt. Die drei bedeutendsten Künstler aller Zeiten, Raffael, Michelangelo, Leonardo da Vinci, sind unvermählt gestorben. Freilich kann man diese wohl kaum in die Reihe der eigentlichen Junggesellennaturen rechnen. Solche echte Junggesellennaturen waren zum Beispiel Kant und Beethoven. Kant äußerte sich über das weibliche Geschlecht folgendermaßen: „Ein Frauenzimmer soll sein wie eine Turmuhr, um alles pünktlich und auf die Minute zu thun, und doch auch nicht wie eine Turmuhr, sie muß nicht alle Geheimnisse laut verkünden; sie muß sein wie eine Schnecke, häuslich, und auch nicht wie eine Schnecke, sie muß nicht all' das Ihrige am Leibe tragen." Ganz besonders waren dem Weisen von Königsberg die gelehrten Frauen unbehaglich. „Sie brauchen," so meinte er, „ihre Bücher wie ihre Uhren; sie tragen sie, damit man sieht, daß sie eine haben, obschon sie gewöhnlich still steht." Bezeichnend für Kants Meinung über die Frauen ist auch eine Antwort, die er einmal in der Gesellschaft der Gräfin Königsmark gab. „Können Sie wohl," so fragte die Gräfin, „der Sie ein großer Menschenkenner sind, gleich beim Eintritt in ein Haus wahrnehmen, ob der Mann oder die Frau die Herrschaft führt?" — „O ja," versetzte der Gelehrte; „bemerke ich, daß eine große Stille im Hause herrscht und durchaus kein Widerspruch stattfindet, so schließe ich, daß die Frau das Regiment führt." Kants Häuslichkeit wurde von seinem Diener Lampe in Ordnung gehalten, was man so euphemistisch „in Ordnung" nennen darf. Es störte Kant sogar, wenn der alte Lampe die gewohnte Unordnung irgendwie störte. Und ein ganz ähnliches Bild erhält man von Beethoven. Seine Lebensführung wird in der folgenden Weise geschildert: Den ganzen Vormittag beschäftigte er sich mit dem Niederschreiben seiner Gedanken. Kaum hatte er beim Mittagessen den letzten Bissen verzehrt, so lief er im Geschwindschritt, als würde er gejagt, zweimal um das Straßengeviert, innerhalb dessen er wohnte. Ob es regnete, schneite oder hagelte, ob es schneidend kalt war oder ob es donnerte und blitzte, er machte seinen gewöhnlichen „Spaziergang". In seiner Wohnung

herrschte eine grenzenlose Unordnung; Bücher und Musikalien lagen überall umher; hier sah man die Ueberreste eines kalten Frühstücks; hier volle, dort leere Flaschen, auf dem Schreibpulte die hingeworfene Skizze zu einem neuen Quartett, in einer Ecke Brot, auf dem Pianoforte gekritzelte Gedanken zu einer Symphonie, daneben einen Korrekturbogen. Trotz dieser Unordnung rühmte er fortwährend mit wahrhaft ciceronischer Beredtsamkeit seine Ordnungsliebe, und wie nett es bei ihm aussehe. Der Komponist hatte in keiner Wohnung Ruhe. Einmal hatte er nicht weniger als vier Wohnungen auf einmal. In allem, was nicht seine Musik betraf, war er höchst ungeschickt; er konnte kaum etwas in die Hand nehmen, ohne es fallen zu lassen und zu zerbrechen. Er rasierte sich selbst, aber man sah es auch an seinem zerfetzten Gesicht. Ries behauptete, Beethoven habe es niemals dahin bringen können, beim Tanzen Takt zu halten. Man kann wohl kaum treffender das Wesen eines Junggesellen schildern, als es durch diese Züge aus dem Leben Kants und Beethovens geschehen. Und doch wäre für beide die Ehe vielleicht das Grab ihrer genialen Größe geworden.

Die Quittung einer Dichterin. Die im Jahre 1791 verstorbene Dichterin Anna Luise Karsch, gewöhnlich „die Karschin" genannt, gelangte trotz der bedeutenden Unterstützungen seitens ihrer vielen Freunde und des ansehnlichen Honorars von 2000 Thalern für die Herausgabe ihrer Gedichte nie in eine sorgenfreie Lage und belästigte ihre Gönner fortwährend mit Gesuchen um Geld. Wiederholt wurde auch Friedrich II. angepumpt und des öfteren erinnerte sie ihn an ein ihr gegebenes Versprechen, ihr das Erdendasein zu erleichtern und ihr namentlich ein eigenes Haus zum Geschenk zu machen. Sie erhielt auf ihre wiederholten Bitten indes nur kleine Geschenke, und im Jahre 1773 wurden ihr auf einen ihrer Mahnbriefe zwei Thaler durch die Post zugesendet, mit der Beischrift: „Zwei Thaler zum Geschenk für Deutschlands Dichterin." Hierüber entrüstet, siegelte sie das Geld wieder ein und sandte es an den König mit den folgenden Versen zurück:

„Zwei Thaler giebt kein großer König!
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück;
Nein, es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb' ich es zurück."

Diese Kühnheit hatte zwar keine nachteiligen Folgen für sie, jedoch auch keinen Einfluß auf die Verbesserung ihrer Verhältnisse. Als sie 1783, wahrscheinlich auf abermalige Bitten um ein Haus, drei Thaler erhielt, schrieb sie nachfolgende Verse, die gewissermaßen eine Quittung für die kleine Summe sein sollten:

„Seine Majestät befahlen,
Mir, anstatt ein Haus zu bau'n,
Doch drei Thaler auszuzahlen. —
Der Monarchbefehl ward, trau'n!
Prompt und treulich ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbau'n.
Sonst bestellt' ich ohne Grau'n

Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern über'n Schmaus
Bei des abgegrämten, alten,
Magern Weibes Ueberrest,
Die der König darben läßt."

Ein eigenes Haus ward der Dichterin erst von Friedrich Wilhelm II. nach seiner Thronbesteigung zum Geschenk gemacht. Th.

Bellinis erste Liebe. Vincenzo Bellini studierte am Konservatorium von San Sebastiano in Neapel und besuchte dort fast täglich einen Freund. Eines Nachmittags beobachtete er mit einem Opernglase die Häuser der Nachbarschaft, und dabei blieben seine Augen an einem Altan haften, über dessen Brüstung sich ein junges Mädchen lehnte. Das genügte dem feurigen Jüngling, sich sterblich in sie zu verlieben. Nachdem er viele Listen angewendet hatte, gelang es ihm endlich, als Gesangslehrer zu der jungen Dame zu kommen, die seine Liebe ebenso leidenschaftlich erwiderte. Aber dieser Zustand konnte nicht lange dauern. Der Verdacht ihrer Familie war erweckt worden, und Bellini wurde entlassen. Erst nach dem teilweisen Erfolg von „Adelson und Salvini" näherte er sich, kühner geworden, der Schönen wieder und bat um ihre Hand, die ihm indessen von den Eltern von neuem höhnisch verweigert wurde. Es folgten nun traurige Tage für die Liebenden, aber Bellini liebte auch seine Kunst und arbeitete weiter, bis „Bianca und Fernando" mit ungeheuerem Erfolg zur Aufführung gelangte. Wieder hielt er um seine Maddalena — so hieß das von ihm geliebte Mädchen — an, aber er erhielt den Bescheid, daß „Richter Fumarolis Tochter niemals einen armen Beckenschläger heiraten dürfe". Schließlich ließ sich der unglückliche Liebhaber in Mailand nieder, wo die Musik seine Herrin wurde und er von Erfolg zu Erfolg schritt. Eines Tages erlebte er den Triumph, daß man ihm zu verstehen gab, daß nun keine Hindernisse mehr zwischen ihm und Maddalena lägen. Aber er erwiderte zu seinem eigenen Erstaunen ohne jede Erregung, daß es zu spät wäre, da er mit seiner Musik verheiratet sei.

Aus den Aufsatzheften schweizerischer Schüler teilt ein Lehrer im „Bund" folgende Stilblüten mit: Wenn ein Insulaner stirbt, pflanzt man eine Kokospalme auf sein Grab: aus ihren Jahrringen kann man dann sein Alter erkennen. — Wenn wir Hermann das Ideal eines deutschen Jünglings nennen, so dürfen wir dasselbe auch von Dorothea sagen. — Schillers Vater war Gewerbeoffizier. — Melanchthon legte im Reichstage zu Augsburg die neue Konfektion vor. — Die Tanne bringt oft dem Brustkranken eine harzige Genesung bei. — Unser Kanarienvogel hat ein Nest von Wolle, Wasser und Futter. — Wer in die Bastille kam, konnte sicher sein, das Licht der Welt nicht mehr zu erblicken. — In der Badezeit geht der Turnlehrer klassenweise in die Badeanstalt. — Das Barometer kann dem Bauer, wenn er die Ernte beginnt und schlechtes Wetter eintritt, die ganze Ernte verderben. — Hedwig war, wie ihr Gatte Tell, eine gute Hausfrau. — Viele Fremde suchen ihre Gesundheit in den Alpen auf. — Franklin trat auch ins politische Leben ein; er verheiratete sich nämlich

mit Miß Read. — Der Oberaargauer Bauer ist wohlhabend, weil er eben und gut bewässert ist.

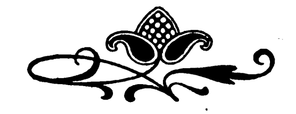
Kronen für die Milliardärsgattinnen in Amerika. In den Vereinigten Staaten sind gegenwärtig Kronen à la mode. Die elegante Milliardärsgattin bestellt nach ihrem Belieben das Diadem bei dem Juwelier, und die „Krönung" geht ohne Pomp mit Hilfe ihrer Kammerfrauen in ihrem Ankleidezimmer vor sich. Eisenbahnen- oder Talgköniginnen, Petroleum- oder Stahlkaiserinnen und Tabaks- oder Schweinepökelfleischregentinnen schmücken sich wie Majestäten und lassen sich, da sie nicht zu rechnen brauchen, zu diesem Zweck fabrizieren, was sie wollen. Sie haben sich Mrs. John Jacob Astor und Mrs. Clarence Mackay eine Nachahmung der Krone der Königin von England zugelegt. Mrs. Howard Gould hat sich eine Krone nach dem Vorbilde der von der Königin von Italien getragenen anfertigen lassen. Mrs. Charles Yerks schmückt ihre Stirn mit einer Nachahmung des Diadems der Königin-Regentin von Spanien, und Mrs. Bradley Martin hat sich eine Reproduktion des Diadems der Kaiserin Josephine geleistet, was sie die Kleinigkeit von 5000000 Mark gekostet hat. So kann man in den Newyorker und Chicagoer Salons strahlende Damen sehen, deren Haupt mit Emblemen bedeckt ist, die in Europa in den Augen der Menge die erlauchtesten Fürstinnen bezeichnet haben oder noch bezeichnen. Wenn ihre Männer nun noch die Laune haben sollten, für ihr Arbeitszimmer, in dem sie ihren Angestellten Befehle erteilen, goldene Sessel zu bestellen und die Kaiser- oder Königsthrone für sich nachmachen zu lassen, fehlt der großen amerikanischen Demokratie nach ihrer Meinung augenscheinlich nichts mehr, um das sie die Höfe Europas beneiden müßte.

Ole Bulls Geige. Die in Amerika lebende Frau des norwegischen Geigenkönigs Ole Bull, dem unlängst in seiner Vaterstadt Bergen ein schönes Denkmal gesetzt wurde, hat dem Museum in Bergen ihres Mannes berühmte Geige Gasparo da Salo geschenkt. Vorheriger Besitzer des Instruments war der Bankier Rhaczeck, der in Wien wohnte und wegen seiner reichen Sammlung von Streichinstrumenten, etwa 200 Stück, weiten Ruf genoß. Die Perle dieser Sammlung bildete die oben erwähnte Violine, genannt die „Schatzkammergeige". Sie war zu Anfang des 16. Jahrhunderts von dem Italiener Gasparo da Salo gearbeitet, dem einzigen, dessen Geigen sich mit denen Giuseppe Guarneris messen konnten. Gasparo da Salo war mit diesem seinen Werk so zufrieden, daß er von dem berühmten Benvenuto Cellini einen Griff dazu schneiden ließ. Am Ende dieses Griffes sitzt, mit dem Gesicht nach oben gerichtet, ein Engelskopf, und an der Unterseite befindet sich ein Meerweib, dessen Leib in Fischgestalt endet. Der Hals war ursprünglich rosafarben mit blau, rot und gelb. Der Rest besteht aus prachtvoller Schnitzerei, und Vergoldung und Farben sind gut erhalten, obgleich die Geige 1532 gemacht worden ist. Das Holz, das dazu zur Verwendung kam, wuchs auf dem Berge zwischen Brescia und Verona, wo sich die Vegetation infolge der beständigen Wärme so gleichmäßig entwickelt, daß die Linien des Holzes genauen Abstand voneinander haben. Jetzt ist der Berg bei Brescia abgeholzt, und es ist daher ein-

fach unmöglich, die Arbeiten dieses Meisters nachzuahmen. Kardinal Aldobrandini kaufte die Geige für 3000 Dukaten und verehrte sie der Kunstschatzkammer zu Innsbruck, von der sie ihren Namen hat. Als die Franzosen 1809 Innsbruck eroberten, wurde sie von einem Soldaten gestohlen und an Rhaczeck verkauft. Ole Bull, der schon viel von der Geige gehört hatte, suchte, als er nach Wien kam, sofort den Bankier auf, den er bat, das herrliche Werk sehen zu dürfen. Nach einigem Widerstreben ging Rhaczeck in sein Allerheiligstes, wo die 200 Violinen, Violoncelli und Kontrabässe symmetrisch geordnet standen und wo niemand hinein durfte. Die berühmte Geige lag in einem altertümlichen Schrank, der nach der Erklärung Rhaczecks früher einem Kloster gehörte. Zur Zeit des 30 jährigen Krieges soll in diesem Schrank ein Fürst erstickt worden sein. Ole Bull durfte die Geige nur bewundern, nicht anrühren, und vergebens bot er sein ganzes gespartes Vermögen dafür. „Geben Sie mir ein ganzes Stadtviertel von Wien, dann wollen wir sehen!" sagte der Bankier. Als Ole Bull zwei Jahre später in Leipzig war und Liszt und Mendelssohn als Gäste bei sich hatte, erhielt er einen Brief. Er war von Rhaczecks Sohn, der Ole Bull die Mitteilung machte, daß der Bankier Rhaczeck gestorben wäre und im Testament bestimmt hatte, daß die Gasparo da Salo an Ole Bull ausgeliefert werden solle. Letzterer war natürlich entzückt, und Mendelssohn schlug vor, daß die Geige mit einem Stück von Mendelssohn eingeweiht würde, was auch geschah. Den Erben sandte Ole Bull ein enthusiastisches Dankschreiben und der kleinen Tochter Rhaczecks einen Check von 2000 Thalern. Nun ist das Prachtstück, wie gesagt, nach Bergen gekommen, und wer einmal der alten Hansestadt einen Besuch macht — was allerdings insofern umständlich ist, als es noch immer keine Eisenbahnverbindung zwischen Christiania und Bergen giebt —, kann dort eine der berühmtesten und kostbarsten Geigen der Welt sehen.

Neues von Fritz Reuter. Aus Fritz Reuters Lebensgeschichte hebt Ernst Brandes in den Preußischen Jahrbüchern aus dem umfangreichen Material, das Karl Theodor Gäderz gesammelt hat, einige interessante Züge hervor, die noch nicht allgemein bekannt sein dürften. Aus dem Dömitzer Festungsjahr erfahren wir etwas Genaueres über eine Liebe Reuter's und deren Tragik. Die bezaubernde Anmut einer Tochter des alten Kommandanten v. Bülow, Frieda, hatte es dem armen Staatsgefangenen gleich angethan, und er wußte es bald durchzusetzen, daß die Geliebte und ihr Bruder bei ihm Unterricht erhielten, als sich einiges Zeichentalent bei ihnen verriet. Eine günstige Gelegenheit, mit Frieda allein zusammen zu sein, schuf sich Reuter dann dadurch, daß er den Bruder einmal fortschickte, damit er draußen etwas skizziere. Nun erfolgte der übliche Fußfall, aber gleichzeitig trat auch ganz unerwartet der alte Herr v. Bülow ein und bereitete dem glühenden Liebesgeständnis seines Gefangenen ein recht jähes Ende, indem er ihn auf die Wache bringen ließ. Damit war nun das freundschaftliche Verhältnis zur ganzen Familie vorläufig zerstört; erst später, als Reuter bei einem kleinen Brand in der Wohnung des Kommandanten im Schlosse mit Umsicht rettend eingriff, löste sich

die große Verstimmung, und der Verbannte wurde wieder zu Gnaden angenommen, nachdem er zuvor die schriftliche Erklärung abgegeben hatte, daß ihm die Töchter des Kommandanten Oberstleutnants v. Bülow von jetzt an alle gleichgültig sein würden. In dieser Weise ließ sich nun allerdings dem Herzen nicht kommandieren, und Reuter hat sein Versprechen auch insofern kaum gehalten, als er seiner Angebeteten des öftern ganz unzweideutige Gedichte durch ihren Bruder zustellen ließ. Des gestrengen Vaters wegen zerriß Frieda diese freilich, steckte die Fetzen aber sorgfältig in die Tasche und setzte sie dann mühsam wieder zusammen. So sind uns die Liebespoesien Fritz Reuters erhalten geblieben, in denen die Glut der Empfindung, die die schwersten Entsagungskämpfe ahnen läßt, keinen geringen Eindruck macht. Sehr hübsch ist eine Stelle aus einem Briefe an einen Hrn. Gärtner in Rom, in der Reuter mit humoristischer Anschaulichkeit einen großen Teil seiner Werke charakterisiert. So schreibt er von der Festungstid: „Dese Gesell geiht in Keden un kickt dörch isernen Trallingen un freut sick hellschen, dat hei in'n Drögen sitt un nich nödig hett, in'n richtigen Sneedräwel för sin eigen Gefängniß Schildwacht tau stahn," und später von Kein Hüsung: „Dat is en düstern Gast mit swarte kruse Hor un glupsche Ogen, un wenn de annern Gören um mi rümmer jachern un lachen, denn steiht hei för sick allein in de Eck un kickt in dat lustige Kinnerspill, as wull hei seggen: ‚Wat? Ji lacht, un ick müggt weinen!' Denn gah ick nah em ranne un segg un strik em äwer dat kruse Hor: ‚Lat! Lat sei lachen! Un mit Di ward't ok woll' mal beter. Du büst doch min Best!'" Aus der Zeit des Krieges gegen Frankreich wird ein bemerkenswerter Brief abgedruckt, den Reuter an einen jungen Artilleriehauptmann ins Feld schrieb. Der Offizier, dem von seiner Gattin die Stromtid nach Frankreich nachgeschickt worden war, hatte dem Dichter als Dank für seine herrliche Geschichte eine Straßburger Gänseleberpastete übersandt. Unter allen Anerkennungen erfreuten ihn dieses Geschenk und der beigefügte Kriegsbrief am meisten. In seiner Antwort heißt es: „Sie bringen mir Ihre Glückwünsche, daß ich die Zeit, die das Ideal unserer Jugend war und für die ich gelitten, noch erlebt hätte. Ich bin auf die Knie gefallen und habe dem lieben Gott, der alles so herrlich hinausgeführt, gedankt. Es ist ja viel schöner und herrlicher gekommen, als wir armen Jungen uns geträumt hatten. Wenn ich jetzt zurückblicke, seh ich wohl, daß alles, was wir als Jünglinge erstürmen wollten, nach und nach sich entwickeln und zur schönen Frucht heranreifen mußte."



Rätsel-Ecke.

Bilderrätsel.



Buchstabenrätsel.

Mit m am Ende ein feiner Fisch,
Er schmeckt dir sicher gut bei Tisch,
Wenn nur nicht hat der Köchin Hand
Mit z dazu zu viel verwandt.

Wortgruppenrätsel.

Das Erste ist ein Monat,
Das Zweite eine Art Fisch,
Das Dritte ein Fluß im Elsaß.

Die Worte sind, von links nach rechts und von oben nach unten gelesen, gleichlautend.

Versteckrätsel.

Verdienst — Erle — Edith — Ungarn — Degen — Serbien — Dolden — Else — Harras — Essen — Natal — Mode.

Jeder Silbe obiger Wörter ist ein Buchstabe zu entnehmen, die, wenn richtig gewählt, ein deutsches Sprichwort ergeben.

Worträtsel.

Es ist ein Nichts, ein leerer Schein,
Und dennoch legen viele
Mit Wohlbehagen sich hinein
An ihrem Wanderziele.
Oft wirft man's achtlos an die Wand,
Doch bleibt es uns ergeben
Und wird uns treu in jedem Land,
Das wir durchziehn, umschweben.
Nie flieht es, faschen Freunden gleich,
In Not und Kampf vom Orte,
Und nach dem Tod erschließt sein Reich
Dem Ärmsten seine Pforte.

Zweisilbige Charade.

Die Erste ist der Jugend gleich,
An Blumenduft und Liedern reich;
Die Letzte winkt zur Rast und Ruh'
Nach langer Fahrt dem Schiffer zu.
Das Ganze liegt in Italiens Auen,
Stolz und bewundernswert anzuschauen.

Auflösungen aus Band IV.

Bilderrätsel: „Frohes Neujahr".
Silbenrätsel: Kapelle.
Dreisilbiges Rätsel: Haar-Scheeren — Heerschaaren.
Logogryph: Locken — Glocken — Flocken.
Verwandlungsrätsel: Memel, Glatz, Iglau, Osaka, Sedan, Leeds, Mitau, Patna, Stade — Maladetta.
Rätsel: Blaustrumpf.




UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 613 917 3